Biogr. 1138 A

Sybel

von Liebetrut

Vicar Brotbrk.

Digitized by Google

ARNOLD AUGUST SYBEL

Geb. d. 9. Sept. 1809, gest. d. 15. Dec. 1838,

zuletzt Diakonus zu Luckenwalde

im Jünglingsalter.

Arnold August Sybel,

zuletzt Diakonus zu Luckenwalde,

nach seinem

Leben und Wirken,

und

nach seinem schriftlichen Nachlasse

dargestellt

von

Dr. Friedrich Liebetrut,
Diener des göttlichen Worts.

Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin.
1 Kor. 15, 10.

(Der ganze Ertrag zum Besten der wissenschaftlichen Bildung der hinterbliebnen Söhne des Verewigten.)

Berlin, 1841.
In Kommission bei W. Thome.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.
Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Ein kurzes Wort hat der Verfaſſer an die Leſer vorauszuſchicken.

Mit dem Vertrauen eines Reichen, der mit voller Hand unter die Empfänger trit, trete ich mit dieſem Buche vor meine Leſer hin. Es iſt das Bild des Freundes, welches ich darbiete; eines Freundes, welcher, obſchon in die höheren Kreiſe der Freundſchaft eingegangen, auch jetzt noch die Herzen der Leſer gewinnen wird, denen aber, die ihn einſt Freund nannten, das Herz in ſteter Liebe nach oben zieht. —

Ob nun der Leſer dem Verfaſſer eines Lebensbildes auch ſeinerſeit volles Zutrauen ſchenken kann, ob die Innigkeit der Freundſchaft deſſen Feder nicht höher gehoben, als recht iſt: wenn dieſer nicht anders, als mit dieſem Geſtändniſſe ſeine Rede beginnt?

Wir waren Freunde. Doch wir fanden einen Freund, der das Siegel unſrer Freundſchaft war, der uns darum theurer als das Theuerſte, als die Freundſchaft ſelber wurde; welcher, da ſein Name „Wahrheit" iſt, Wahrheit, die frei und lebendig macht, uns die Wahrheit über alles ſchätzen, ſie in allem ſuchen lehrte.

*

Doch was den ferneren Leser sichrer stellt, als jedes Wort eines Menschen, der irren, sich verirren kann, ist die Darstellung meines Gegenstandes selbst. Was ich dem Leser darbiete, ist fast durchgängig ein Mosaik des Lebens, dazu die Steine, ohne weitere Politur und künstliche Bearbeitung, mitten aus dem Leben und dem schriftlichen Nachlasse des verklärten Freundes herausgeschnitten sind. Der Verewigte hat, durch einen großen Theil seines Lebens hin, die wichtigsten Entwicklungen seines äußeren und inneren Lebens in einer großen Anzahl von Briefen niedergelegt, die er, fast tagebuchartig, früher an den Verfasser, dann während sieben Jahre an die Braut geschrieben, und welche, wie man sehen wird, oft selbst als Entwicklung seines Lebens, immer aber als sprechende Zeugnisse desselben erscheinen. Diese Briefe habe ich, unter steter Vergegenwärtigung des Lebens Sybel's durchlesen, das Geeignetste ausgewählt, geordnet, mit einem Theil seiner gleichzeitigen Gedichte durchflochten, und die jetzt noch bleibenden Lücken so einfach als möglich zu schließen gesucht. Für die letzten Lebensabschnitte aber haben die schriftlichen und mündlichen Mittheilungen der nächsten Freunde und Augenzeugen die eigne Beobachtung ergänzt. So habe ich kaum etwas mehr gethan, als die charakteristischen Zweige, Blätter und Blüten von dem wirklichen Lebensbaume Sybel's gebrochen, und sie wieder in der Ordnung zusammengefügt, in welcher sie das wirkliche Lebensbild abspiegeln.

Was aber noch als Rahmen erscheint, den der Verfasser, so schlicht er vermogte, um des Freundes Bild gelegt hat, zerbreche der Leser immerhin, so es ihm gut däucht; es bleibt ihm genug, des Bildes Wahr-

heit und Schönheit zu erblicken, und dahinauf mit einem Blicke des Sehnens, mit einem Lobe des Höchsten gezogen zu werden, wo die Quelle dieser Schönheit fließt, und wohinauf auch das sehnende Herz des Geschiedenen den Weg genommen.

Was, wenn das Urtheil des Lesers mit dem meinigen zusammentrifft, in dem dargestellten Leben das Erhebendste ist, mag dieses sein, daß ein Mann, ohne in einer Hinsicht ausgezeichnet begabt zu sein, allein durch die Treue seines Wandels sich zu einer Höhe der sittlichen und christlichen Vollendung erhob, wie sie nur selten erreicht wird. Sybel war freilich von der Hand seines Gottes mit Natur- und Gnadengaben reich genug bedacht. Aber in Ansehung jener ersteren ragte er durch keine derselben, ja nicht einmal durch ihre Gesammtheit weit über das mittlere Maß hervor. Aber indem er im tiefsten Herzen der Natur und Gnade treu wurde, indem er mit der Einfalt des Kindes, mit dem Ernste des Mannes dem Rufe seines Gottes folgte, indem er mit der Demuth des gebeugten Sünders, mit dem Heldenmuthe des Gläubigen den Weg der Selbstverläugnung und der Liebe ging: kann er nur die Bewunderung, die Nacheiferung auch derer erregen, die ihm in jener Hinsicht vielleicht weit vorangehen.

Sybel's ganze Geschichte ist ein köstliches Zeugniß davon, was die Gnade Gottes in Christo an einem Menschen vermag, der in der Aneignung ihrer Kräfte treu wird.

In Ansehung der aus der reichen, brautschaftlichen Korrespondenz aufgenommenen Stellen wolle der Leser folgende Bemerkung nicht übersehen. Nachdem ich auf dem schmerzlichen Wege zum Begräbniß des Freundes

den Gedanken der vorliegenden Lebensbeschreibung gefaßt hatte, übergab mir die, damals ihres eignen Todes gewärtige, Wittwe den schriftlichen Nachlaß des Mannes auf ihrem Krankenlager. Unter anderen Umständen hätte sie wohl selbst erst eine Auswahl des Mitzutheilenden getroffen, so konnte sie nicht mehr thun, als meiner Hand und Wahl das Ganze anvertrauen. Für letztere bin daher allein ich verantwortlich, auf mich allein fiele jeder Tadel, wenn der Wunsch, den Lesern das schöne Bild des Lebens und der Geschichte des Freundes nach allen Seiten hin darzulegen, mich in der Benutzung jenes Materials, so weit es die Geschichte seines brautschaftlichen Lebens betrifft, zu weit geführt zu haben schiene.

Im übrigen bin ich wohl gefaßt, manchem Leser einigen Anstoß durch Aufnahme charakteristischer Briefstellen und Gedichte aus dem Jünglingsalter Sybel's gegeben zu haben. Es kann auch wirklich scheinen, als ob meine Darstellung eines Lebens, welches, von seinen amtlichen, pastoralen Beziehungen abgesehen, zuletzt die höchsten Gebiete erreicht, durch die Aufnahme mancher Stellen nur verlieren könnte, die mehr von dem natürlichen Leben Zeugniß geben, als von dem aus Gott. In dieser Hinsicht berufe ich mich indeß zunächst einfach auf den Zweck, den ich bei der Darstellung eines Lebens in seiner wirklichen Entwicklung haben mußte. Nächstdem achte ich, daß die Natur, dieses ursprüngliche Werk der göttlichen Charis,*) soweit sie eben noch Natur, natürlich, nicht Unnatur, widernatürlich und sündlich ist — sie ist dieß nun aber überall in gewissem Grade —

*) Huld, Liebe, Gnade.

der Gnade entspricht, welche nur die Natur in ihrer Wahrheit und Reinheit wiederherstellt und verklärt. Der Leser sehe nun und urtheile, in wie weit dieß in Sybel's Leben sich rechtfertiget. Die Widersprüche aber, welche sich noch zwischen seinem natürlichen Leben und dem späteren der Gnade zeigen mögen, müssen so weit entfernt sein, dem Unbefangenen den Blick auf die leuchtenden Spuren der Wirksamkeit der Gnade zu trüben, daß sie diesen vielmehr nur erleichtern können.

Ob aber alles hier Mitgetheilte dem Leser bedeutungsvoll erscheinen könne, ist eine andere Frage, über die ich seinem Urtheil nicht vorgreife. Der Verfasser wünscht in Ansehung der Mittheilungen aus des Seligen schriftlichem Nachlasse nur, der Leser mögte dieselben betrachten als Blätter-, Blüten- und Fruchtschmuck eines in einem milden Klima freudig aufgewachsnen Baumes. Bricht und schneidet man hier die einzlen Theile zur gründlichen Betrachtung außer dem organischen Zusammenhange ab, so mag wohl manches nicht bloß unreif und unschmackhaft, sondern auch unbedeutend erscheinen, während es, an seiner Stelle betrachtet, den lebendigen Eindruck des Ganzen erhöht. Der Leser befreunde sich also mit dem Ganzen, und betrachte das Einzle nur als vermittelndes Glied für die Entwicklungsgeschichte jenes. Ohne Zweifel wird dann aber der Verf. nicht der einzige sein, der sich oft beim Betrachten einer, zunächst dem irdischen Boden entsproßnen, dem Dießseits zugekehrten, Blüte in dem Leben Sybel's von Düften angewehet findet, die ihren letzten Ausgang aus einer höheren Welt bezeugen. Dieß gilt namentlich von den Zeugnissen seiner Brautliebe, die nicht allein zu dem Schönsten in dieser Hinsicht gezählt werden mögen, son-

dern auch das Herz verrathen, welches der höchsten Blüten heiliger Liebe fähig war.

In Ansehung der in den letzten Abschnitten mitgetheilten Thatsachen hoffe ich mit der Versichrung Glauben zu finden, daß ich durch keine dieser Mittheilungen verletzen gewollt. Gewiß wäre ich dieser Darstellung unwürdig, ihrem Gegenstande ganz unähnlich, hätte ich nicht, soweit es mit dem Zwecke der Darstellung selbst vereinbar war, jede nutzlose Verletzung geflissentlich zu vermeiden gesucht. Wo indeß die Wahrheit der Erzählung einem betheiligten Leser nicht jeden Schmerz ersparen gekonnt: da möge dieser eine Regung der göttlichen Traurigkeit sein, „welche zur Seligkeit eine Reue wirket, die niemand gereuet."

Was den weiteren Segen meiner Arbeit an diesem Buche betrifft, so kann derselbe nicht fehlen, wenn dieses dem dargestellten Leben irgend nahe kommt. Der HErr thue damit, was ihm wohlgefällt. Väter aber, Lehrer und Erzieher mögen sehen, was dieses Buch, nächst dem erbaulichen Genusse der Anschauung eines so lieblichen Lebens, ihren reiferen Söhnen und Zöglingen zur Erweckung eines kräftigen und fruchtbaren Jugendlebens gewähren könne.

Noch bleibt der Dank allen den Freunden des Verewigten zu sagen, welche durch bereitwillige Mittheilung der Briefe und Schriften desselben, oder durch eigne Beiträge, die Ausführung dieser Lebensbeschreibung möglich gemacht haben.

In Ansehung des Druckes war leider ein mehrfacher Wechsel des Setzers und der Korrektur unvermeidlich. So waren auch einige Irrungen und Un-

gleichförmigkeiten im Drucke um so weniger zu vermeiden, als mir selbst nur eine flüchtige Ansicht des ersten Drittheils der Druckbogen möglich war. Um so mehr wird es der Leser dem Fleiße der theuren Freunde Dank wissen, durch deren sorgfältige Aufsicht das Buch dem Anschein nach von störenden Druckfehlern möglichst frei bleiben wird. In den ersten Bogen bin ich nur folgender ansichtig geworden: Seite 32, Zeile 4, ist zu lesen: erstaunt für erfreut. S. 65, Z. 12, ihre für ihm. S. 84, Z. 3 unten, sind die Worte: „Wie viele ... dar" zuletzt, und zwar als Bemerkung des Verfassers zu den eingeführten Worten zu lesen. S. 124, Z. 14, ist zu lesen: auf mein Zimmer. S. 137, Z. 15, in christlicher Verklärung für christliche Verklärung. — Hoffentlich werden auch die folgenden Bogen von gleichem Fleiße des Satzes und der Korrektur Zeugniß geben.

Endlich den auf dem Titel angedeuteten Wohlthätigkeitszweck betreffend, bemerke ich sehr freudig, daß die Kosten des Druckes von 700 Exemplaren dieses Buches durch die Subscription auf etwa 240 Exemplare mit 260 Thalern ziemlich gedeckt sind, so daß der ganze Ertrag der übrigen, durch den Buchhandel gehenden Exemplare (eine Anzahl behalte ich vorläufig zurück, welche noch zum Subscriptionspreise von $1\frac{1}{6}$ Thlr. mit dem Bildnisse zu haben sind) dem gedachten Zwecke anheimfällt. Die durch Gottes Segen zu hoffende Summe wird nebst Berechnung und Nachweisung in die Hände des Vormundes der nachgelaßnen Söhne des Verewigten niedergelegt werden, welcher (Herr Pastor Straube zu Werder bei Jüterbog) sie so lange mit den zu sammelnden Zinsen verwalten wird, bis einer der gedachten

Söhne, oder beide, im höheren Jünglingsalter, zum Genusse dieses väterlichen Segens gelangen mögen.

Und so sei auch diese Sache Ihm, welchem allein die Ehre gebühret, mit guter Zuversicht befohlen! —

Wittbrietzen bei Beelitz, den 14. Juli 1840.

F. L.

Uebersicht.

Erstes Buch. Jugendalter bis zur Konfirmation.

(9. Sept. 1804 bis 2. Mai 1821.) Seite 1—50.

Erstes Büchlein. Kindesalter. Seite 1—13.

Abriß einer biographischen Skizze von der Hand Sybel's. — Rückblick und Bemerkungen zu der Geschichte der Kindheit Sybel's.

Zweites Büchlein. Knabenalter. Seite 15—50.

Die vaterländische Begeistrung 1813—15, und Sybel im Kreise derselben. — Der turnerische Kreis, als Gegenbild jenes, und Sybel in diesem Kreise, S. 19. — Sybel im Kreise der Verbrüderung und der Freunde, S. 27. — Sybel in mannichfachen Sorgen und Mühen. Schulverhältnisse, S. 36. — Häuslicher, verwandtschaftlicher Kreis, S. 37. — Schluß des Abschnitts. — Nachtrag von Gedichten aus dieser Zeit, S. 43.

Zweites Buch. Jünglingsalter.

(Frühling 1821 bis Frühling 1831.) Seite 50—212.

Erstes Büchlein. Höhere Schuljahre. Seite 52—102.
(Frühling 1821 bis Herbst 1824.)

Sybel im Kreise der Kirche und Religion, S. 57. — Die Konfirmation betreffende Stellen und Gedichte, S. 58. Andere religiöse Gedichte, S. 64. — Bewährung dieser Richtung im Kreise der Schule, S. 72; im Kreise der Freunde, S. 75; der weiteren turnerischen und vaterländischen Verbrüderung, S. 81, und im häuslichen Kreise, S. 84. — Weiterer Kreis des geselligen Lebens, S. 89. — Andre Mittheilungen aus seinem schriftlichen Nachlasse dieser Zeit, S. 93.

Zweites Büchlein. Universitäts- und Kandidatenjahre.
Seite 103—212.
(Herbst 1824 bis Frühling 1831.)

Uebersicht, S. 105. — Brautliebe, S. 106. — Akademisches und wissenschaftliches Leben überhaupt, S. 109. — Sybel im Verhältnisse zu seinen Lehrern und Mitstudirenden zu Bonn, S. 110. Seine Mußestunden, S. 111. Verhältniß zu Neander und Schleiermacher in Berlin, S. 113. Ergebniß seiner Studien, S. 117. Hierher gehörige Stellen seiner Briefe, S. 119. — Uebersicht des fernern Entwicklungsganges während dieses Abschnittes im allgemeinen, S. 135. — Mittheilungen aus den Briefen und Gedichten des ersten akademischen Jahres, S. 138. — Ueber den fortgehenden Kampf mit des Herzens Eitelkeit, S. 142. Hinweisungen auf den Tod, S. 147. Verschiedenes, S. 149. Freiheit von

jeder Eifersucht, S. 157. Verschiedenes, S. 160. — Mittheilungen aus dem zweiten und dritten akademischen Jahre, S. 169. — Lohn der treuen Liebe, S. 169. Brautliebe und Christusliebe, S. 174. Verschiedenes, S. 181. — Mittheilungen aus der Zeit vom Herbst 1827 bis Herbst 1828. Erstes Kandidaten- und Schulamtsjahr, S. 186. — Sybel in der Zeit vom Herbst 1828 bis Frühling 1831, S. 192. — Berufsleben an der Königl. Realschule zu Berlin, S. 192. Häusliches Leben mit seinen Zöglingen, S. 197. Ueber seine Stellung zur Kunst. Geschichte des innern Lebens, S. 200. — Aus der letzten Zeit dieses Abschnitts, S. 204. — Militärzeit, S. 207.

Drittes Buch. Mannesalter.
(Frühling 1831 bis Herbst 1838.) S. 213—409.

Erstes Büchlein. Schulamtsjahre. Seite 215—286.
(Frühling 1831 bis Winter 1834.)

Trauung und Anzug Sybel's als Lehrer der höhern Bürgerschule zu Potsdam, S. 217. Zur Geschichte des innern Lebens, S. 220. Briefliche Mittheilungen hierzu, S. 229. Kreis des amtlichen Lebens, S. 243. — Kreis des häuslichen Lebens, S. 260. Hausordnung und häusliches Leben im allgemeinen, S. 262. — Sybel als Gatte, S. 269; als Vater, S. 272; im Verhältniß zu seinen Zöglingen, S. 274. — Blick über den Kreis des amtlichen und häuslichen Lebens hinaus und Schluß des Abschnitts, S. 282.

Zweites Büchlein. Pfarramtsjahre. Seite 287—409.
(Januar 1835 bis Dezember 1838.)

Ruf in's Pfarramt, S. 289. Wirkungskreis, S. 292. Sybel als Pfarrer überhaupt, S. 302. Sybel als Prediger und Katechet, S. 326. Sybel als Pastor und Seelsorger, S. 352. Sy-

bel in seinen übrigen amtlichen Verhältnissen, S. 363. — Sybel's Privatleben, S. 364. Sybel als Gatte, Vater, Freund; in seinem Verhältniß zu Kunst, Wissenschaft und anderen Strebungen. — Seine Wohlthätigkeit, S. 373. Leiden und Trübsal, S. 377. — Letzte Lebenswochen und Tod, S. 386.

Erstes Buch.

Jugendalter bis zur Konfirmation.

9. September 1804 bis Mai 1821.

„Der HErr ist mein Hirte,
mir wird nichts mangeln!“
Ps. 23, 1.

Erſter Abſchnitt.

Kindesalter.

1804 bis 1813.

„Auf Dich bin ich geworfen aus Mutterleibe;
Du biſt mein Gott von meiner Mutter Leibe an!“
Pſ. 22, 11.

Noch decket Nacht des Vaterlandes Gauen,
Das Nacht für Tag hält, Finſterniß für Licht;
Ja ſelbſt die Sehnſucht nach dem Heil gebricht,
Kaum, daß gen Oſten fromme Seher ſchauen;

Doch ſieht im Weſten man ein Wetter grauen,
Das bald verheerend über alle bricht,
Verkündend allen Gottes ernſt' Gericht,
Daß Reuezähren reichlich niederthauen:

Das war die Dämm'rung, die um Deine Wiege,
Du holdes Kind! ſo leiſe nur geſpielt,
Die ſich durch Wetterſturm zum Tage rang;

Doch glänzt Dein Auge freudig, wie zum Siege —
O hat Dein Herz in Ahnung ſchon gefühlt
Den Arm des Hirten, der ſich um Dich ſchlang?

Arnold August Eberhard Severus Sybel wurde am 9ten September 1804 zu Brandenburg an der Havel geboren. „Mein Vater," schreibt er selbst in einer, vor Jahren entworfenen, biographischen Skizze, der wir mehre Züge für das Bild seiner Jugend entnehmen, „mein Vater, Dr. Joh. Karl Sybel, war Medicinalrath in der genannten Stadt, der Sohn des weiland Pfarrer M. Sybel zu Etzin, eines sehr gelehrten Theologen und eifrigen Schülers Semler's; meine Mutter, Philippine, war eine Tochter des Predigers Wilmsen zu Berlin, eine Schwester des bekannten Schriftstellers. Der Vater hatte eine sehr ernste und strenge Erziehung erhalten, daher waren seine Grundsätze ebenfalls sehr streng sittlich; der Verstand war vorherrschend in ihm, und das Religiöse beschränkte sich, jener Zeit gemäß, auf eine moralische Lebensansicht. Er übte eine rastlose Thätigkeit und hatte ein sehr heftiges Temperament. Die Mutter war dagegen ganz Gefühl, doch ohne feste Haltung. Diesem Gefühle fehlte nicht die Richtung zu Gott, doch bedingte es nur eine allgemeine, wenn auch sehr warme, Religiosität, welcher der eigenthümlich christliche Charakter fehlte."

„In dem Hause eines Arztes einer kleinen Stadt ist immer viel Verkehr; so war das unsrige selten von Besuchern leer. Dieser stete Wechsel weckte natürlich in dem Kinde einen Reichthum von Vorstellungen, und so wurde ich denn für ein kluges Kind gehalten. Indeß hatte diese immerwährende Abwechslung für mich den Nachtheil, daß die immer wechselnden Bilder einander verwischten, und so der Grund zu dem schlechten Gedächtniß gelegt wurde, welches mir alle positiven Wissenschaften so schwer macht."

„Den ersten Unterricht erhielt ich von meinem Großvater, dem gewöhnlich die älteren Kinder für den Sommer zugeschickt wurden. Hier lernte ich lesen, zugleich aber weckte dieser Aufenthalt meine Liebe zur Natur. In den Spielen mit den Geschwistern und Bauerkindern war ich der lebendigste; ich machte alle Anordnungen, und wenn's auf den Rang ankam, so machte ich mich immer selbst zum Könige. Den weiteren Unterricht erhielt ich von dem Superintendenten Schmidt in Brandenburg, in Gemeinschaft seiner Kinder und Kostgänger. Im 7ten Jahre schon wurde ich auf das Gymnasium zu Brandenburg geschickt, wo ich nach Quinta kam. Hier herrschten unter den Knaben allerlei geheime Sünden, in die ich, als unbefangnes Kind, auch hineingezogen wurde. So frühe wurde der Keim der Sinnlichkeit in mir geweckt, und hieraus sind die schweren Kämpfe zu erklären, die ich späterhin gegen jene zu bestehen hatte."

„Als ich 8 Jahr alt war, verlor ich meinen Vater, vor dem ich mehr eine heilige Scheu, als kindliche Liebe empfunden hatte; doch erschütterte sein Tod den Knaben tief. Meine Mutter zog nun im Anfange des Jahres 1813 nach Berlin, wo sie im Hause ihres Schwagers, des Probstes Hanstein, in der stürmischen Kriegszeit einen sicheren Zufluchtsort fand."

„Im Hanstein'schen Hause herrschte eine große vaterländische Begeistrung; mehre Glieder der Familie waren selbst ins Feld gezogen. Des Abends saßen die Frauen und Kinder des Hauses um die Tische, zupften Charpie und sprachen von den für das Vaterland blutenden Kriegern. Hier sog ich denn die erste Liebe zu meinem deutschen Vaterlande ein, und ich wäre als Knabe schon gern für dasselbe in den Kampf gezogen."

„In Berlin besuchte ich die Schule des Professor Hartung, wo ich aber darum wenig lernte, weil ich der wildeste unter allen Knaben war. Boshafte Streiche beging ich nie, doch war mein Uebermuth so groß, daß mich weder die Lehrer, noch die Mutter ziehen zu können meinten, und es fürs beste gehalten wurde, mich einem Prediger auf dem Lande zu übergeben."

„So wurde ich denn nach B. bei Brandenburg zu dem Pred. H. gebracht, der meinem Vater befreundet gewesen war. Es waren hier noch zwei Pensionärs, mit denen ich in allen

Schulwissenschaften unterrichtet wurde. Es wurde uns aber alles zu leicht gemacht, und nicht streng auf die Elemente gehalten, woher eine große Ungründlichkeit in unser Wissen kam."

„Bisher hatte ich noch durchaus keine religiösen Regungen in mir empfunden. Hier traten sie zuerst hervor, sich anknüpfend an meine Liebe zur fernen Mutter und den fernen Geschwistern. Ich dachte oft, wie es ihnen gehen mögte, und dann betete ich zu Gott, er mögte sie mir erhalten. Es waren mir dieß meine liebsten Gedanken, und ich setzte mir für dieselben bald bestimmte Zeiten fest, Morgens, Mittags und Abends. Um mich ihnen ungestört hingeben zu können, hatte ich mir einen einsamen Ort im Garten unter einer schönen Eiche ausersehen, den ich mir nun auf alle Weise zu schmücken suchte. So arbeitete ich mir aus Holz ein Kreuz, das stellte ich unter die Eiche, behängte es mit Kränzen, und wenn ich mit meinen Gedanken dann bis zum Gebet gekommen war, sank ich vor dem Kreuze auf meine Kniee und betete zu Gott. Allemal, wenn ich diesen Ort betrat, ergriff mich eine heilige Scheu, und ich hätte mir hier nie etwas Böses erlaubt. Sonst aber hatte dieses Beten noch keinen Einfluß auf mein sittliches Leben. Lügen und Trügen war mir durch die Erziehung fremd geworden, doch begingen wir Knaben im geheim allerlei Sinnlichkeiten, die zwar in dieser Zeit mehr den Charakter des Spieles hatten, bei denen wir jedoch stets das Gefühl des Unrechts empfanden, und sie daher nur an verborgenen Orten betrieben."

„Hier blieb ich 1½ Jahr, im letzten Halbjahr war mein Bruder J. noch hinzugekommen. Wir hatten eine brüderliche Zuneigung zu einander, waren aber dabei sehr streitsüchtig. Auch ihn hatte ich dazu vermogt, sich einen Lieblingsplatz im Garten zu erwählen, und dort für Mutter und Geschwister zu beten."

„Hierauf kam ich nach Berlin, und zwar in Quarta des kölnischen Gymnasiums, und war hier recht fleißig. Besonders thätig war ich für die deutschen Stunden. Meine Aufsätze bildete ich gewöhnlich zu Fabel, Parabel und Rede aus, und versuchte sogar, einige in Versmaß zu bringen."

„Um diese Zeit, im 13ten Lebensjahre, regte die Bekanntschaft mit der deutschen Geschichte und die Vorstellung von der,

Sittlichkeit der alten Deutſchen, ihrer Treue, Keuſchheit u. ſ. f. ein ſittliches Ideal in mir auf, das ſich an die Frage knüpfte: „Wie ein wahrer Deutſcher ſein müſſe?“ Zur Beantwortung dieſer Frage ſtellte ich mir beſtimmte Regeln, die ſich auf Vaterlandsliebe, Wahrhaftigkeit, Nächſtenliebe, Frömmigkeit, bezogen. Für dieſe Ideen fand ich am meiſten Nahrung in der Kirche, daher beſuchte ich beſonders die Predigten von Hanſtein mit wahrer Liebe, und ſchrieb mir zu Hauſe manches daraus auf. Was mir nun ſo immer mehr im Geiſte aufging, ſuchte ich auch in mein Leben einzuführen, und ſo begann denn zuerſt der Kampf gegen die in mir ſo früh geweckte Sinnlichkeit noch zu rechter Zeit.“

„Was mich ſelbſt erfüllte, mußte ich aber meinen Geſchwiſtern und Jugendgenoſſen mittheilen, und ſo ſtiftete ich mit dieſen eine Verbindung für Tugend und Vaterlandsliebe. Wir ſchrieben uns beſtimmte Geſetze auf, nach denen einer über des andern Sittlichkeit wachen mußte. Wir hatten alle gleiche Rechte gegen einander, und keiner ſtand über den andern.“

„Zu dieſer Zeit kam ich auch in den Religionsunterricht zu meinem Oheim Wilmſen, und zugleich entſchied ſich meine Neigung zum Predigerſtande, da ich bisher immer geſagt hatte, ich wollte werden, was mein Vater geweſen. Es wurde nämlich im Jahre 1817 das Gedächtnißfeſt der Reformation gefeiert. Mich regte dieſe Feier ſehr an. Ich las viel über Luther's Leben, und beſuchte an den drei Tagen der Feier Vor- und Nachmittags die Kirche. Beſonders ergriff mich eine Predigt, von dem jetzigen Profeſſor Sack in der Domkirche gehalten. Ich kam von hier nach Hauſe, und ſagte meiner Mutter ſogleich, ich müſſe auch ein Prediger werden. Meinen Bruder J. aber beredete ich auch dazu, und wir arbeiteten nun ſogleich zuſammen Predigten aus.“

„Im 14ten Jahre wurde ich nach Unter-Tertia auf das berliniſche Gymnaſium verſetzt. Es waren damals 104 Schüler in dieſer Klaſſe, ich gehörte zu den letzten derſelben; die Lehrer konnten ſich wenig mit uns beſchäftigen, und ich kam auf dieſe Weiſe in eine große Faulheit hinein. Zugleich war ich ein eifriger Beſucher des Turnplatzes, was mich zwar noch mehr vom Arbeiten abzog, aber auch manches Gute in mir bewirkte. Ich

fühlte mich hier bald von einigen Aelteren durch ihre ernste sittliche Gesinnung angezogen, und schloß besonders mit Liebetrut eine innige Freundschaft, wiewohl ich ihm an Jahren nachstand. Vaterlandsliebe und Sittlichkeit waren die Ideen, auf die unsre Freundschaft sich gründete; Frömmigkeit schloß sich an, wir trieben uns zum Bibellesen, aber es hatte alles seinen Mittelpunkt nur in der Vaterlandsliebe."

„Da brachen die demagogischen Verfolgungen in Berlin aus; unser Lehrer Jahn, den wir sehr liebten, und dem wir die Belebung unsrer sittlichen und vaterländischen Begeistrung verdankten, wurde gefänglich eingezogen. Wir sahen nur Ungerechtigkeit darin, und das reizte uns gegen die bestehende Ordnung des Staates, die uns schon immer so geschienen, als könne sie die Freiheit nur beschränken. So wurde denn von den überklugen Jünglingen alles gemeistert, und es nahm sie eine Eitelkeit ein, die alles richten zu können sich dünkte. Von dieser verderblichen Richtung, die aber noch immer einen guten Keim in sich trug, wurden wir nur durch das Lebendigwerden des christlichen Glaubens abgezogen. L. wurde durch das Studium der Theologie dahin geführt, bei mir fiel in diese Zeit meine Einsegnung. Diese brachte mich zur Selbsterkenntniß, ich erkannte meine Eitelkeit, und da um diese Zeit auch der Geschlechtstrieb in mir erwachte, und ich von den furchtbarsten Reizungen zur Sinnlichkeit gequält wurde, drückte mich das Gefühl meiner Sündhaftigkeit tief darnieder, und ich wurde wirklich schon in dem Glauben eingesegnet, daß Christus allein es sei, der mich aus diesem Leibe des Todes erlösen und erretten könne."

„Indessen hatte mich meine Mutter von dem berlinischen auf das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium gebracht, welches durch die Ernennung des Director Spilleke große Erwartungen erregte. Hier wurde ich nun wieder fleißig, wozu ich noch besonders dadurch Anregung bekam, daß L. in unser Haus zog, und mich tüchtig zum Arbeiten anmahnte. Dieser Freund verließ nun Berlin, um in T. weiter zu studiren. Den Verlust unsrer Trennung suchten wir dadurch zu ersetzen, daß wir fast täglich einige Zeilen für einander schrieben; und da ich danach strebte,

meinem Freunde mein ganzes Innere zu offenbaren, und ihm auch das Schlechte in mir nicht zu verhehlen: so wurde ich dadurch immer mehr zur Selbsterkenntniß geführt."

„Meine liebsten Beschäftigungen waren in dieser Zeit Geschichte und deutsche Sprache. In der Geschichte ging ich aber weniger darauf aus, eine Fülle von Einzelheiten in mich aufzunehmen, als vielmehr Ideen zu erfassen. Hierzu fand ich besonders Anleitung in dem Unterrichte meines geliebtesten Lehrers Gaupp, dessen Liebe und Frömmigkeit mich so zu ihm erhob, daß ich nicht wie ein Schüler, sondern fast wie ein Freund neben ihm stand. Um diese Zeit machte ich auch die Bekanntschaft mehrer junger Maler, und so kam zu den Dingen, die mich bis dahin begeistert hatten, auch noch die Kunst hinzu."

„Für meine religiöse Bildung danke ich aber in dieser Zeit besonders viel dem Umgange mit meinem Lehrer Gaupp, dem Religionsunterrichte des Director Spilleke und des Prediger Pauli, und endlich den Predigten Schleiermacher's, die ich sonntäglich hörte, auf welche ich mich schon die ganze Woche hindurch freute. Mein persönliches Verhältniß zu Christo aber gestaltete sich dadurch besonders, daß mir die Bücher von der Nachfolge Christi von Thomas von Kempis in die Hände kamen, daraus ich mir nun Morgens und Abends las, wiewohl ich auch die Heil. Schrift nicht vergaß, ein Kapitel las und darüber nachdachte."

„So war ich 18 Jahr alt geworden, als ich nach Prima versetzt wurde. Es herrschte in dieser Klasse ein kalter Ton, der die Glieder derselben sehr vereinzelte. Das mißfiel mir, ich suchte ein gemeinschaftliches Leben zu wecken, was mir so gelang, daß wir zuletzt fast brüderlich mit einander lebten, und selbst die Lehrer sich dadurch freundschaftlich mit uns verbanden, woraus sich großer Segen für uns ergab."

„Nun kam L. von Tübingen zurück, aber, weil er meinem jugendlichen Sinne zu ernst und oft unnatürlich in seiner Frömmigkeit erschien, wollte damit die frühere Innigkeit der Liebe nicht zurückkehren. Um so fester schloß ich mich jetzt an meinen Freund Bernau an, besonders darum, weil er, wie ich, in seiner religiösen Ansicht streng prädestinatianisch war. Dieß hatte

bei mir darin seinen Grund, daß ich erkannte, ich sei nur durch meine beiden inneren Feinde, durch Eitelkeit und Sinnlichkeit, zu Christo gekommen, welche mich stets, bei Ihm Hülfe zu suchen, trieben."

„So beschäftigten mich denn schon in den letzten Schuljahren die theologischen Gegenstände, und mein religiöses Leben war bereits sehr angeregt, als ich im Herbst 1824 die Schule verließ, um zuerst in Bonn zu studieren ....."

Ich habe dieses Bruchstück eines, bald nach seinen akademischen Jahren von dem Verewigten flüchtig entworfnen Aufsatzes, welches sich fast über zwei Dritttheile seines Lebens verbreitet, so vollständig mitgetheilt, theils, weil es einige so anziehende Verhältnisse seines Lebens darlegt, theils, weil ich nicht zweifeln kann, daß jenes in seiner großen Einfachheit allen Lesern lieb sein werde. Wir werfen nun von hieraus unsern Blick noch einmal auf die frühere Jugendgeschichte unsres Sybel zurück.

Als in der tiefsten Nacht vaterländischer und kirchlicher Erniedrigung der ahnungsvollen Sehnsucht die erste, leise Dämmerung einer besseren Zukunft keimte, schlug auch die Stunde seines ersten Lebensmorgens. Bald sollte derselbe von den Stürmen bewegt werden, die sich zur Zeit erheben, da Nacht und Tag sich scheiden will; aber so mußte auch der Morgenglanz des siegenden Tages, der an dem Wiesenblümlein im Grase, wie an den Riesenhäuptern des Hochgebirges sich zu verherrlichen weiß, die Jugend des Knaben lieblich verschönen.

Das bereits kurz angedeutete Bild des Vaters Sybel's vermag ich leider nicht weiter auszuführen. Er starb den, nicht weniger rühmlichen, Heldentod eines Arztes, der sich, ohne die kriegerische Ermuntrung wogender Schlachtmusik, ohne begleitende Schaaren muthiger Kampfgenossen, in den schwülen Räumen eines verpesteten Lazarethes allein dem Todesengel gegenüber stellt. Ein tödtliches Lazarethfieber herrschte im Frühjahr 1813 unter den erkrankten Kriegern zu Brandenburg. Dort, wo der Tod nicht mit kräftig geführten Waffen des Feindes zu muthiger Gegenwehr rief, sondern aus den blassen Angesichtern niedergestreckter Freunde sich in seiner grauenerregenden Schreckensgestalt zeigte, leistete er dem Vaterlande seine treuen Dienste, bis ihn selbst die mächtigere Hand des Todes niederwarf.

Hiermit begann der schwankende, wechselvolle Verlauf der Erziehung, in Folge dessen Sybel bis zu seinem 16ten Lebensjahre hin durch acht verschiedene Schulen ging, und an beinahe eben so vielen Orten erzogen wurde. Wie großer Nachtheil ihm daraus für seine gleichmäßige Entwicklung erwachsen mogte, so flossen ihm ohne Zweifel auch gar manche Vortheile daraus zu. Ist nicht eine wechselnde Erziehung, deren Mängel sich gegenseitig irgend ergänzen, schon ein Vortheil vor einer anderen, die eine verkehrte Richtung bis zu ihrem äußersten Ziele hin verfolgt? So aus einer Menschenhand in die andere geworfen, ohne recht in einer zu erwarmen, mogte das ahnungsvolle Herz des Kindes um so eher dem Zuge zu dem himmlischen Erzieher folgen. Wenigstens wird die fernere Geschichte zeigen, wie der Plan der göttlichen Erziehung, die sich ohne Zweifel im Leben des einzlen Menschen, wie in der Geschichte des ganzen Geschlechtes, verherrlichet, durch jene Schwankungen ungestört blieb, und wie dieselbe die Entwicklung eines so theuren Zöglings dennoch zu dem herrlichsten Ziele zu leiten wußte.

Als der nächste große Nachtheil jenes häufigen Wechsels trit zunächst in wissenschaftlicher Hinsicht der beinahe völlige Stillstand seiner Entwicklung durch ganze sechs bildungsreiche Jahre hervor. Sahen wir den lebensvollen, munteren Knaben bereits im 7ten Jahre (1811) in Quinta des brandenburger Gymnasiums, so finden wir ihn nach sechs Jahren (1817) noch in Quarta des berlinischen. In dieser Hinsicht kann ich nicht anstehen, diese ganze kostbare Zeit für die Bildung Sybel's für mindestens völlig verloren zu achten. Ja er war durch dieses lange, fruchtlose Umherziehen auf großentheils noch ungeordneten Bildungsstätten aller fortschreitenden Entwicklung so entfremdet, daß die verderblichen Wirkungen dieses Stillstandes sich noch weiterhin erstrecken mußten, zumal da er jetzt noch über drei Jahre lang in dem damals ungedeihlichsten Bildungskreise eines überfüllten Gymnasiums zurückgehalten wurde, so daß er endlich erst im Jahre 1821 sich auf die zweite Gymnasialstufe erhoben hatte.

Dagegen scheint die innere Entwicklung seines Gemüthslebens sich unter diesen Umständen um so freier und schöner ge-

ſtaltet zu haben. Namentlich war es ſein offner Sinn für die Natur, der, wie wir ihn oben ſelbſt andeuten ſahen, bei ſeinem öftern Aufenthalt zu Etzin ſchon im früheſten Knabenalter geweckt wurde, ſpäterhin aber ſich zu einer ſeltenen Höhe und Innigkeit der Ausbildung erhob.

Ebenſo konnte die, aus äußeren Einwirkungen kaum erklärbare religiöſe Richtung ſeines Gemüthes in dieſer wechſelnden Entfernung von der geliebten Mutter und den Geſchwiſtern ſich in jener rührenden Eigenthümlichkeit geſtalten, davon die obige Mittheilung ein ſo ſchönes Zeugniß gab. So ſchmückte die Vaterliebe des dem empfänglichen Kinde damals in ſeiner näheren Offenbarung noch unbekannten Gottes dieſem gleichſam ſelbſt das Kreuz ſeines eingebornen Sohnes, das der Jüngling und Mann ihm bald, auch ſtatt des Schmuckes von Blütenkränzen mit ſcharfen Dornen umwunden, mit hehrem Ernſte nachtragen ſollte!

Auf ein ſo empfängliches Gemüth mußte nothwendig die vaterländiſche Begeiſtrung jener Zeit den tiefſten Eindruck machen, deren Einwirkungen ihm überall begegneten, zumal, da manche andere Umſtände dazu mitwirkten, jenen Einfluß auf ſeine Entwicklung um ſo wirkſamer zu machen.

Der folgende Abſchnitt wird uns hierüber näheren Aufſchluß geben.

Zweiter Abſchnitt.

Knabenalter.

1813 bis 1821. — 9tes bis 17tes Lebensjahr.

„Der HErr HErr hat mir das Ohr geöffnet, und ich bin nicht ungehorſam, und gehe nicht zurück.“
Jeſ. 50, 5.

So ſchwebt ein Schiff auf freiem Meeresraum,
Wenn muntre Winde ſeine Segel ſchwellen,
Im raſchen Tanz der lichtbeglänzten Wellen
Es lachend eilt durch grüner Wogen Schaum:

Als hinfloß Deiner Jugend goldner Traum;
Dein Vaterland erſtand, Du ſah'ſt erhellen
Die lange, düſtre Nacht — und Du mit ſchnellen
Begierden brachſt die Frucht vom Lebensbaum!

Wie haſt Du froh genoſſen, kühn gerungen,
Das Höchſte, Beſte dünkte Dir nicht fern;
An Deinem Himmel glänzte Stern bei Stern!

Und als Dir über Sternen noch erklang
Der Ruf des HErrn, der tief die Bruſt durchdrang:
Du folgteſt bald Ihm, der Dein Herz bezwungen.

Auf eine nähere Charakteriſtik der während der großen Kriegsjahre 1813—1815 herrſchenden vaterländiſchen Begeiſterung einzugehen, muß ich mich dieſes Ortes wohl beſcheiden. Die bloße Erinnerung an dieſe unvergeßliche Zeit wird ihre hehren Bilder dem Leſer vor die Seele rufen, die gegen die matten, niederen Geſtalten der Gegenwart — ungeachtet der großen Fortſchritte der Zeit in ſo vieler Hinſicht! — in um ſo hellerem Licht erſcheinen.

Die obige Mittheilung ließ uns einen Blick in den Kreis der Hanſtein'ſchen Familie im Jahre 1813 thun. Wohin wir dem Knaben auch ſonſt in dem Kreiſe ſeiner weit verzweigten Familie in Berlin und der Umgegend gefolgt ſein würden, überall würden wir dieſelbe hochherzige Hingebung für die Sache des Vaterlandes, die gleichen Bemühungen, derſelben, wo nur immer möglich, mit Wort und Werk zu dienen, gefunden haben. Und dieß iſt glücklicher Weiſe nicht ein eigenthümlicher Ruhm dieſer Familie, es iſt ein gemeinſamer Ruhm des damals ſo urkräftig aus langem Todesſchlafe aufgeſtandnen Volkes; es war eine nicht genug gerühmte Gabe der Vorſehung, die damals das ganze Volk zu einer Höhe ungekannter Begeiſtrung zu erheben wußte, der ja ſelbſt Tauſende, die längſt in dem flachſten Alltagsleben verkommen zu ſein ſchienen, nicht zu widerſtehen vermogten.

Dieſer jugendfriſchen Bewegung ſeines Volkes gab ſich nun das Herz des Knaben mit größter Luſt und Innigkeit hin. Es war die Liebe, nicht die gemeine Selbſtliebe oder die Liebe der

todten Habe, des vaterländischen Bodens und Herdes, den erst die höhere Idee des Vaterlandes weiht; es war die erwachende Liebe des Volkes zu seiner zwar lange verscherzten und verlornen, nun aber auf Gottes Ruf wieder zu gewinnenden geschichtlichen Würde, welche damals das Volk bewegte, aufzustehen wie Ein Mann. Mag ein großer Theil des Volkes sich dieser Bewegung nur äußerlich angeschlossen haben, ohne an dem sittlichen Werth derselben Antheil zu haben; dennoch war es nur diese sittliche Energie frommer Liebe, mit welcher die Besseren ihren Beruf erkannten, die in langer strafbarer Buhlerei mit ausländischem Wesen preisgegebne Wahrheit und Würde des Vaterlandes wieder zu erkämpfen, welche auch die große Masse des Volkes bewegen konnte, an der Lösung der großen Aufgabe — fast unwillkürlich, und dennoch mit solchem Eifer mitzuarbeiten.

Und so war es ein Segen Gottes für Sybel, auf den Flügeln dieser vaterländischen Begeistrung über das träge, eitle, sinnlich und selbstisch genußsüchtige Wesen erhoben zu werden, welches so lange die größte Schmach, der tiefste Schaden des erniedrigten Volkes gewesen, welches so lange die mit wälscher Sprache, Sitte und Unsitte, Art und Unart buhlenden Väter und Mütter um ihre geschichtliche Wahrheit und Würde gebracht, so lange die harmlose Jugend vergiftet hatte — und nun wieder zu vergiften droht. Und wie der junge Aar, für die lichten, sonnigen Räume der Höhe geschaffen, frisch und froh auffleugt, die dumpfen Räume der Niederung unter sich lässet, und mit hoher Lust im Glanz der Sonne die Schwingen schlägt: so trank der Knabe mit dem heißglühenden Herzen den Becher der Vaterlandsliebe, und erhob sich, dem höchsten Fluge der Edelsten folgend, lachend über das, was so lange die Lust und die Schmach der Jugend und des Alters gewesen!

So finden wir schon den zehnjährigen Knaben im Jahre 1815 in wehmüthigem Verlangen, sich den kriegerischen Reihen der reiferen Jugend anschließen zu können. Und da ihm dieß sein Alter versagt, so bewegt schon der Wind der Begeistrung die Saiten seines Herzens, so daß die ersten Töne seiner Leier in einem „Aufruf an die Deutschen" erklingen. So lautet dieses erste Gedicht des Knaben, der damals noch mehre Jahre zu

warten hatte, ehe er in Quarta eines Gymnasiums aufgenommen werden konnte:

Männer, Söhne deutscher Väter,
Rettet euer Vaterland;
Feinde drohen euern Gränzen,
Feinde dringen auf euch ein!

Schleicht euch durch die dichten Wälder,
Dringet herzhaft auf sie ein,
Daß sie euch nicht überfallen,
Und ihr dann nicht unterliegt!

Lasset nur den Muth nicht sinken,
Fechtet kühn mit Löwenmuth,
Denket nur an Weib und Kinder,
Schützet sie mit tapfrer Hand!

Bald war es bei dem Knaben nicht mehr die nackte Liebe zum Vaterlande, die sein Herz erhob, sondern früh entfaltete sich ihm auch das Vaterland als die gottgeordnete Trägerinn eines eigenthümlichen Lebens und der entsprechenden Sprache, Sitte und Art; eines eigenthümlichen geschichtlichen Unterpfandes, das jeder Sohn des Vaterlandes mit heiliger Treue in seiner ursprünglichen Reinheit zu bewahren und fortzubilden habe. Anfangs wirkten hierauf nächst der Mutter manche edelgesinnte Glieder der Familie ein, bald aber war es der Turnplatz, den er vom Jahre 1817 an fleißig besuchte, durch welchen er vor allem in dieser Richtung bestärkt und weitergeführt wurde.

Zum rechten Verständniß der folgenden lebensreichen Jugendgeschichte Sybel's ist es nöthig, den Turnplatz und das sich daran schließende turnerische Jugendleben etwas näher in's Auge zu fassen. Denn dieß war der Kreis, dessen kräftige Lebensäußerungen, zum großen Nutzen und Schaden für Sybel und viele seiner Jugendgenossen, auf die Entwickelung derselben damals einen größeren Einfluß gewannen, als selbst die Familie, die Schule und Kirche.

Soviel ist gewiß, daß alles, was jene große Zeit an eigenthümlichen Vorzügen, oder auch an entgegenstehenden Gebrechen auszeichnete, in wundersamer Verbindung auf dem Turnplatze, diesem reichen Gegenbilde jener Zeit, sich abspiegelte.

Bekanntlich wurde das Turnweſen kurz vor Anfang der Freiheitskriege durch Jahn, jenen Mann, in dem die Vollkraft deutſcher Natur ſich noch einmal in ihrer ganzen Größe zeigen wollte, zu Berlin neu ins Leben gerufen. Als eine durchaus volks- und zeitgemäße Unternehmung fand dieſe bald den verdienten Beifall. Durch die Freiheitskriege nur theilweiſe unterbrochen, wurde nach glücklicher Beendigung derſelben das Turnweſen ſchnell zu dem Gipfel ſeiner Blüte erhoben, und bald von Berlin aus durch ganz Deutſchland hin verbreitet.

Ein großer Theil der vom Turnplatze aus für das Vaterland ins Feld gezognen Jünglinge kehrte von da zu den Arbeiten und Spielen, den Uebungen und Kämpfen des Turnvereines zurück. Hier fanden ſie die ſchönſte Gelegenheit, im Genuſſe des Friedens, Arbeit und Luſt, Leid und Freude der großen verlebten Zeit theils gleichſam fortzupflanzen, theils aber in brüderlicher Gemeinſchaft, in bedeutungsvollen Uebungen und Spielen, in tauſendſtimmigen Geſängen zum Preiſe der vollbrachten Großthaten, ſich ſtets zu vergegenwärtigen. So wurden die Turnplätze bald die Sammelplätze der tüchtigeren Jugend, die ſich hier, ohne Unterſchied der Geburt, der ſonſtigen Bildung, der beſonderen Staatsgenoſſenſchaft, durch ganz Deutſchland auf eine vielleicht zuvor nie geſehene Weiſe brüderlich verbunden fand.

Fragt man nach der leitenden Idee, welche die Jugend und ihre Führer auf dem Turnplatze vereinte, ſo dürfte es zwar ſchwer ſein, dieſelbe klar und beſtimmt zu bezeichnen. Die Wahrnehmung des tiefen Verfalles des deutſchen Volkes, ſeiner großen geſchichtlichen Eigenthümlichkeit, ſeiner Sprache, ſeiner Sitten, ſeiner phyſiſchen Tüchtigkeit, hatten in Jahn den, gewiß nicht bloß ſeiner Zeit gemäßen, Gedanken erweckt, durch Vereinigung der rüſtigen Jugend zu kräftigenden Leibesübungen, unter abwechſelnden Wettſpielen und geeigneten Geſängen, derſelben eine Richtung zu geben, in welcher die eigenthümlichen Tugenden und Zuſtände der beſſeren deutſchen Vorzeit wiederherzuſtellen wären. Das wohlverdiente Elend, welchem damals das Vaterland unter Oberherrſchaft des franzöſiſchen Volkes hingegeben war, deſſen fremdes und loſeres Weſen es ſo lange mit buhleriſcher Lüſternheit nachgeahmt hatte, konnte nur zur Unterſtützung jenes Unter-

nehmens dienen. Der poetiſche, patriotiſche Aufſchwung, welchen das Vaterland während ſeiner dann folgenden Kämpfe und Siege erhielt, ſuchte und fand hierauf bei der bewegten, lebensfriſchen Jugend den geeignetſten Spielraum. Was nur die geſchichtliche Größe, Wahrheit und Würde eines Volkes, und namentlich des natur-, kunſt- und lebensreichen deutſchen Volkes, bedingt, wurde hier in großartiger Begeiſtrung, mit urkräftiger Lebendigkeit, dunkler oder klarer, aufgefaßt und angeſtrebt. Der Turnplatz und die turneriſchen Vereine ſollten ein Weg und Mittel ſein, die Geſchichte des deutſchen Volkes in der Reinheit und Keuſchheit ſeines Sinnes, ſeiner Sprache und Sitten, in der Jugendkraft und Friſche ſeines leiblichen und geiſtlichen Lebens, wiederherzuſtellen und fortzubilden.

So war es zunächſt die leibliche Verzärtelung und Schwächlichkeit, welche durch angemeſſene Leibesübungen, durch Mäßigkeit und Einfachheit in körperlichen Genüſſen, bekämpft wurde; dagegen die Befähigung des Körpers, dem Geiſte als kräftiges, gewandtes, beharrliches Organ zu dienen, welche man bezweckte.

Demnächſt ſuchte der Turner ſich durch freiwillige Beſchränkung auf möglichſt einfache, naturgemäße Genüſſe, durch Verzichtleiſtung auf mehr oder wenigere Lieblingsgenüſſe der Zeit, als Tabak, Branntwein u. dergl., über die gemeine Sinnlichkeit zu erheben, Leib und Seele von ihrer Uebermacht frei zu halten, und gegen die Gefahr der Verzärtelung und Ueppigkeit ſicher zu ſtellen.

Beſonders waren es geſchlechtliche Beziehungen, geheime Jugendlüſte, die der Turnplatz mit rührendem Ernſte und großem Erfolg von ſich fern hielt. Hier zeigte ſich indeß ſchon die tiefere, ſittliche Tendenz. Es war die Keuſchheit ſelbſt, die als ein ſchönerer Stern in hoher Klarheit an dem ahnungsvollen Himmel des Turnens aufging. Nicht die unkeuſche, fruchtloſe Berechnung des Verſtandes, der die Keuſchheit als ein Mittel der Selbſterhaltung, oder als was für ein Mittel zu welchem Zwecke auch, gebrauchen will, war es, welche die kräftige Jugend für die Keuſchheit begeiſterte, ſondern der reinere, höher ſtrebende Sinn des turneriſchen Vereins ſelbſt war es, der

ſich darin bezeugte, daß die Keuſchheit ausgeſprochen oder im tieferen Inneren empfunden, hier geſucht oder doch gefunden wurde, wie ſonſt kaum in einem Bildungskreiſe.

In naher Verbindung hiermit ſtand das eifrige Beſtreben, in Sprache, Sitte und Kleidung keuſch, rein und einfach zu ſein. Die Vermengung der Mutterſprache mit fremden Wörtern, die Nachahmung fremder Sitten und Trachten, wurden oft nicht bloß für die in die Augen fallendſten, ſondern auch wohl für die ſtrafbarſten Vergehungen gehalten. Daß hierbei oft ſehr weit gehende Uebertreibungen und Sonderbarkeiten vorkamen, daß überdieß durch hartes Richten über ſolche, die ſo leicht anzueignende Tugenden nicht zu den ihrigen machten, durch Eitelkeit und Anmaßung bei ſo ſchnellen Fortſchritten in der Deutſchheit, das Sittliche dieſer Beſtrebungen vielfach gefährdet und aufgehoben wurde, war freilich unvermeidlich. So leichten Kaufs iſt ja die Sittlichkeit in ihrer Wahrheit nicht erlangt — es koſtet viel, das alte Herz ganz hinzugeben, um ein wahrhaft neues zu erlangen!

Aber wer kann, ohne den Blick der Wehmuth auf die Gegenwart, den ſittlichen Ernſt wahrnehmen, der unläugbar die Seele jenes Strebens war! Unſre Zeit mag die Verirrungen beklagen, denen dieſes Streben in jener Zeit noch erliegen mußte: aber das Recht, über jene Verirrungen zu richten, hat ſie noch nicht, ſollte ſie nie in Anſpruch nehmen. So nicht zu irren, wird ihr leicht; doch ſo zu irren, ſollte ihr ſchon ſchwerer werden!

Höher hinauf waren es zunächſt perſönliche Tapferkeit, dann Männlichkeit, Tugend im alten Sinne des Worts, insbeſondere aber Wahrhaftigkeit, Gradheit, in gewiſſem Maße auch Unpartheilichkeit, die auf dem Turnplatze Gedeihen und Pflege fanden.

Wiſſenſchaft, Kunſt, Religion waren und konnten nicht unmittelbare Objekte des turneriſchen Vereins ſein, mittelbar diente er auch ſelbſt den jüngeren Gliedern dazu, ihre Herzen für jene höchſten Beſtrebungen empfänglich zu machen. Nach dem vorigen waren es nicht ſchulmäßig geordnete Leibesübungen allein, welche die Jugend auf dem Turnplatze vereinigten. Es war vielmehr der feſtlichfrohe, ernſte, höhere Aufſchwung, zu dem ſich das Volk nach ſchweren Kämpfen und großen Siegen er-

hoben hatte, und der nun unter den munteren Uebungen und Gesängen der brüderlich verbundenen Jugend sein Gegenbild suchte und fand: wodurch der Turnplatz eine wahrhaft geistige Macht für die Jugend wurde. War jene mehr oder weniger klare Sehnsucht, das noch unerreichte Ideal deutscher Tugend und Trefflichkeit in einer großen geschichtlichen Zukunft verwirklicht zu sehen, jenes glühende Verlangen, zur Herbeikunft dieser goldnen Zeit mitzuwirken, jene Zuversicht des Gelingens der großen Aufgabe, unter den stattgefundnen Umständen auch mannichfacher Irrungen und Täuschungen fähig: so hatte doch auch alles Große und Edle zu dem Herzen der so gerichteten Jugend freien Zugang. Mit aller Frische und Innigkeit wurden die höheren Ideen, die nur irgend die Führer der Jugend zu bieten wußten, von dem besseren Theile derselben aufgefaßt, und gewiß erfreut sich noch die Gegenwart einer Fülle goldener Früchte auf dem Gebiete der Kunst und Wissenschaft, der Kirche und des Staates, deren Blüten auf dem fruchtbaren Boden jenes turnerischen Lebens erwuchsen.

Noch einer charakteristischen Eigenthümlichkeit dieses Lebenskreises ist zu gedenken, die für Sybel's Entwicklung von großer Bedeutung wurde. Durch jene ernstentschiedne Zurückweisung der geschlechtlichen Beziehungen mußte nothwendig in dem Gemüthe des Knaben und Jünglings das Bedürfniß fühlbar werden, durch innigere Anschließung in engeren und immer engeren Freundeskreisen dem ahnungsvollen Zuge des Herzens zu folgen, und in keuscher, kräftiger Freundschaft und Bruderliebe zu finden, was bis dahin — und nachmals wieder! so oft und so früh in verderblicher, unzeitiger Tändelei und Liebelei beider verweichlichter Geschlechter gesucht wurde. So wurden die rührendsten Verbrüderungen innigster Freundschaft und heilig-ernster Liebe geschlossen, die in dem gemeinsamen Streben nach einem hohen Ziele ihre fortgehende Nahrung fanden, und durch eben dieses Streben vor leerer Sentimentalität und engherziger Absonderung bewahrt blieben. Knaben und Jünglinge, die sich mit bräutlicher Inbrunst der Liebe umfaßten, sahen sich durch diese Liebe angefeuert, dahin zu streben, des Geliebten und seiner Liebe werth zu bleiben; und

dieß konnte, ſo bezeugte das eigne Herz, nur bei dem Ernſt der Selbſtverläugnung, bei der Hingabe des Herzens an das Vaterland und an die höheren Güter geſchehen, die damals das Gemüth der Jugend erhoben. Nicht ſelten ſchloſſen ſich namentlich Knaben und Jünglinge an einander an, und indem letztere die liebreichen, wachſamen Führer wurden, die ſich ihnen mit der vollen Innigkeit des jugendlichen Herzens hingaben, ſo ſahe man die rührendſten Gegenbilder helleniſcher Jugendfreundſchaft und Liebe wiederkehren.

Dieſe Beſtrebungen wurden außer den regelmäßigen Uebungen und Wettſpielen auf mannichfache andre Weiſe belebt und unterhalten. Von großer Bedeutung waren in dieſer Hinſicht gewiß die zum großen Theil trefflichen Geſänge, welche die Großthaten der nächſten und frühern Vergangenheit vergegenwärtigten, Tapferkeit, Tugend und Frömmigkeit erweckten.

Von dieſen Geſängen, von den in ihnen gefeierten Großthaten, den in ihnen lebenden Ideen waren jene Uebungen und Spiele nicht bloß äußerlich umfaßt, ſondern gleichſam innerlich durchdrungen: ſo konnten ſie die geiſtige Lebensflamme auf dem äußeren Herde des turneriſchen Lebens werden. Gewiß, wer einmal unter und nach den Mühen und Arbeiten eines Turntages, oder unter den feſtlichen Wanderungen einer Turnerſchaar ſich der Luſt und Macht jener Geſänge hingegeben, wird die Bedeutung wohlgewählter und recht geleiteter Volksgeſänge zu würdigen wiſſen.

Am höchſten flutheten die Wogen des Geſanges an den feſtlichen Gedächtnißtagen des Vaterlandes, oder auf jenen, Turnfahrten genannten, Wanderungen.

Dort waren die Gemüther der Jugend ſchon feſtlich in dem einen Gegenſtande des Tages vereinigt, ihre Spiele, ihre Uebungen floſſen jetzt von ſelbſt in dieſe höhere Beziehung über, und die Geſchichte des Tages ſchien ſich zu wiederholen, die Siege der Väter und Brüder ſchienen ihr Eigenthum zu werden, wenn Vater Jahn, oder wem ſonſt die gemeinſame Achtung das Wort geſtattete, die Feſtrede hielt, und nun endlich Körners, v. Schenkendorf's oder Arndt's Geſänge ihre Flügel boten, darauf die bewegten Herzen ſich zu dem Himmel ihrer Begeiſtrung erhoben.

Auf jenen Wanderungen aber fand wohl, in ihrer allzufreien Weiſe, der jugendliche Leichtſinn einen weiteren Spielraum. Edlere Seelen aber, welche, wie die eines Sybel, das Niedrige von ſich ferner hielten, fanden in dieſem Genuſſe brüderlicher Gemeinſchaft auch reiche Nahrung für ihr Herz. Dem Verfaſſer war es mehrmals vergönnt, an größeren Wanderungen dieſer Art (einmal unter Jahn's Leitung) nach Schleſien, Thüringen und Sachſen Theil zu nehmen. Wer da weiß, wie eine längere Reiſe der Geführten Gutes und Böſes hervorbringt, ihnen täglich Gelegenheit bietet, Leid und Freude zu theilen, kann ſich eine Vorſtellung von dem Leben auf dieſen Wanderungen machen. Mit der erwachenden Sonne vereinigte ein, mehr oder weniger geiſtlicher, Geſang die Schaar auf ihrem Wege. Nun vereinigten ſich Freunde und Liebende in näherer Gemeinſchaft, und in kleineren und größeren Gruppen ſchritt man, unter öfteren Geſängen, die weitere Gemeinſchaft erneuend, rüſtig weiter. Des Abends ſuchten ſich, halb unbewußt, wenn nicht die Neckereien der Geführten erinnerten, die Freunde wieder eine nachbarliche Stelle auf dem gemeinſamen Strohlager, und ein ſtiller Abendgeſang, während deſſen die Müdeſten oft entſchliefen, beſchloß das Tagewerk.

In größeren Städten fand nicht ſelten die ganze Schaar eine gaſtliche Aufnahme, ja es ſind Fälle vorgekommen, wo die Turnerſchaaren eines ganzen Kreiſes ſich in einer Stadt verſammelten, und zur Feier eines vaterländiſchen Feſtes die brüderlichſte Aufnahme fanden; ja wo die Söhne einer ärmeren Familie weinend nach Hauſe kamen, wenn ihnen eine geringere Anzahl von Gäſten zugefallen war, als ihren Genoſſen.

So waren denn Vaterlandsliebe, Gemeinſinn, Begeiſtrung für alles Große und Gute, vorzüglich für das der deutſchen Natur und Beſtimmung Eigene, nächſtdem Freundſchaft in der bezeichneten edleren Richtung, und ein eigenthümlich poetiſcher Aufſchwung, der die Fähigkeit bekundete, ſich über das Gemeine zu erheben, die vornehmſten Blüten und Eigenſchaften des Lebenskreiſes, in welchen wir den ſtrebenden Knaben Sybel etwa im 12ten Jahre eintreten ſehen.

Hier fand ſich das ſchon ähnlich gerichtete Gemüth Sybel's

bald wie in ſeinem Element. Was der Turnplatz Großes und Gutes bot, wurde von ihm mit höchſter Inbrunſt aufgenommen, dieß eignete ſein tiefes Gemüth ſich ſo innig zu, daß es ihm bleibende Früchte brachte. Sybel's ganzes Leben iſt unter fortgehendem Einfluß der Eindrücke geblieben, die er in jenem Kreiſe vaterländiſcher Begeiſtrung empfangen. Wußte er in den früheſten Jahren das mancherlei Unreine, Uebertreibungen, jugendliche Rohheit, Selbſtgefälligkeit, Anmaßung in Beurtheilung wirklicher und eingebildeter Zeitgebrechen, nicht völlig von ſich fern zu halten — nur alles eigentlich Unedle, Niedrige konnte nie in ſeinem Gemüthe Anklang finden — ſo ſchied er unter Leitung der erziehenden Gnade Gottes dieſe fremdartigen Beimiſchungen ſpäterhin bald und glücklich von ſich aus, und gab ein bedeutſames Zeugniß dafür, daß jene Mängel, die das turneriſche Leben mehr oder weniger befleckten, demſelben nur zufällig, nicht aber weſentlich angehörten, und unter angemeſſener Leitung wohl zu entfernen wären.

Sybel wußte ſich weder durch beſondere Gewandtheit und Fertigkeit in den Leibesübungen auszuzeichnen, noch durch ein größeres Maß der Kraft, welches in ſeinem fein gegliederten Körper noch nicht Raum finden konnte. Worin er aber weder von älteren, noch von jüngeren Genoſſen übertroffen werden konnte, das war der friſche, fröhliche Muth, womit er die leiblichen Uebungen als Bildungsmittel ſeiner fromm dem Vaterlande geweihten Seele ergriff, die eiſerne Beharrlichkeit und Ausdauer, mit der er ihnen oblag. Einſt rang er als Knabe mit einem mehr als doppelt ſtärkeren Jüngling. Leicht war es dieſem, ihn einmal über das andere niederzuſtrecken, unmöglich aber, ſich von ihm loszuwinden, oder ihn ſo zu ermüden, daß Sybel ſich für überwunden erklärt hätte. Indem der Stärkere ſich anfangs ſcherzend, dann ernſter, und zuletzt in faſt zornigem Unmuth mit ihm erhob, ihn immer unſanfter niederwarf, wurde er zuletzt der Arbeit ſo müde, daß er ſelbſt den Kampf zu enden wünſchte.

Bei dem bewahrte er auch hierbei meiſt glücklich ein gewiſſes Maß, und kräftigte und ſtärkte ſo ſeinen nicht grade ſtark gebildeten Körper ſo weit, daß er bis an ſein Ende jede Anſtren-

gung des Leibes und der Seele mit Leichtigkeit ertrug. Schon in seinem 15ten Jahre schloß er sich einer großen Wanderung nach Thüringen und dem Harzgebirge an, und war den um mehre Jahre älteren größtentheils immer auf dem Wege voraus. Schwer zu beschreiben ist das Entzücken, mit dem sich der Knabe auf dieser Wanderung der Natur erfreuete, wenn die, mit der Dämmerung aufgebrochne, Schaar von dem Gipfel eines Berges, unter dem Glanze der aufgehenden Sonne, ihr Morgenlied anstimmte, oder wenn er den wankenden Gipfel einer Burgruine erstiegen hatte, und nun wonnetrunken in die grünen Wälder hinabjauchzte. Und doch war es rührender, in seine freudestrahlenden, himmelblauen Augen zu schauen, wenn ein ernstes Wort der Lehre und Ermahnung eines älteren Freundes sein Herz bewegte, wenn der Gedanke seines Vaterlandes, die Sehnsucht, dessen werth zu sein, in seine Seele trat, wenn die gastliche Aufnahme, die der wandernden Schaar in mancher Stadt zu Theil wurde, ihm Zeugniß gleicher Seelenstimmung gab. Da glänzten oft die hellen Thränen in seinem Auge, und es kostete ihm seine ganze Kraft, der Gefühle Herr zu bleiben, die sein Innerstes bewegten, denen sich, wo nicht die That hinzukommen konnte, zu weit hinzugeben, er des Mannes, des Knaben unwerth hielt.

So rang schon in jenem Kreise des Knaben Seele nach dem Höchsten, was ihr in demselben dargeboten wurde, und kein Ziel dünkte ihm zu fern, ihm getrosten Muthes nachzujagen. „Frisch, fromm, froh, frei: das andre Gott befohlen sei!" dieser schöne Wahlspruch des Turners war im vollsten Sinne der Lebenswind, der die Segel des Jugendschiffes Sybel's schwellte, und — Dank sei es dem HErrn! — er ist es ihm durch sein ganzes Leben geblieben, nur daß seine Bedeutung sich ihm immer tiefer erschloß.

Doch es wird Zeit, den weiteren Bildungskreis des turnerischen Lebens zu verlassen, und den Knaben in den engeren Kreisen seines Lebens und seiner Entwicklung zu begleiten.

Schon oben sahen wir Sybel, etwa in seinem 12ten Jahre, als Stifter einer Verbrüderung für Tugend und Vaterlandsliebe unter seinen Jugendgenossen. Man wird nach dem Gesagten

sich vorstellen können, mit wie rührendem Ernste der seelenvolle Knabe hier gelten zu machen suchte, was sein eignes Herz bewegte. So ungewöhnlich war aber die Bewegung der Gemüther in jener großen Zeit, daß sie auch auf das Alter der zarteren Kindheit einen mächtigen Einfluß übte. Selbst ein um mehre Jahre jüngerer, früh entschlafener Bruder, Cäsar Sybel, versammelte damals, etwa im achten Jahre, einen Kreis von Jugendgenossen zur gegenseitigen Ermunterung für Tugend und Vaterlandsliebe um sich. Diese Vereine versammelten sich regelmäßig, die lebendigeren führten das Wort, hielten Reden an die übrigen, die zu ihrer Ermunterung und Befestigung dienen sollten *), und trafen Anordnungen zur Beobachtung der anerkannten Pflichten. Wie manches Ungehörige in diesen Kindervereinen vorgekommen sein mag, wer gedenkt nicht mit Rührung, mit Wehmuth beim Hinblick auf die Gegenwart, einer Zeit, die mit Lebenskräften so reich gesegnet war!

Den treuen, liebenden Sinn für dergleichen Verbrüderungen bewahrte sich Sybel durch sein ganzes Leben hindurch, und wir werden ihn noch öfter in ähnlichen Kreisen wirksam finden; ja noch wenige Wochen vor seinem Tode erquickte sich ein Verein christlicher Freunde an seiner gesegneten Mitwirkung zu ihrem Zwecke.

Verhielt sich indeß Sybel in jenen frühesten Jugendverbrüderungen mehr gebend, und war es ihm gleichsam Bedürfniß, einen Theil der anderweitig angeregten Fülle des Lebens hier

*) Man erinnere sich, wie Sybel oben erzählt, im Jahr 1817, als 13jähriger Knabe, mit seinem jüngeren Bruder alsbald nach dem Entschlusse, Prediger zu werden, Predigten ausgearbeitet zu haben. In Ermangelung paßlicherer Zeugnisse mögen folgende, von Sybel dem jüngeren Bruder im Jahr 1818 in dessen Stammbuch geschriebene Worte den Ton einigermaßen bezeichnen, in welchem jene Reden und Ermahnungen gehalten wurden. „Bemühe Dich, immer mehr tugendhaft zu werden, liebe und gehorche stets Deiner guten Mutter, und ehre Dein Vaterland, denn es ist das Land, in welchem Dir Gott das Leben gegeben, und Dir so viel Wohlthaten erzeugt hat. Auch lerne Deine Geschwister und Freunde recht innig lieben, nur dann wird sich freuen, einen so guten Bruder zu haben

Dein Dich liebender Bruder A. S."

wieder auszuſtrömen, ſo war es ihm andererſeit geordnet, ſich durch ſeine ganze Jugendzeit hindurch an der Seite eines oder mehrer älterer Freunde zu finden, deren reifere Gaben er nur durch die innigſte Hingebung und Dankbarkeit zu erwiedern wußte. Darum welche Blüten des Geiſtes würden ſchon das Leben des empfänglichen Knaben und Jünglings geſchmückt haben, wäre unter dieſen älteren Freunden, die ſich oft in zu großer Zahl in ſeine Nähe drängten, einer geweſen, der die in dem Knaben ſchon allzu hell lodernde Flamme jener vaterländiſch-religiöſen Begeiſterung zu läutern, zu mäßigen, und durch Erhebung auf das wahrhaft chriſtliche Lebensgebiet recht zu richten vermocht hätte! Doch dieſen Ruhm behielt die Hand der erziehenden Gnade ſich ſelbſt für ſpätere Zeiten vor. Für jene Zeit aber mußte es genügen, daß ihm jene höhere Richtung durch ſelbſt noch vielfach irrende Freunde wenigſtens theilweiſe angedeutet wurde; wiewohl der Umgang des Knaben mit Jünglingen in den obern Gymnaſialklaſſen, oder mit anderen, die in den erſten akademiſchen Studien begriffen waren, ſeinen brennenden Geiſt zugleich mannichfach auf Gebiete führte, wo ſeine naturgemäße Fortbildung nur geſtört und übereilt werden konnte. Gewiß hat der Selige für den Gewinn, der ihm durch den Einfluß dieſer Freunde wurde, manches Opfer zu bringen gehabt; die Vorausnahme vereinzelter Kenntniſſe aus den höheren Gebieten der Wiſſenſchaft und des Lebens, womit die Freunde oft ſehr unzeitig ihn zu überſchütten wetteiferten, konnte ſeiner ſchon ungeregelten Entwicklung im ganzen unmöglich zuträglich ſein. Indeß war dieß unter den ihm geordneten Verhältniſſen unvermeidlich, und die Folge lehrte, daß die Hand des HErrn, die ihn zu einem auserwählten Gefäße der Gnade erkoren, ihn nachmals durch alle zugelaßne Störungen glücklich hindurch zu führen wußte.

Die nächſte Urſach davon, daß gleichſam eine Schaar von Freunden ſich in die Nähe des Knaben drängte, war ohne Zweifel die Anmuth und Lieblichkeit ſeiner äußeren Erſcheinung, worin ſein inneres Weſen ſich unverkennbar abſpiegelte. Sein Wuchs ſchritt erſt ſpäterhin ein wenig über das mittlere Maß hinaus, früher war ſeine, erſt unter fortgehenden Uebungen erſtarkende, Gliederung überhaupt mehr fein und zart. Reiches,

hellblondes Haar floß um ſeine hohe, freie Stirn, ſeine Augen waren lichtblau, mit dem Ausdruck der treueſten Innigkeit, das Antlitz licht und klar, doch die Züge mehr weich, als fein und den Geſetzen des organiſch Schönen durchaus entſprechend.

Als Knabe und Jüngling hatten ſeine Züge eine faſt mädchenhafte Weichheit, die jedoch ſpäterhin dem Ausdruck männlicher Kraft und Beſtimmtheit mehr und mehr nachgaben. Aber eine unbeſchreibliche Anmuth bewegte das Bild des lebensvollen Knaben, die faſt heroiſche Kühnheit ſeines durchdringenden Blickes aus dem klaren, ſeelenvollen Auge, der die ſtrömende Rede des Mundes begleitete, bildete mit dem faſt weiblich-ſchönen Antlitz den anziehendſten Gegenſatz, und gab ihm einen wunderbaren Reiz. Es war jenes eigenthümlich Schöne, welches, wie ein geiſtiger Anhauch von innen, der deutſchen Bildung eignet, und, weil es gleichſam nur der entſprechende Ausdruck der geiſtigen Schönheit der Seele iſt, um ſo mächtiger wirkt, welches Sybel auszeichnete.

Bei ſeinem Uebergange von der kölniſchen Schule nach Tertia des berliniſchen Gymnaſiums in Sybel's 14tem Lebensjahre, war es, als des Verfaſſers Blick dem ſeinigen zuerſt begegnete. Von der Stunde an hatten ſich unſere Seelen erkannt, und der Bund ſich geknüpft, den das Grab nicht löſen wird.

Die Kluft, welche ſonſt wohl die Hoffahrt des Schülerlebens zwiſchen den Primaner und Tertianer legt, hätte zwar ſchon der brüderliche Sinn, der die Turngenoſſen verband, geſchloſſen. So aber wurden unſere Herzen in der innigſten Liebe zu Einem Leben verbunden, wir konnten hinfort nichts ſein und haben, was nicht unſrer Seelen Gemeingut geweſen wäre. Inniger, das ganze Weſen liebender Seelen verſchmelzender, kann die bräutliche Liebe nicht ſein, als die ſüße Liebe, welche uns die Freundſchaft bot. Es war die innigſte, lebendigſte Erfahrung des gemeinſamen Urſprungs unſres Weſens aus der Quelle der ewigen Liebe; ein jeder fand ſich ſelbſt in höherem Lichte in dem anderen wieder, indem er jedoch nur den anderen zu finden glaubte. So ſtrebte darum ein jeder, des anderen werth zu ſein, auch in hülfreicher Liebe die Entwicklung des anderen zu fördern bemühet.

Von Anfang an richtete unsere Liebe, so süß der Genuß des in ihr selbst Gegebenen war, sich über alles Sinnliche hinaus, auf das Höhere, das Höchste, was an dem Horizonte unsres reich bewegten Lebens aufging. Ohne uns der Gefahren bewußt zu sein, welche bei dem Uebermaße der Liebe die Freundschaft bedrohen, war es uns Grundsatz, unser näheres Verhältniß mit aller Selbstverläugnung im Einklange mit der weiteren Verbrüderung zu erhalten. Dieser wollten wir unsre Freundschaft überall, wo es nöthig wäre, unterordnen.

Aber über dieses bewahrte der HErr durch die heilige Keuschheit selbst, welche der wahren Liebe aus Gott eigen ist, uns unabhängig von jeder Reflexion, vor der gefährlichen Klippe. Lange umfaßten wir uns mit wärmster Inbrunst der Liebe, ehe unsre Lippen je gewagt, mehr als das liebende Wort zu wechseln.

Einst aber waren wir bei Verwandten zu einem ländlichen Feste in eine größere Gesellschaft geladen. Der Gegenstand des Gespräches war hier, wo die Mehrzahl der Gäste gegen Jahn, das Turnwesen und die entsprechende vaterländische Richtung war, öfter auf diese Gegenstände, namentlich auf die kürzlich geschehene Ermordung Kotzebue's durch Sand, gerichtet, dessen Schuld dann unbedenklich auf Rechnung Jahn's geschrieben wurde. Auf einmal erhob sich der damalige Superintendent W. zu Z. von der Tafel, und führte in improvisirten Versen eine beredte Vertheidigung Jahn's und der vaterländischen Richtung der Zeit. Dieser mit großer Begeisterung gehaltene Vortrag überwältigte zwar auch die Gegner, und der Name Jahn's erscholl nun in einmüthigem Lebehoch; aber mit welcher Bewegung umfaßten unsere glühenden Herzen den von dem Augenblicke an geliebten und verehrten Redner! Zuerst eilte Sybel an den Sessel desselben hin, umarmte, küßte ihn, und „nein!" rief er mit freudestrahlendem Angesicht, „ich kann Dich, Vater W., hinfort nicht anders, als Du anreden, Du wirst, Du mußt es mir erlauben!"

Nach einer Weile erhob sich die Gesellschaft von der Tafel, das bewegte Wort, der genossene Wein hatte aller Gemüther in sehr frohe Stimmung versetzt, so daß alle in warmen Um-

armungen die Runde machten. So geſchahe es, daß auch unſere Lippen unverſehens ſich berührten. Aber wie fuhren wir erſchrocken zurück! Ungekannte Gefühle durchbebten uns und erfreuet ſahen wir uns an, daß ein Zufall uns dahin geführt, wohin wir, ſo kühn ſonſt unſere Herzen ſchlugen, uns ſonſt nicht gewagt haben würden.

Bei dieſer Stellung unſrer Herzen gegen einander und zu den uns aufgegangenen Idealen wird ſich der Leſer das Entzücken denken können, mit der wir die Gewährung unſrer Bitte von der Mutter Sybel's entgegen nahmen, uns im Frühjahr 1820 ein Zimmer zu unſrer gemeinſamen Wohnung einzuräumen. Ich fing zu dieſer Zeit meine akademiſchen Studien an, Sybel hatte ſein 15tes Jahr zurückgelegt, und war bei der ſchnellen Entwicklung ſeines Gemüthes und ſeiner ſittlichen Anlagen für alles Höhere empfänglich.

Ein volles Jahr lang war uns der wonnevolle Genuß der innigſten Freundſchaft und des dieſelbe begründenden Strebens vergönnt. Es war dieß eine Zeit, wie ſie nur ſelten, nur dann hienieden genoſſen wird, wenn der nagende Wurm der Sünde in einem engeren Kreiſe zu ruhen ſcheint, und dem jugendlichen Herzen einen Trunk aus dem Becher paradieſiſchen Lebensmuthes zu thun vergönnt iſt.

Was mir ſelbſt durch meine Studien zu eigen wurde, mußte ſeinem weſentlichen Inhalte nach bald auch des Freundes eigen werden. Vorzüglich waren es die ſittlichen und praktiſchen Beziehungen, die bei der zumeiſt praktiſchen Richtung meiner Studien vorherrſchten, welche in unſeren Mußeſtunden uns faſt durchgängig in Anſpruch nahmen. Hierbei ging unſere natürlich-religiöſe Richtung ganz allmählich in die chriſtlich-evangeliſche über, wiewohl die patriotiſche Färbung, welche alles erhielt, was in unſeren Geſichtskreis fiel, ſich auch hierüber, und noch weit über den angegebenen Zeitraum hinaus, verbreitete. Indeß kann ich auch jetzt nicht umhin, den ſittlichen Ernſt, die unbedingte Wahrheitsliebe, die kaum begränzte Hingebung für alles als recht und wahr Erkannte, als ein preiswürdiges Werk der vorbereitenden Gnade des HErrn in Sybel anzuerkennen, deſſen liebendes Hirtenauge ſchon damals ihn geleitete.

Hier darf ich ein Gedicht einschalten, welches der 16jährige Jüngling in jener Zeit niederschrieb, und mit tiefbewegtem Herzen mir im ersten Monat des Jahres 1821 zu einem, unsrer Freundschaft festlichen, Tage übergab. Es bezeichnet wohl am besten die Stufe der Gemüthsentwicklung, auf welcher der liebende Freund damals stand, und zeigt zugleich die großen dichterischen Anlagen des so früh Dahingeschiedenen.

Liebesweihe.

O süße Liebe, göttlich hohes Streben!
Dich mögt' ich heut' mit Blumen schön umwinden,
Mögt' deine Hoheit, deine Kraft verkünden,
Dich, heil'ge, in den Himmel hoch erheben.

Die Aue wird mir ihre Blumen geben,
Im Buchenwalde werd' ich Rosen finden;
Will alle dann zu einem Kranz verbinden,
Die Rosen mit den Lilien zart verweben.

O, könnt' ich dich doch so erhaben schmücken,
Wie ich dich oft im süßen Traum gesehen,
Wenn mich durchdrang dein minnevolles Wehen;

Wenn mich dein Schwanenarm so fest umschlungen,
Wenn ich von deiner Weihe ganz durchdrungen:
Gen Himmel schaut', im wonnigsten Entzücken!

* * *

Es wälzt sich brausend fort der Strom der Zeiten,
Des Menschen Leben reißt er mit sich fort,
Er fließt durch unermeßlich große Weiten,
Doch Ruhe gönnt er sich an keinem Ort'.
Er brauset durch die grausen Felsenklüfte,
Stürzt schäumend von dem Felsen in das Thal,
Reißt Nachen mit sich in die Wassergrüfte,
Durchbricht die Deiche und den festen Wall.
Doch ruhig sehen wir ihn wieder fließen,
Sobald die Felsen er durchbrochen hat;

An ſeinen Ufern prangen grüne Wieſen,
Und wie ein Spiegel iſt ſein Waſſer glatt.
An dem Geſtade ſchöne Lilien blühen,
Sie ſpiegeln in dem blauen Waſſer ſich,
Und wenn die Kelche von der Sonn' erglühen,
Dann trinken ſie vom Fluß und ſtärken ſich.

Ein jeder Menſch muß dieſen Strom befahren,
Muß durch die Klüfte, durch die Brandung gehn,
Muß überwinden alle die Gefahren;
Doch tauſend, tauſend ſehn wir untergehn! —
O! traurig iſt's für den, der dieſe Reiſe
Allein und ohne Freund vollenden muß.
Er wandelt hin, verlaſſen, eine Waiſe,
Ihn ſtärket nicht des Bruders ſüßer Kuß.
Die Lieb' allein kann dieſe Fahrt verſüßen,
Die treue Liebe hilft durch die Gefahr;
Ihr leiſes Weh'n, ihr himmliſch heilig Grüßen
Erfüllt das Herz mit Muth ſo wunderbar.
Wer ihre Hand erfaßt, braucht nicht zu zagen,
Sie hält ihn feſt an ihrem Gängelband,
Kühn kann er ſich in Gruft und Schlünde wagen,
Sie hält ihn feſt mit treuer Mutterhand.
Wer ſich der Lieb' mit Seel' und Herz ergeben,
Der hat den Hauch des Vaters in der Bruſt:
Ja — Gott gab ſie dem Menſchen mit dem Leben,
Denn ſchon das zarte Kind ſchmiegt an die Bruſt
Der treuen Mutter ſich, als wollt' es zeigen,
Daß ſchon den kleinen Buſen Lieb' durchdringt.
Und dieſes ſtille Schmiegen, dieſes Schweigen
Der Mutter ſüßer, als ein Wort erklingt.

Nun ſollt' auch ich den großen Strom befahren,
Sollt' durch die Klüfte, durch die Brandung hin;
Doch bebt' ich nicht zurück vor den Gefahren,
Denn muthig war mein jugendlicher Sinn:
Da blickt' ich mich noch einmal um im Gehen,

Und ſchaute einem Jüngling in das Aug';
Mir ſchien's, als hätt' ich ihn im Traum geſehen,
Als kennt' er mich ſchon lang', ſo war's ihm auch.
Als kennten ſich ſchon lange unſre Seelen,
So flammte in uns heiße Liebe auf;
Wir mußten uns als Brüder feſt vermählen,
Vereint zur Tugend richten unſern Lauf. —
Und dieſer Jüngling, der in's Aug' mir blickte,
Der meiner Seele gleich ſo nah' verwandt,
Der mich durch ſeinen Anblick ſchon entzückte,
Der ſich mit mir bis in den Tod verband;
Der wareſt Du, mein ewig, ewig Treuer,
Du, den ich jetzt ſo feſt an's Herze drück',
Du Bruder! der mir über alles theuer!
Du, meiner Seele Troſt, mein größtes Glück!
O! könnt' ich Dir doch dieſe Gluth verkünden,
Die Liebesgluth, die mich ſo ganz durchdringt —
Ich kann es nicht — wirſt ſie wohl auch empfinden,
Wirſt kennen wohl, was in der Seel' erklingt.
Jetzt halt' ich mich ſo feſt an Deinem Herzen,
Das mit mir theilt und fühlet Freud' und Leid.
Froh ſchiffen wir dahin ohn' Sorg' und Schmerzen,
Uns ſcheint die weite Fahrt nicht weit;
Und wie um uns des Stromes Wellen brauſen,
Wie neben uns der Strudel niederſtürmt,
Wie Wind und heft'ge Stürme uns umſauſen:
Die feſte Hoffnung unſre Seelen ſchirmt.
Denn wer im Herzen trägt den Liebesfunken,
Wer ganz in reiner Liebe webt und lebt,
Dem iſt der Hoffnungsſtern noch nie geſunken,
Der glanzend über ſeinem Haupte ſchwebt.
So ſind wir nun bis hieher wahr geblieben,
Bis hieher ſtanden wir ſo feſt vereint,
Wir hörten niemals auf, uns treu zu lieben,
Des Friedens Sonn' hat über uns geſcheint;
Doch bald ſoll nun die herbe Stunde ſchlagen,
Die Dich entführt in's ferne, weite Land:

Nicht will ich traurig ihr entgegen klagen; —
Ich kenne Dich, Du gabst mir Deine Hand,
Du gabst mir mit der Hand auch Deine Seele,
Sie bleibet mir, iſt auch die Hülle fern,
Auf daß ſie ſich noch feſter mir vermähle.
Sie bleibt mir, dieſer ſüße Liebesſtern!

Wenn wir nach Jahren uns dann wiederſchauen,
Wenn Freundesaug' in Freundesauge blickt,
Dann fließet jener Strom durch grüne Auen,
Und wir ſind froh, und fühlen uns beglückt.
O Liebe! ewig wirſt Du uns durchdringen
Mit Deiner Kraft, mit Deinem ſüßen Weh'n,
Du wirſt uns feſt mit Deinem Arm umſchlingen,
Du wirſt im Tod nicht in uns untergeh'n!

Doch in keiner Hinſicht ſollte uns dieſe Zeit des Genuſſes kampf- und mühlos verſtreichen.

Zunächſt waren es Sybel's Schulverhältniſſe, die uns, namentlich für die Zeit unſers Zuſammenwohnens, zu ernſter Sorge und Thätigkeit führten. Sybel machte überhaupt in den Schulwiſſenſchaften nur mühſam Fortſchritte. Vielleicht wäre dieß weniger der Fall geweſen, hätte er in dem zarteren Knabenalter einen geordneteren Unterricht in den Elementargegenſtänden erhalten, oder wäre ihm auch jetzt nur eine den beſonderen Bedürfniſſen ſeines hochſtrebenden Geiſtes entſprechende Anleitung zu Theil geworden. So aber wurde er noch drei Jahre lang in Tertia des genannten Gymnaſiums aufgehalten. Dieſe Klaſſe war zwar in zwei Abtheilungen getheilt, aber auch dieſe waren ſo überfüllt, daß an eine methodiſche Fortbildung nicht zu denken war, und es nur den fähigſten, und für die Schulwiſſenſchaften eifrigſten Schülern gelingen konnte, ſich früher hindurchzuarbeiten. Wie konnte aber nach einem ſo langen Stillſtande, während ſeine Gemüthsentwicklung nur zu ſchnell fortgeſchritten war, die Beſchäftigung mit der Elementargrammatik und den niederen Studien dieſer Klaſſe Sybel noch anziehen? Indeß war er gern bereit, ſich jetzt der ihm obliegenden Pflicht mit ganzem

Ernſt und mit Selbſtverläugnung hinzugeben. Um dieſe Zeit entſchloß ſich auch ſeine Mutter, ſeinen Bildungskreis nochmals zu verändern, und ihn dem Friedrich-Wilhelms-Gymnaſium zu übergeben. Hier werden wir ihn bald mit vieler Anſtrengung, und wenn nicht mit glänzendem, doch mit genügendem Erfolge arbeitend finden.

Nächſtdem war es Sybel's eigenthümliche Stellung in ſeinem näheren und ferneren Familienkreis, die ihn ſchon damals mannichfachen Sorgen und Kämpfen ausſetzte.

Die gedachte Verirrung Sand's hatte den Gegnern der vaterländiſch-turneriſchen Richtung hinreichende Gelegenheit gegeben, die Freunde derſelben mit immer mehr Nachdruck anzugreifen. Welchem unbefangnen Beobachter hätten auch, abgeſehen von jener Verirrung, die Gefahren verborgen bleiben können, welche die Entwicklung der Jugend bedrohen mußten, wenn ſie jene Richtung fernerhin ſo einſeitig wie energiſch verfolgte. Eine dem Jugendalter ſchlechthin unangemeßne politiſche Tendenz trat allmälig an die Stelle des früheren unbefangneren turneriſchen Strebens, und jemehr die Behörden und die Stimme der Unbefangnen jener Tendenz entgegentraten, um ſo mehr ſahen ſich auch die Anhänger derſelben genöthigt, wenn ihr Enthuſiasmus ihnen keine unbefangne Prüfung vergönnte, in Oppoſition zu treten. So nahmen die Verirrungen jugendlicher Unbefangenheit mehr und mehr den Charakter bewußter, planmäßiger Ueberlegung an. Was Sybel und den engeren Kreis ſeiner Freunde betrifft, ſo war dieſer lange durch die Unbefangenheit ihres Enthuſiasmus, durch den ſittlichen Ernſt ihres Strebens vor dieſer bedenklicheren Verirrung geſchützt. Indeß verſäumten die theils ängſtlichen, theils vor den Verirrungen eines ſo edlen Enthuſiasmus anderweitig geſchützten Beobachter, Wahres und Falſches gehörig zu ſondern, und mit dem Ernſt der Liebe jenes zu pflegen, indem ſie dieſes bekämpften. Hierdurch wurde es dem beſſer gerichteten Jüngling ſchwer, ja unmöglich, ſein eigenthümliches Unrecht zu erkennen, da er ſich oft ſo lieblos verkannt, ſo ſchonungslos verurtheilt ſahe.

Sybel nun fand in dem weiteren Kreiſe ſeiner Familie eine Anzahl von ſtrengen Gegnern ſeiner Richtung. Dagegen nahm

jetzt die Mutter, das Unrecht und die entgegengesetzten Uebertreibungen der Gegner erkennend, und für das Wahre und Schöne unsres, nur zu hoch gespannten, Enthusiasmus empfänglich, eine Zeitlang für uns Parthei. So gewährte sie auch mir, der Besorgnisse der Familie ungeachtet, mit dem edelsten, wohlwollendsten Herzen die Aufnahme in ihr Haus, welches eine Zeitlang ein Sammelplatz von Gleichgesinnten wurde.

Indeß konnte und durfte die Mutter den Gegenvorstellungen der Verwandten, auf deren Seite denn doch auch in vielen Stücken das Recht war, unmöglich ganz das Gehör versagen, und so entstand auf ihrer Seit' ein Schwanken, welches für Sybel um so langwieriger und störender war, als die theilweisen Siege, die er über die Vorstellungen der Mutter davon trug, ihn nur bewogen, den Angriffen der Gegner um so kühner und fester entgegen zu treten.

Wie sehr viele der lebendigeren Knaben und Jünglinge unter den berliner Turnern, hatte auch Sybel mit auswärtigen Freunden, welche die größeren Wanderungen im Vaterlande gewinnen halfen, Briefwechsel angeknüpft. Der Inhalt derselben konnte natürlich kein andrer sein, als lebendiger Ausdruck der diesen Kreis bewegenden Strebungen und Gefühle. Man ermunterte sich, das Ziel deutscher, vaterländischer Tugend und Trefflichkeit, wie es dem begeisterten Gemüthe des Turners vorschwebte, fest im Auge zu behalten, und dabei — was ja nicht von einander zu trennen war — der entgegengesetzten Richtung, von woher sie auch ausgehen mogte, tapfer entgegenzutreten. Einige dergleichen Briefe Sybel's waren auch von den nachforschenden Behörden in Beschlag genommen, und in der Staatszeitung als bemerkenswerthe Zeugnisse der überspannten Jugendrichtung abgedruckt worden. Man kann sich denken, wie dadurch theils vielleicht die mütterliche Eitelkeit, theils das gedachte Schwanken unter dem wachsenden Andringen der Verwandten, besonders aber der jugendliche Muth Sybel's nur verstärkt werden konnte.

Endlich kamen hierzu noch die bereits um diese Zeit in dem Schooße des mütterlichen Hauses selbst beginnenden Kämpfe, die späterhin einen großen Theil der Kraft Sybel's in Anspruch nahmen, sein jugendliches Alter oft fast aller Lebensfreuden beraub-

ten, aber auch gewiß sehr viel dazu beitrugen, seinem Gemüthe die höhere, heiligende Richtung zu geben, die wir bald immer deutlicher hervortreten sehen werden.

Die Mutter Sybel's vereinigte auf merkwürdige Weise die Gebrechen ihrer Zeit, und insbesondre ihres näheren Lebenskreises, mit dessen eigenthümlichen Vorzügen in sich.

Sie war von lebhaftem, leicht erregbarem Gemüth, und die vaterländische Bewegung jener Zeit hatte mit all' ihrem Großen und Schönen in demselben Anklang gefunden. Indeß fand der Ernst und die Beharrlichkeit, ohne welche die Aneignung und Durchbildung des Guten und Göttlichen unmöglich ist, weniger eine Stätte in ihrem so leicht für dasselbe zu gewinnenden Herzen. Ihre Erziehung hatte, wie zu vermuthen steht, des religiösen Einflusses nicht ermangelt, indeß war derselbe größtentheils in dem halt- und kraftlosen System der natürlichen, nur mit einigen abgerißnen Lappen des Evangeliums übeldurchflochtnen, Religion jener Zeit aufgehoben worden. So unter dem Einflusse des Leichtsinns und des ungezügelten Sittenverderbens der Residenz in jener Zeit erwachsen, und, noch jung und schön, zweimal einem frühen Wittwenstande anheimgegeben, wie hätte sie sich ohne den durchgreifenden Ernst des Evangeliums die Festigkeit des Charakters erringen mögen, durch welche ihr erregbares Temperament allein in den sie erwartenden Kämpfen des Lebens sicher gestellt werden konnte? Dagegen aber gab sie, während sie ihr edles, wohlwollendes Herz den Zeugnissen des Evangeliums nicht verschloß, sich arglos und unvorsichtig dem bald immer mächtiger an sie dringenden Weltgeiste preis, bis derselbe zuletzt doch den völligen Sieg über die Arme davon trug!*)

Damals nun zeigte sich die Haltungslosigkeit ihres Charakters zunächst in dem Unvermögen, zu erziehen. Bald machte sie die Kinder selbst zu Vertrauten ihrer unbegränzten Schwäche, suchte den Rath und Beistand des einen gegen den anderen, bald sahe sie sich wieder genöthigt, die so eben freigelaßnen, ihrem natürlichen Standpunkte überhobenen, Kinder selbst in Zucht und

*) Der Leser wird weiter unten sehen, wie hier nicht mehr und nicht weniger gemeint ist, als die Geistesverwirrung, der sie zuletzt anheimfiel.

Vermahnung zu nehmen, und die nun wohl unausbleiblichen Gegenvorstellungen mit dem Eifer des gekränkten Muttergefühles zu bestrafen. Zwar gelang es unsrem, noch immer sehr erziehungsbedürftigen, Sybel bald, das ihm oft geschenkte Vertrauen der Mutter recht zu würdigen, ihrer großen Schwachheit die möglichste Nachsicht angedeihen zu lassen, ja sein Auge für ihre, unter allen Mißgriffen unverkennbaren, edlen Gesinnungen offen zu erhalten, und sie mit zunehmender, inniger Liebe zu umfassen.

Indeß reizten jene großen Fehlgriffe, die bald er selbst, bald die Geschwister zu büßen hatten, doch häufig den Unmuth des Knaben, und verwickelten ihn, jemehr er mit strengem Ernst für jede Uebereilung gegen die Mutter sich selbst bestrafen lernte, in fortwährenden Kampf mit sich selbst und mit seiner Mutter.

Doch unter allen diesen Sorgen und Kämpfen, die schon sein jugendliches Alter bedrängten, bewahrte sich Sybel einen frohen, freien Muth. Wurde ihm der Druck zu schwer, so fing er schon damals an, mit kindlicher Unbefangenheit auf sein Knie zu fallen, und die Hülfe des lebendigen Gottes mit Inbrunst und Zuversicht zu erflehen. Seiner Mutter blieb er, ungeachtet häufiger Uebereilungen, zu denen ihn die Schwachheit derselben nur zu oft reizte, mit kindlicher Dankbarkeit und inniger Liebe ergeben. Hatte er sich zu einer unkindlichen Begegnung fortreißen lassen, dann flossen, welches auch die Veranlassung gewesen sein mogte, bald ihm die Thränen von den Wangen, wenn ein ernster Freund ihn ermahnte. Mit Anstrengung überwand er dann seine lebhaften Gefühle, und bemühte sich eifrig, wieder ein guter Sohn zu sein. Seiner jüngern Schwester war er ein zärtlicher Bruder; er umfaßte seinen jüngeren Bruder mit herzlicher Liebe, und theilte, selbst noch unerzogen, so gut er nur vermochte, die Sorgen der Mutter um deren Erziehung.

So leicht erregbar seine Gefühle waren, so war er in der Liebe und Freundschaft doch eben so treu und dauernd, als innig.*) Er war redlich bemüht, auch die Liebe der ferneren Freunde

*) Während des oben bezeichneten Jahres geschahe es einst, daß ich mich im Gewissen verbunden glaubte, zu des Freundes eignem Besten die Wohnung in dessen mütterlichem Hause zu verlassen. Nachdem ich ihm von diesem Vorhaben Kunde gegeben, zerfloß

zu erwiedern, und mied es sorgfältig, so leicht ihm auch die Herzen der Freunde sich zuwendeten, der Freundschaft in den engeren Kreisen zu sehr auf Kosten der ferner Stehenden zu pflegen.

---

sein Herz in Wehmuth. Die Versicherung, daß das Band unsrer Freundschaft dadurch nicht loser geknüpft werden würde, konnte ihn nicht zufrieden stellen. Bald fand ich folgendes Schreiben auf meinem Pulte, welches die Stimmung seines Herzens sprechend darlegt:

„Es darf der Sieg dem Streiter nicht entgehen,
Wenn er getreu den Kampf besteht.
Auf Dich, mein Heiland, will ich hoffend sehen,
Daß felsenfest das Ziel mir steht.
Drum tret' ich rüstig in die Schranken ein:
Der HErr mit mir — wer will der Gegner sein!"

So sangst Du selber, als Dir noch das Leben,
Weil Du im Sinne froh, so schön erschien.
Doch jetzt, ich weiß nicht, wie es ist gekommen,
Hat Schwermuth sich in's treue Herz gesenkt.
O Jüngling, faß' doch wieder neue Kräfte,
Erneue Deinen Muth, trit fröhlich in die Welt,
Und härme nicht Dein frisches, junges Leben
In Tiefsinn und Betrübniß ab.
Sei frei, und kraftvoll trit auf festen Boden,
Steh' unerschütterlich wie eine deutsche Eiche,
Und blicke frei zu Gottes Himmel auf!
Steh' fest im Glauben und im Hoffen;
O drück' mich fest an Deine Brust!
Ich halt' mich fest an Dir, ich laß' Dich nimmer,
Zu treu hat Dich mein heißes Herz geliebt.
O, halt' auch Du Dich fest an mir, ich will Dich stützen,
Ich fühle Kraft dazu in meiner Brust.
Nur scheide nicht! — Vertrau' auf Gott:
Wir helfen uns durch Noth und Tod und Schmerzen,
Wir helfen uns in treu vereinter Kraft.
Allein, für sich, da ist ein traurig Leben,
Versinken würdest Du, versinken ich,
Wenn dann uns träfe Leid und Erdennoth,
Doch für Dein Herz — da will ich Bürgschaft geben,
Es bliebe treu dem Guten zugewandt.
Und, glaube nur, ich steh' jetzt fest,
Gewiß, ich werde nicht erzittern,
Das Böse prallt von mir zurück:

Den tiefſten Schmerz der Seele aber empfand ſchon der Knabe, wenn einer der großen Verbrüderung für Vaterland und deutſche Sitte untreu zu werden ſchien. Gewiß, die bittern Thränen, die er um jeden, welcher der guten Sache abzufallen ſchien, damals weinen konnte, und die gleichwohl die eignen Entſchließungen nur um ſo feſter machten, treu auszuharren — ſie waren bedeutſame Vorbilder der Thränen, die er einſt um die Schafe der ihm vertrauten Heerde Chriſti weinen ſollte!

Indem dieß genügen mag, das Bild des Freundes in ſeinem Jugendalter bis zum vollendeten 16ten Jahre zu zeichnen, füge ich noch einige der erſten dichteriſchen Verſuche, welche in jene Zeit fallen, hinzu. Sie mögen wenigſtens nicht ungeeignet ſein, die Anſchauung des gegebenen Bildes zu ergänzen.

Ich hab' gebetet auf den Knieen,
Ich habe Gott gefunden, ſtehe feſt!
Dir bleib ich treu, Dir ſtarke Seele,
Dir, meinem Bruder, meinem Freund.
Komm Du, o komm in meine Arme,
Ich mach' Dich glücklich, mach' Dich froh!

Dein Dir ewig treuer, Dich innig liebender,
Dich feſt umfaſſender, nicht von Dir laſſender
Arnold S.

Ueberſchrift zu der Sammlung ſeiner Gedichte.

Töne der Leier ſind ſüß,
Stärken das traurige Herz,
Kommen vom Himmel herab,
Heben zum Himmel empor.

Der Freiheit Ruf.

Freiheit ruft und mahnet,
Deutſche Männer, wehrt
Euch zum Kampf. Auf, bahnet
Kühn den Weg durch's Schwert!
Sprengt der Knechtſchaft Bande,
Die man euch gelegt,
Die im deutſchen Lande
Jetzt zu wuchern pflegt.

Jetzt iſt Zeit, zu retten
Eurer Väter Gruft,
Zu zerſprengen Ketten,
Hört, die Freiheit ruft!
Tragt doch Gott im Herzen,
Freiheit in der Bruſt:
Dann ſind Todesſchmerzen
Euch die höchſte Luſt.

Fallen dann auch Brüder
In dem Freiheitskrieg:
Sie ſind Himmelsglieder,
Sie belohnt der Sieg.
Hermann, Scharnhorſt reichen
Ihnen froh die Hand,
Als das Bruderzeichen —
Deutſcher Treue Pfand.

„Gott zum Gruß! ihr Helden,
Nehmt den Druck der Hand;
Höret, was wir melden
Von dem Vaterland:
„„Freiheit ist errungen
Durch viel deutsches Blut;
Zwingherrn sind bezwungen
Durch der Brüder Muth!““

Solches wird verkündet
Von den Brüdern dort,
Und wir steh'n verbündet —
Wahr ist jedes Wort!
Schmückt mit Eichenzweigen
Euch das lange Haar;
Tanzt den Siegesreigen,
Deutsche Kämpferschaar!

Auch zur Ehr' der Brüder,
Die gefallen sind,
Singt nun Freiheitslieder,
Frei, wie sie, gesinnt!
Laßt die Todten leben
Dann bei'm Siegesmahl,
Die dem Tod' gegeben,
Sich aus freier Wahl.

(In der Nacht des 26sten Aerntemonds 1819,
Jahrestags der Katzbacher Schlacht.)

Am Tage des Heimgangs Carl Pischon's

(Jahrestag der Schlacht an der Görde) seiner guten Mutter.*)

Nicht erneuen will ich Deine Schmerzen,
Nicht die Wunden öffnen Deinem Herzen

*) Die Verwandtschaft dieses Gedichtes mit der Epistel Carol. Pichler's an die Mutter Körner's wird der kundige Leser leicht erkennen; nicht weniger aber auch die eigenthümliche, freie Behandlung, welche der Knabe Sybel seinem Gegenstande zu geben wußte.

Gute Mutter, die ſo viel verlor!
Aber innig mich mit Dir vereinen,
Um den Treuen heute zu beweinen,
Der heut' ging ins blaue Himmelsthor.

Ja! ich weiß es, was Dein Herz zerriſſen,
Weiß es, was es alles leiden müſſen
Um den heißgeliebten einz'gen Sohn.
Nur zum Hohen wandte er ſein Streben,
Nur in Freiheit konnt' der Freie leben,
Wandte fromm den Blick zu Gottes Thron.

Für ſein Vaterland zu ſterben weihte
Sich ſein freier Geiſt, und niemals ſcheute
Er Gefahr noch Arbeit, wenn es galt,
Kühn zu kämpfen für die deutſchen Rechte,
Zu verjagen ſchnöder Zwingherrn Knechte;
Heldenblut in ſeinen Adern wallt'!

Als daher der Freiheit Ruf erſchollen,
Alle Herzen hoch vor Liebe ſchwollen
Für das alte, heil'ge, deutſche Land,
Da ergriff auch ihn die heiße Liebe,
Folgt er mit Begeiſtrung ſeinem Triebe,
Zog mit Muth das Schwert fürs Vaterland.

Gott hat zwar den Frommen früh geſchieden
Von der Erde; aber auch zum Frieden
Ihn ſchon früh ins Freiheitsthal geführt.
Dort genießt er alle Himmelsfreuden,
Iſt entfernt von allen Erdenleiden,
Trägt den Siegerkranz, der ihm gebührt.

Doch von hier ſelbſt iſt er nicht geſchieden;
Denn ſein Name iſt zurück geblieben,
Lebt in aller ſeiner Brüder Bruſt.
Ewig bleibt er uns ein heilig Zeichen,
Das wir alle ſtreben zu erreichen;
Ihm gehört das Sehnen unſrer Bruſt.

Ewig wird er auf den Lippen ſchweben,
Wird im Herzen jedes Guten leben,
Wird ein Urbild wahrer Tugend ſein:
Und dies Urbild wird die Jugend ſtärken,
Wird ſie leiten hin zu guten Werken,
Und zur Vaterlandesliebe weih'n!

Abendlied.

Auf, auf! zum Abendliede
Erhebet jetzt die Bruſt;
Auf, ſingt aus reinem Triebe
Dem HErrn mit frommer Luſt!
O ſeht die Wolken glänzen
Vom gold'nen Abendroth;
Man ſchmücket ſich mit Kränzen
Und lobt den lieben Gott.

Auf Erden wird's ſchon ſtille
Nach harter Tageslaſt,
Nach ſchwerer Arbeit Fülle
Beginnt des Abends Raſt.
Doch Einer ſchaut von oben
Mit ewig klarem Blick,
Vom blauen Himmel droben
Lenkt er der Welt Geſchick.

Der wird uns unterſtützen,
Wenn alles um uns ſtürmt;
Kann keiner uns beſchützen:
Er iſt's, der ſchützt und ſchirmt!
Er iſt ja unſer Streben,
Er unſer Schild und Hort,
Er führt zum ew'gen Leben
Durch ſein geheiligt Wort.

Loblied.

Auf, gen Himmel laßt die Stimme klingen,
Laßt dem Vater uns ein Loblied singen,
Laßt uns ihm die heiße Liebe künden,
Die zu ihm wir in dem Herzen finden!

Laßt uns danken ihm für seine Milde,
Die er täglich uns im reinsten Bilde
Zeigte; ihm, der seinen Sohn gegeben,
Der für unsre Sünden ließ sein Leben.

Jesus! ja Du bist dahin gegangen
Ohne Zagen, ohne Todesbangen
In den Tod. — Für diese Sündenerde
Trugst Du freudig Kreuz und Todsbeschwerde.

Worte nicht vermögen, sie zu schildern,
Thränen — ach — sie können ja nicht mildern
Deine Leiden, Deine Todesschmerzen,
Die Du trugst für unsre sünd'gen Herzen.

Doch, wenn Wort' und Thränen nichts vermögen,
Wenn die heißen Klagen in die Luft verflögen:
Unsre Liebe kann Dir doch verkünden,
Daß wir Deine Schmerzen mitempfinden!

Liebesweh'n und Tugendsehnen.

Es klingt durch meine Bruſt
Ein wunderſüßer Klang,
Er füllt das Herz mit Luſt
Und heißem Liebesdrang.
Da fühl' ich mich zur heil'gen Tugend hingezogen,
Hoch wallen in der Bruſt die heißen Liebeswogen!
Ich bin ſo hehr entzückt,
So hoch, ſo ſehr beglückt;
Zu Gott erheb' ich demuthvoll die Stimm':
O lieber, treuer Vater! o vernimm,
Vernimm mein kindlich Fleh'n,
Laß mich in Kraft beſteh'n,
Mich Deine Wege gehn!

An meine Mutterſprache.

O Sprache voller Leben,
O Sprache voller Lieb',
Dir hab' ich mich ergeben,
In treuer, feſter Lieb'!

Dich werd' ich nimmer laſſen,
Du biſt mir angetraut,
Ich will dich feſt umfaſſen,
Als eine liebe Braut!

Wenn Fremde dich bekriegen,
Ich bleibe dir getreu.
Du, Himmliſche, wirſt ſiegen,
Du biſt, du bleibeſt frei!

(Am 13. Chriſtmonds 1820.)

Der edlen Frau Schmidt,

meiner liebwertheſten Frau Baſe.

Dich ſah' ich einſt, Dich, edelſte der Frauen,
Am Bette Deines bleichen Kind's im Schmerz;
Ich ſah' Dein tief verwundet Mutterherz
In ſtiller Demuth auf den Vater ſchauen!

Auf Deinem Antlitz ruhte feſt Vertrauen,
Es kehrte ſich Dein Auge himmelwärts,
Du ſchienſt gefaßt, ſelbſt in dem herbſten Schmerz,
Doch feſt auf Gottes Liebe noch zu bauen.

Und wie ich Dich ſo ſah' in Deiner Liebe,
Da war es mir, als ſei es Gottes Wille,
Daß Dir zum Lohn Dein theures Kindlein bliebe,

Und was die Ahndung mir ins Herz gegeben,
Was mir ſo klar erſchien als Gottes Wille,
Das iſt geſcheh'n: Gott ließ Dein Kindlein leben!

Am heil'gen Chriſttage 1820.

Durch finſtre Nacht
Brach Gottes Macht.
Es ſtand die Welt an des Verderbens Thoren:
Da ward der Chriſt geboren.

O Jeſu Chriſt!
Als Heiland biſt
Du hier in dieſer Sündenwelt erſchienen,
Um uns mit Gott zu ſühnen.

Unſchuldig Lamm!
Am Kreuzesſtamm
Biſt Du für uns den herbſten Tod geſtorben,
Haſt uns das Heil erworben.

Hier knieen wir,
Und danken Dir
Mit tiefgerührtem, kindlichfrommen Herzen
Für Deine Todesſchmerzen!

Zweites Buch.

Jünglingsalter.

Frühling 1821 bis dahin 1831.

„Dein Wort ist meines Fußes Leuchte,
Und ein Licht auf meinem Wege."
Ps. 119, 105.

Erſter Abſchnitt.

Höhere Schuljahre.

Frühling 1821 bis Herbſt 1824. — 17tes bis 20ſtes Lebensjahr.

„Ich trage meine Seele immer in meinen Händen, und ich vergeſſe Deines Geſetzes nicht. HErr, mich verlanget nach Deinem Heil, und habe Luſt an Deinem Geſetz. Pſ. 119, 109. 174.

Früh winkte Dir des Vaters Liebeshand,
Sie zog Dich ſanft zum eingebor'nen Sohne;
Dich ſchreckte nicht die hehre Dornenkrone,
Die noch ein Blütenſchimmer Dir umwand.

Des Kreuz' Geheimniß war Dir kaum bekannt,
Doch rann Dein Auge oft vor Gottes Throne;
Du rangſt ſo treu, daß keuſche Sitte wohne
Und Zucht und Ehr' in Deinem Vaterland.

Wie ſah' man oft Dein ſehnend Auge glänzen,
Trat auch nur Einer zu der Brüder Reih'n,
Dem Vaterland ſich treu und keuſch zu weih'n!

Und wankten andre — ha, wie ſchlug Dein Herz,
Wie rannen Zähren in ſo bitt'rem Schmerz,
Als Thau nur perlt von friſchen Blütenkränzen!

Wir haben bisher der religiösen Entwicklung Sybel's nur beiläufig gedacht. Und doch war es das Licht von oben, welches schon die Knospe seines Jugendlebens lieblich röthete, die sich uns nun zur schwellenden, reich duftenden Blüte entfalten wird — wenn meinem Griffel vergönnt ist, die Linien seines Lebensbildes treu und wahr zu zeichnen.

„Lasset die Kindlein zu mir kommen, denn solcher ist das Himmelreich!“*) dieses Wort der ewigen Wahrheit Dessen, der den tiefen Schaden unsres gefallenen Geschlechtes nicht zu verdecken, sondern aufzudecken und — zu heilen kam, bezeugte schon das Kindesalter Sybel's, als in der Wahrheit gegründet. Zwar sahen wir, wie der gefräßige Wurm der Sünde, der an dem Tiefinnersten aller nagt, die in diese Welt kommen, vom ersten ihrer zeitlichen Lebenstage an, bis zum letzten, seine zarte Jugend nicht verschonte; ja, wie er seinen giftigsten Zahn an die verwundbarste Stelle des holden Kindes legte, das den Namen der Sünde noch nicht kannte, welche es frühe zu verzehren drohte. Aber die Hand des HErrn, welche das geheimnißvolle Einwirken der Sünde (dieser falschen, und darum sich selbst vernichtenden, Richtung der Freiheit), auf das königliche Geschlecht der Erde nicht wehren will, waltete über dem geliebten Knaben. Das Licht der Gnade beleuchtete früh die dunklen Schatten, welche die Sünde auf das Herz des Kindes warf; mit der Erkenntniß der Sünde wuchs schon in dem Knaben die Sehnsucht nach der Gnade, und als noch die unerkannte Sünde diesen unbewußt an den Abgrund des Ver-

*) Matth. 19, 14.

derbens hinriß: lauſchte ſchon das ahnungsvolle Herz der lockenden Stimme des guten Hirten von oben, der ihn mit den Lämmern ſeiner Heerde aus dem Rachen des Wolfes in ſeine Arme zu ſammeln kam.*) Gewiß, Sybel's Jugendleben giebt einen Schlüſſel zu dem Geheimniß, wie die Kindheit unter der ſegnenden Hand des HErrn dem Himmelreich nahe ſein, und doch dem tödtlichen Einwirken der Mächte der Finſterniß hingegeben ſein kann, deren Gewalt nur der höheren Macht der Gnade weicht!

Doch laſſen wir auch ferner das Leben Sybel's ſelbſt das Wort zu uns reden. Sanft und lieblich, aber doch friſch und freudig, oft mit geflügelter Luſt und Eile, wird ſein Lebenslied uns ferner antönen, wenn wir das Bild ſeines Jünglingsalters in ſeiner frei und kräftig aufſtrebenden Entwicklung uns vorführen.

Mit dem Schluſſe des vorigen Abſchnittes fällt der Abſchied des Verfaſſers aus der Nähe des Freundes zuſammen. Zwar werden die nächſten Mittheilungen zeigen, welche innige Lebensverbindung auch während einer längeren Trennung unter uns ſtattfand. Indeß kann ich nicht anſtehen, eine höhere Fügung der Vorſehung in dieſer, für Sybel's Leben bedeutungsvollen, Trennung zu finden. Sie war ein dringendes Bedürfniß für deſſen freie, eigenthümliche Entwicklung, welche bei dem ununterbrochnen Fortgange unſres Verhältniſſes hinfort leicht hätte Schaden leiden mögen. Traten wir dann zwar, nach kaum zwei Jahren, nochmals in ſehr innige Verbindung, ſo hatte indeß die eigenthümliche Entwicklung Sybel's ſich ſoweit entſchieden, daß der ſelbſtſtändige Fortgang derſelben für die Zukunft geſichert war.

Einige Wochen ſpäter, als unſere Trennung, fiel auch die Zeit der kirchlichen Konfirmation Sybel's, eine Zeit, die für ihn von ſehr großer Bedeutung war.

Er war von ſeinem Oheim Wilmſen mit väterlicher Liebe und der Sorgfalt eines pflichttreuen Mannes hierzu vorbereitet, und der Erfolg zeigt, wie derſelbe auch von ſeinem Standpunkte aus empfängliche Schüler zu wecken wußte. Nur

*) Jeſ. 40, 11.

war es von diesem, damals leider noch von wenigen Geistlichen des Vaterlandes verlaßnen, Standpunkte aus, durch eine mehr menschliche als göttliche, jedenfalls weniger schriftgemäße, unkirchliche Lehre, freilich unmöglich, den Schüler mehr als menschlich zu begeistern. Denn auch der wohlmeinendste, in diesem Kreise treueste Lehrer konnte und wollte ja nur die natürlichen Kräfte des Menschengeistes und Herzens bilden und anregen, dessen Grundübel er nicht anerkannte, auf eine wahrhafte und wesentliche Wiedergeburt des Menschen, auf eine Erneuerung desselben zu seiner ursprünglichen Wahrheit und Gottbildlichkeit durch die übernatürlichen (d. i. über die Natur in ihrem jetzigen, gefallenen Zustande hinausgehenden, göttlichen) Kräfte der höheren Welt, durch eine freie und wahrhafte Verbindung des heiligen Geistes Gottes mit dem Herzen, welches bußfertig und gläubig den Erlöser umfaßt, konnte und durfte man es von diesem Standpunkte aus nicht anlegen.

Daher sehen wir Sybel noch oft, wenn auch auf die rührendste Weise, in dieser mehr menschlichen Begeisterung ringen, die den Menschen auf sich selbst, auf die gebrochnen Kräfte seines armen Herzens verweist, und ja darum auch nicht über sich selbst hinaushebt. Indeß trit auch Der, welcher den sehnenden, freiheitdürstigen Geist allein wahrhaft frei machen konnte, schon immermehr aus dem Hintergrunde seines Herzens hervor, und der Jüngling reichte ihm die treue Glaubenshand.

Folgende Stellen aus den ersten Briefen Sybel's an den geschiedenen Freund mögen zeigen, wie er unter dem Sehnen der Liebe und Freundschaft sich zu der Konfirmation, der festeren Verbindung mit dem höheren Freunde, der ihn zuerst geliebt, vorbereitete und unter welchen Eindrücken und Vorsätzen er die Konfirmation empfing. *)

*) Von diesem Zeitpunkte an schrieb Sybel fast täglich die wichtigsten Anschauungen und Erfahrungen seines äußern und innern Lebens in Briefen an den Verf. nieder. Diese sind daher eine Hauptquelle für die Darstellung des nächsten Zeitabschnittes. Um den Zusammenhang der ausgewählten Mittheilungen nicht zu sehr zu zerreißen, wird der Leser hieraus zuweilen einiges mitgegeben finden, was nicht mehr streng als Beleg für den Text meiner Darstellung zu achten ist.

Berlin, den 18. Ostermonds 1821.

Gott grüße Dich, meine Seele!

„Du warst also weg, Du warst geschieden, und traurig stille wanderten wir vom Postwagen nach Hause. Ich drückte Bernau an meine Brust, als er schied, und den lieblichen Albert. Das Herz war mir so voll. Auch Deine Eltern schieden bald, wir waren allein, sprachen viel, um das Herz zu erleichtern, und Du wareſt immer der Gegenstand unſres Gespräches, denn wovon das Herz voll ist, davon geht der Mund über. — Ich ging endlich nach unſrem Zimmer, ich ging wahrhaft froh; die lieblichen Bilder unſers Zuſammenlebens erneuerten ſich mir dort; ich las Deinen Nachlaß, und Thränen feuchteten die Schriftzüge Deiner Liebe. Ich war tief erſchüttert, tief, und auf den Knieen flehte ich zu Gott für Dein Wohl. Und er hat die Bitte gewährt, denn ..."

... „Man muß ſeine Vorbilder ſo geſtalten, daß ſie nicht ſüße Träumereien ſind, nicht überirdiſch und unanwendbar auf das Leben. Der Menſch lebt einmal auf der Erde, er ſoll für die Erde leben, ſo lange er auf derſelben iſt, folglich nicht ſeinen unausführbaren, ſüßen Träumereien nachhängen. — Die klare Vorſtellung meines Urbildes iſt immer für mich ſehr ſtärkend und erhebend. Kämpfe ich und fange an zu ſtraucheln: ſchnell ſchau' ich zu dem Bilde meines Strebens auf, und dieſer klare Blick hilft ſiegen. —

Heut über 14 Tage ſteh' ich ſchon am Altare, dort, wo ſchon viele ihr Bekenntniß gaben, o, wo ſchon viele unſerm Heilande Treue ſchworen! Ich gebe mich in dieſen Ferien ganz der Vorbereitung zu jener heiligen Handlung hin. Ich habe mich geprüft, und habe viele Schwächen in mir wahrgenommen, und viel, gar mannichfacher Kampf erwartet mich. Doch feſt, wie deutſche Eichen, werd' ich als deutſcher Mann der Sünde nimmer weichen. Gott ſchützt die Muthigen! Am Abend vor meiner Einſegnung ſchreib' ich wieder, drum heut' nicht mehr, dann wird es ſüßer klingen. Der Herr behüte Dich. Bleib' fromm!"

Dein Arnold.

B., am 1. Wonnemonds.

„Den Leib gekräftiget und erfrischt durch die gesunde Landluft, den Geist erhoben und geheiligt durch Selbstprüfung und Andacht, findest Du mich am heiligen Abende vor dem großen Morgen meines feierlichen Christengelübdes.

O Freund, o Bruder, o Licht der Seele, o Du, den das Wort nicht zu schildern vermag, dessen Werth nur die innerste Empfindung mit wahrem Namen belegt, ich blicke heut' durch den weiten Raum ganz in Dein Herz, ich durchschaue es heut' ganz, unser heiliges Verhältniß! Ich fühle, daß die Saat der Liebe Frucht getragen, ich fühle, daß der Liebe Genuß dieß sehnsüchtige Herz so gekräftiget, fühl' es, was ich Gott zu danken ...

Bruder, ja es ist ein segnendes Wort, es hebt zur hohen Freudigkeit, zum festen Mannesmuthe, zum Siege vor dem Kampfe, das Wort: Es gehen viele treue Seelen mit dir zum Altare, es pochen viele liebevolle Herzen, es beten viele geliebte Lippen für dich und mit dir ...

Heut' noch einmal, heut' auf der letzten Stufe eines großen Abschnitts meines Lebens, schwör' ich Dir: — „„Ich bleibe Gott, dem Vaterlande, ich bleibe meiner Ueberzeugung, meinem Willen treu!"" Bruder, ich will es, ich will ein Mann werden — frei und fromm, frisch und froh im Wirken und Kämpfen für Gottes Reich auf Erden. In Demuth will ich kämpfen, nicht zu viel der eignen Kraft vertrauend, Gott um Hülfe anflehend. Und Gott, der Geist der Liebe, der das Gute zum Vollbringen führt, wird mich schützen, mich stärken. Sein Geist erleuchte mich! — Glaubensmuth Wunder thut! Gott segne mich und stärke mich, Amen!"

Am 2. Wonnemonds.

„Bruder, es ist vollbracht, der HErr hat mich gesegnet, ich habe mit göttlicher Traurigkeit, mit tiefer Rührung den Segen empfangen, ich habe dem HErrn das Gelübde gebracht. — Der Vater wird mir gnädig sein, daß ich am Sonntage mit frommer Andacht das Heil. Mahl empfange, mich dann ganz mit Jesu vermähle. Lieber, die Kirche hat uns ja nun auch verbunden, und fester, heiliger und bedeutungsvoller ist das

Band geworden, das uns bindet. Mehr kann ich nicht, daß ich nicht unterliege den großen, hehren Eindrücken. — Deinen Brief aus Nürnberg hab' ich so eben bekommen. Morgen früh, wenn die Sonne mich geweckt, wenn ich dem HErrn gedankt, dann les' ich ihn! Schlaf wohl, es ist schon spät. Ich bete mit Dir."

Zwei kleine Gedichte, am Tage vor seiner Konfirmation niedergeschrieben, sind gleichfalls für seine damalige religiöse Entwicklung sehr bezeichnend; das eine lautet:

Gott, ich flehe, stärke meinen Willen,
Stärk' das Herz, das oft noch Böses thut;
Hilf mir stets durch Deinen Geist erfüllen
Dein Gesetz, das mir im Herzen ruht.
Fache an das schwache Licht der Brust,
Daß ich klarer werde mir bewußt!

Gieb, daß Lieb' und Glauben in dem Herzen,
Ich voll Hoffnung auf zum Himmel blick';
Daß ich scheidend ohne Grau'n und Schmerzen
Eingeh' in des freien Himmels Glück,
In der Wahrheit Reich, wo banges Grau'n
Aufgeht in das lichte Schau'n.

Ja, Dir Vater, Urquell alles Lebens,
Dir, o Höchster, weih' ich meinen Geist,
Führ' ihn hin zum Kleinod meines Strebens,
Hin zur Seligkeit, die Du verheißt,
Wo mich Deine Klarheit mild erfüllt,
Meine Sehnsucht heilt und stillt!

* * *

Stand Christus um diese Zeit, wie sich aus den obigen Stellen ergiebt, noch mehr im Hintergrunde des ahnenden Herzens, welches sich oft noch in Anspannung der eignen, mit aller Wärme der Phantasie erregten, Kräfte, zu genügen sucht, so sehen wir ihn doch bald immer deutlicher in das Glaubensleben Sybel's eintreten. Oft zwar werden wir, und zwar selbst noch über diesen Abschnitt hinaus, jene Schwankungen des bald auf sich selbst, bald auf den Erlöser bauenden Herzens wiederkehren sehen. Aber mit rührendem Ernste strebte er kräftig

auf der halberhellten Bahn weiter, und freute ſich jedes neuen Lichtes, das ihm von oben auf dieſelbe fiel.

Die fleißige Leſung der Bibel, und daneben der Bücher von Thomas v. Kempis über die Nachfolge Chriſti, vorzüglich aber auch die nähere Befreundung mit einigen ſeiner jetzigen Lehrer, endlich die ununterbrochne Anhörung der kirchlichen Reden des von ihm hochverehrten Schleiermacher, war für ſeine religiöſe Fortbildung von großem Einfluß. Folgende Mittheilungen aus ſeinen Briefen und Gedichten aus dieſer Zeit mögen zur näheren Bezeichnung derſelben dienen.

23. Brachmonds 1821. *)

„Welch' ein hehrer Tag, an dem ich mich ſo frei gefühlt, wie faſt noch nie! Heut' drück' ich Dich mit wahrer Wonne an mein Herz. — Eben hab' ich Mutter ein herrliches Abendgebet vorgeleſen, was das Innerſte meiner Seele ergriffen; in dieſer Stimmung geb' ich Dir die Hand; ſchlag' ein!"

24. Brachmonds 1821.

„Konnte heut' recht innig beten, recht freudig zum Vater aufſchauen. — O, es iſt ein ſeliges Gefühl, die Andacht! Bruder, ich kann es fühlen, ſehe den Engel der Kindheit neben mir ſtehen, der mir die Unſchuld, die der Jüngling aufopfern und ſich wieder erkämpfen muß, darreicht, mit der ich mich zum Vater aufſchwingen, zu ihm ſelbſt reden kann."

26. Brachmonds.

„Daß es mit unſrem lieben K. ſo übel ſteht, betrübt mich ſehr. O, könnt' ich ihm doch helfen! Kein Opfer wäre mir zu ſchwer, ich brächt' es freudig dar. Denn daß in K. eine edle Seele lebt, kann niemand läugnen. O der verderblichen

*) Für der deutſchen Monatsnamen etwa unkundige Leſer ſei bemerkt, daß die Frühlingsmonate hier: Lenzmond, Oſter- oder Wandelm., Wonnemond; die des Sommers: Brachm., Heum., Erntemond; die des Herbſtes: Herbſtm., Wein- oder Siegesm., Windm.; endlich die des Winters: Chriſtm., Hartm. oder Wintermond und Hornung bezeichnet werden.

Frömmelei! O, daß meine Zunge noch nicht scharf, nicht stark genug ist, gegen dieses Unwesen zu predigen; o, daß dieser Arm noch kein Mannesarm ist, die Geißel zu ergreifen, und die Frevler zum Tempel des HErrn hinaus zu treiben!"

19. Hartmonds 1822.

„Theure, liebe Seele, gestern war Dein —, heut' kamen Deine Briefe. O, wie haben sie mich erhoben! — Doch noch ein Wort von gestern. Sieh', ich sank auf mein Knie, und betete, o so innig, so, daß ich mich im Beten ganz verlor! — Ich flehte für Dein Heil. — Und Du glaubst, ich hätte Dich nicht verstanden? Auch ich glaube fest an die Kraft des innigen Gebetes, und habe selbst in diesem Jahre Deiner Entfernung dieselbe wirksam in mir gesehen. Der wahrhaft demüthige Sinn, die treue Hingebung an Gott, ersehnt ja nur das, was Gott bewilligen kann; nur das, was Gottes Ehre bei dem Menschen wirkt, was heilsam für das überirdische Reich! In diesem lebhaften Bewußtsein von der Kraft des Gebetes betrachtete ich auch das Aufflackern des Hohenlohe, und kämpfte nicht gegen die Idee, die ihn leitete, sondern gegen seine Wundergier und äußerliches Wesen. O, unbeschreiblich ist der Frieden, den ein recht brünstiges Gebet in unsre Seele gießt. Ja unbegreiflich sind die Wunder einer frommen Bitte! Jak. 1, 6. Er bitte aber im Glauben, und zweifle nicht."

2. Wonnemonds 1822.

„Mein lieber, lieber Bruder! Auf gestern fiel der Bußtag, da hab' ich denn am Morgen in Dräseke's „Glaube, Liebe, Hoffnung" gelesen, und dazu in der Schrift nachgeschlagen. Ich habe mich selbst geprüft, und war betrübt über meine Sünde; doch habe ich mich heut' erst recht erkannt, als ich einsam im Mondenschimmer mit meinem mir so theuren Buchsholz wandelte. Gar vielen Aufschluß hat er mir erst über mein Wesen gegeben. Mich hält noch immer die Eitelkeit, wie Du sie wohl auch oft in mir wirst erkannt haben. Sie bringt mich noch oft ganz von mir selbst zurück, und ich muß mit Dir sagen, was ich immer wieder lesen muß: Wie doch die stille Seelenruhe so spät gedeiht! ..."

11. Wonnemonds.

„Eben hab' ich mir noch ein schönes Lied gesungen, und Du sangest mit. Ruhe hat sich über mein Gemüth ergossen, heilige Ruhe. Ich umfasse Dich so innig, umfasse alle, die ich liebe."

29. Brachmonds 1823.

... „Der Christ will nicht durch sich selbst zur Vollkommenheit gelangen, sondern durch Christus. Er fühlt, daß ihm ein seliger Zustand entgangen sei, in seinen Ahnungen und Erinnerungen. Diesen seligen Zustand ersehnt er sich wieder, und durch dieses Sehnsuchtsgefühl giebt er schon seine eigne Unfähigkeit, sich selbst zum Heil zu leiten, in Demuth zu erkennen. In dieser Hingebung an Christus, in dieser Anerkennung der Unselbstständigkeit, wären die Menschen Demuth und Liebe, ganz Geist. Doch wir haben auch eine zeitliche Eigenthümlichkeit, die sich im frischen und freien Wesen des Deutschen kund giebt, ein deutsches Leben: das ist das Bewußtsein einer Selbstständigkeit. Dieß sollen wir mit dem Christlichen vereinen — aber welch' schwere Aufgabe!"

13. Heumonds 1822.

... „Unter denen, welche Du mir zu fliehen räthst, muß ich mich heut' bei der Eitelkeit halten. Sieh', ist mein Wille fest entschieden gegen diese Sünde, so finde ich mich doch oft in derselben; mit tiefer Reue muß ich meine Schwachheit bekennen. O mein Gebet, es ist nicht anhaltend, nicht kräftig genug, mich ganz frei zu halten. Doch Du betest ja, das weiß ich, betest auch für meine Seele ... Immer tiefer erschaue ich das Verderben der Welt, immer mehr wird mir klar, wie wir uns zu stählen haben!"

Von einer gleichen Stimmung zeugt auch ein Gedicht mit der Unterschrift: Am 10. Aerntemonds 1822 meiner lieben Mutter gebracht, nachdem es mich so tief durchdrungen, und mir zum Wort geworden. Es lautet:

Ich bin ein Sünder.

Wenn ich in der Stille ſinge,
Gott, mein ganzes Herz Dir bringe:
Dann hat Ruhe mich umwoben,
Mich dem Ird'ſchen überhoben.

Klarer ſchau' ich in die Tiefen
Meiner Seele. Bei dem Prüfen
Schweigen meine Eitelkeiten,
Die das Herz ſo oft beſtreiten.

Und was ruf' ich dann in Demuth,
Was bekennet meine Wehmuth?
Werde meiner Schmach Verkünder:
Biſt ein Sünder! biſt ein Sünder!

Will dann in den Staub verſinken,
Traue kaum der Gnade Winken,
Mögte nicht zum Himmel ſchauen,
Deinem Sitz, dem klaren, blauen.

Wenn ich nun ſo ſehr betrübet,
Trit der, der ſo innig liebet,
Zu mir reu'gen Sünder hin,
Chriſtus mit dem treuen Sinn.

„Stehe auf von Deinen Knieen,
Alles, alles iſt verziehen,"
Spricht der liebe Heiland mein,
„Deine Sünd' ſoll meine ſein!"

Ach! er ſchaut mit ſel'gen Blicken,
Die das Inn're mir entzücken;
Reiche froh die Hand hinauf —
Und er hebt mich Sünder auf!

Wie die oben, den Bußtag betreffende, Stelle, so zeigen manche andre, wie er jetzt schon sich aus freiem Trieb gewöhnte, der Feier der kirchlichen Tage sich mit inniger Andacht hinzugeben. Die begeistrungsvolle Frische der Vorträge Schleiermacher's, die er von jetzt an nie versäumte, und die ebenso zu seinem Herzen drangen, als sie vorherrschend den Verstand mancher andrer Zuhörer ansprachen, hatten hierauf gewiß vielen Einfluß. „Bruder," schreibt er am 14. Juli 1822, „ich habe eben den heiligen Geist gehört in göttlicher Posaune durch meines Schleiermacher Mund. Der verkündet jetzt immer das Himmelreich, und im Himmelreiche die Liebe." — Oft strömte dann seine erhobene Seele ihm Anschauungen in festlichen Liedern aus. Hier sind einige aus dieser Zeit.

Sonntags Frühgebet.

Ruhig, ruhig, heil'ge Stille
Decket noch die grüne Flur;
Nacht, in Deiner süßen Hülle
Ruht so sanft noch die Natur.

Doch durch heil'ges Dunkel schauet
Bald ein klarer Lichtesstrahl;
Stiller Sonntagsmorgen grauet:
Steigt Gebete sonder Zahl!

Und es weint im Wiesengrunde
Fromme Thränen jeder Halm.
O Natur! im Aug', im Munde
Ruht Dir Dank und Freudenpsalm.

Berg und Wald, sie alle preisen,
Ihrer Vögel Sang erschallt,
Und in wunderbaren Weisen
Dank im Bachgemurmel hallt.

Da trit aus der kleinen Hütte
Vater mit dem Sohn hervor,
Bringen fromme Christenbitte
Leise nur zu Gottes Ohr.

Doch es drängt ein inn'res Weben
Mächtig das gepreßte Herz,
Ihre Seelen bald ſich heben
Im Geſange himmelwärts.

Es verhallen ihre Lieder,
Ruh'ger fließet das Gefühl;
Englein, Englein ſteigen nieder,
Und umweh'n die Schläfe kühl.

Zum Gebet ſie niederſenken
Ihre Knie auf's grüne Gras,
Blicke ſie zum Vater lenken,
Von der Andacht Thräne naß.

Als ſie ausgebetet beide,
Vater froh zum Sohne blickt,
Hat er in der heil'gen Freude
Ihn an's Vaterherz gedrückt.

Um des Vaters Hals geſchlungen
Hat der Knabe ſeinen Arm; —
Lange ſteh'n ſie, tief verſunken,
Und im Herzen liebewarm.

8. September 1822.

Sonntagsmahnung.

Tritſt Du in die heil'gen Hallen,
Um dem HErrn zu dienen, ein:
Um dem Vater zu gefallen,
Mußt Du ihm ergeben ſein,
Mußt der Welt Du ganz entſagen,
Nur Dein Herz zum Himmel tragen.

Schaue nicht nach andern Leuten,
Schau' hier in Dein eigen Herz,
Bann' die Luſt, die Eitelkeiten,
Schau' allein nur himmelwärts,

Stimm' Dich zu Gebet, Gesang,
Gehe auf in Preis und Dank!

Dann nur wirst Du recht empfinden,
Wie die Kirche uns beschenkt,
Wie die Andacht läßt verschwinden,
Was Dein sündig Herze kränkt.
Dann nur trittst Du klar und rein
Nach der Kirch' in's Leben ein.

14. September 1823.

Die Mutter des Christkindleins.

Knäblein in der Krippe liegt,
Mutter hat es eingewiegt,
Mutter schaut entzückt im Sinn
Auf den Mund des Kindes hin.

Welche Mutter muß das sein,
O, welch hehres Knäbelein?
Beide so von Glanz umglüht,
Daß mich's auf die Kniee zieht.

Engel Gottes vor mir schweben.
Ja! ich ahnde heilig Leben,
Engelsang durchdringt mich lind:
Mutter Gottes und ihr Kind!

24. Christmonds 1821.

Weihnachten 1822.

Luc. 1, 26—38.

Maria saß im Kämmerlein
Bei ihrer Lampe dunklem Schein,
Das Herz dem HErrn gegeben;
Da trieb ein inn'res Wehen sie,
Und zog sie nieder auf das Knie,
Sich betend zu erheben:

„Herr Gott! Herr Gott! Du ſtarker Held,
Dein hoffet jetzt die ganze Welt,
Meſſiam ihr zu ſenden.
Wir ſchwachen Menſchen können nicht
Zu deinem klaren Angeſicht
Aus eigner Macht uns wenden.“

„So ſchau' denn, HErr, auf Deine Magd,
Die ſich zu Deinem Throne wagt,
O laß ſie Gnade finden!
Laß nimmer ihres Glaubens Stern,
Die Hoffnung auf den nahen HErrn,
Im treuen Herzen ſchwinden!“

So fleht ſie leiſe, fleht ſie laut,
Gott ihre reine Seele ſchaut,
Die reinſte von den Frauen.
Und um ihr edles Angeſicht
Verbreitet ſich ein mildes Licht,
So wunderbar zu ſchauen.

Von oben in das Kämmerlein
Senkt ſich ein heller Lichtes Schein,
Und aus dem Lichte tönet:
„Maria — ſei gegrüßet mir —
Holdſelige, Gott iſt mit Dir,
Er iſt mit Dir verſöhnet!“

Maria hört' den hehren Sang,
Ein heil'ger Schrecken ſie durchdrang;
Doch hebt ſie ihre Blicke.
Mit wunderbarem Glanz umwebt
Ein Engel Gottes vor ihr ſchwebt —
Nun ſchreckt ſie nicht zurücke.

„Maria!“ ſpricht der Engel ihr,
„O, banne jede Furcht von Dir,
Genade haſt Du funden!
Der heil'ge Geiſt kehrt bei Dir ein,

Du ſollſt des Kindes Mutter ſein,
Das heilet alle Wunden;"

Das Gottes eingeborner Sohn,
Der niederſteigt vom Himmelsthron,
Die Welt mit Gott zu einen." —
„Ich bin ja meines Gottes Magd,"
Maria zu dem Engel ſagt,
„Mein Wille dient dem Seinen!"

Da ſcheidet von der Jungfrau mild
Der Engel, doch ſein heilig Bild
Lebt in Maria's Herzen.
Oft betend harrt ſie jener Stund',
Verkündet durch des Engels Mund,
Voll heil'ger Sehnſucht Schmerzen.

Weihnachten 1822.

Eins der ſchönſten dieſer Feſtlieder findet ſich mit der Unterſchrift: „Oſtern 1824." Dieß bezeugt wohl unverkennbar, daß es nicht mehr der Aufſchwung der Poeſie allein war, der ſchon damals die Seele des Verewigten ſo hoch erhob.

Oſterlied.

Wie ſprech' ich meine Wonne aus,
Daß Du, mein Jeſus Chriſt,
Bezwungen haſt des Todes Graus,
Und auferſtanden biſt!

Ich bringe meine Seele dar,
Ich gebe ſie Dir hin,
O mach' ſie fromm und mach' ſie klar,
Chriſt, läutre meinen Sinn!

Dann erſt werd' ich geſchmücket ſein,
Dich dankend zu erhöh'n,
Wenn, wie ein Bach ſo klar und rein,
Der Seele Wellen geh'n.

Noch immer reget Sünde ſich
In meines Herzens Schrein,
Und will ich innig preiſen Dich,
Oft miſcht ſie ſich hinein.

Drum freu' ich, lieber Jeſus Chriſt,
Mich auf die Wonnezeit,
Wo Du mein einzig Lieben biſt
In alle Ewigkeit.

O, dieſes ſüße Vorgefühl
Trägt mich ſchon oft zu Dir,
Und frohe Hoffnung wehet kühl
So Troſt und Stärke mir.

Drum kämpf' ich rüſtig wider Welt
Und wider Sünde an,
Du biſt mein Feldherr, hoher Held,
Führſt mich zur Siegesbahn!

Einſt leb' ich ganz mit Dir vereint,
Bin Dein und Du biſt mein,
Dein Licht in meinem Herzen ſcheint,
Wie ſelig werd' ich ſein!

Auch jeder erneuten Feier des Heil. Abendmahls ging er jetzt ſchon mit inniger Sehnſucht entgegen; in jedem Jahrgang ſeiner Briefe finden ſich mehrfache Stellen, worin er von jenem Verlangen, von ſeiner ernſten Vorbereitung zu dieſer Feier, von dem genoſſenen Segen Zeugniß giebt. Gern genoß er das Heilige Mahl auch in Gemeinſchaft von Seelen, denen er ſonſt ſchon in Liebe verbunden war, und ſuchte, wenn es möglich war, ſelbſt mit entfernten Freunden eine gleichzeitige Feier zu verabreden. „Ich muß wieder in heiliger Gemeinſchaft zum Tiſche des Herrn treten," ſchreibt er im Dezember 1821, „ich fühle ein Sehnen nach dem Brote des Lebens. Da denke ich mir's nun im höchſten Grade erhebend, wenn wir dieß beide, Du in Tübingen, ich hier, in unſichtbarer Gemeinſchaft thäten. Das Weihnachtsfeſt mag

uns zum Tiſche des Herrn rufen. Nicht wahr, Lieber? O, ich fühle die Wonne dieſes ſeligen Augenblicks! Alſo wir nehmen zu W. zugleich das H. A., wir ſtärken uns zugleich und heiligen unſern Willen." Folgendes Gedicht ſcheint mit dieſer Feier in Verbindung zu ſtehen.

Gnadenruf.

Noch oft umfängt der Zweifel banges Zagen
Das Herz, ich fühle dann ſein lautes Schlagen,
Mich findend außer mir und Gott.
Doch ſucht der Vater mich, mein Gott,
Und lockt mich mit der ſüßen Himmelsſpeiſe,
Da trifft mich ſeine Hand, berührt mich leiſe,
Ich fühle ſeine Näh', ſein Urbild ſeh' ich ſchweben:
Es kehrt beſchämt der Geiſt zurück zum wahren Leben.

Im Winter 1821.

So leitete die religiöſe Richtung des Jünglings denſelben immer mehr zu der Wahrheit und Tiefe des Evangeliums hin. Sehen wir nun, wie dieſe Richtung ſich eben darum als wahrhaft naturgemäß erweiſt, des Jünglings Natur heiligt und veredelt, ſein ganzes äußeres und inneres Leben durchdringt und tüchtig macht!

Wie das Leben erſt in der Religion ſeine Wahrheit findet, ſo findet ja auch die Religion die ihrige erſt in dem Chriſtenglauben. Wie dort das Herz ſchon über ſich, ſeine Armuth und Ohnmacht, hinausgeht, ein Höheres ſucht und ſich an den gefundenen, doch mehr oder weniger unbekannten Gott anſchließt: ſo findet der berufene, durch den Vater zum Sohne gezogene Chriſt in Chriſto den wahrhaftigen Gott. In Ihm ſchaut er das aufgedeckte Angeſicht des bis dahin geahnten, und in ſeiner Verborgenheit geſuchten Gottes, ergreift, bußfertig und gläubig, die Hand ſeines Erlöſers, und kommt ſo durch den Sohn zu dem Vater, zu dem wahrhaftigen Gott, und ſo — zu ſich ſelbſt, zu ſeiner Wahrheit, Freiheit und Würde. Denn die Freiheit des Menſchen ruht in dem Gehorſam gegen Gott, in dem Gehorſam, der in der Sünde aufgehoben, in der Annahme des Erlöſers wieder erneuet wird; ſeine verlorne Wahrheit und Würde findet der

Menſch in ſeiner Bekehrung zu Chriſto, der ihn los und frei macht von allem Fremden, Gott- und Naturwidrigen; der die Scheidewand aufhebt zwiſchen dem Menſchen und ſeinem Gott, und ihn ſo zu ſeiner Gottbildlichkeit erneuet. Darum, wie die Religion die Wahrheit des Lebens: ſo iſt das Chriſtenthum die Wahrheit der Religion.

Begleiten wir nun Sybel in die verſchiedenen Kreiſe ſeines äußeren und inneren Lebens, und betrachten die Rückwirkung jenes religiöſen Strebens auf dieſe Lebenskreiſe: ſo bieten ſich uns in jener Hinſicht die Kreiſe der Schule, der Freunde und des häuslichen Lebens dar.

In der Schule fanden wir Sybel am Schluſſe des vorigen Abſchnitts noch in der 3ten Klaſſe des Gymnaſiums. Gleichzeitig mit ſeiner Konfirmation wurde er nach Sekunda verſetzt. „Zu meiner hohen Freude," ſchreibt er im Mai 1821, „habe ich die ſtrenge Prüfung des Herrn Dir. Spilleke beſtanden, und bin jetzt in allem in der 2ten Klaſſe. So hat ſich mir wieder ein neuer Kreis meiner Thätigkeit eröffnet, Gott wird mir Fleiß und Ausdauer geben, ihn auszufüllen! Wir lernen Spilleke immer mehr kennen, es iſt ein prächtiger, liebevoller Mann. Unſere Schule hat jetzt ſo zweckmäßige Einrichtungen, daß man ſie kaum wieder erkennt."

So, als den Kreis ſeines ernſten Arbeitslebens, als den Boden, worin die von oben gefallene Saat ſeines Herzens zunächſt wurzeln, ſich ſittlich bewähren mußte, betrachtete Sybel von jetzt an ſelbſt die Schule, und ward ſo nicht weniger im Verhältniſſe zu ſeinen Lehrern und Mitſchülern, wie als Schüler an ſich, ausgezeichnet.

Mit aller Anſtrengung arbeitete er, die ſich ihm entgegenſtellenden Hinderniſſe zu überwinden und tüchtig vorbereitet die Univerſität beziehen zu können. Oefteres, durch Monate hin anhaltendes, betäubendes Zahnweh, ſein vorgerücktes Alter, noch mehr ſein über dieſes hinausſtrebender Flug des Geiſtes, am meiſten die Schwäche ſeines Gedächtniſſes, ſein beſchränkteres Talent für ſprachliche und mathematiſche Studien, erſchwerten ihm dieſes Ziel.

„Geſtern mußte ich zu Schönfeld," ſchreibt er 22. Jan. 1821, „um mit ihm im Virgil zu arbeiten, als ich die Feder niederlegte, mich von Dir trennte. Was ich in ihm für Erſatz

bei Deiner Entfernung finde, kann ich Dir nicht sagen. Vor allem zieht mich sein tiefes, edles Gefühl für Frömmigkeit, Liebe und Vaterland zu ihm. Wir arbeiten fast täglich zusammen, und mahnen uns zum Fleiße, wie zur Tugend. Mit meinen Arbeiten bin ich jetzt zufrieden. Cicero's Reden werden mir nicht schwer und ihr Styl gefällt mir sehr, der Virgil dagegen spricht mich nicht sehr an, zumal da ich ihn mit Homer zugleich lese; übrigens wird er mir auch nicht schwer. Der Homer ist mein Liebling, zumal da Siebenhaar ihn erklärt. Diese und die Religionsstunden bei Spilleke sind mir die liebsten. Die Anabasis dagegen wird mir, sobald Reden übersetzt werden, schwerer, als die Iliade. Spilleke und Siebenhaar sind mir die liebsten, die ehrwürdigsten Lehrer. Nimmer nimmt die Liebe zu ihnen ab, nein täglich, in jeder Stunde bei ihnen, wird sie erhöht, und erst in dieser Klasse ist es mir recht möglich, in ihr inneres Wesen einzudringen."....

3. Christmonds 1821.

„So lange ist es wirklich her, daß ich einmal Ruhe finde, zu Dir zu eilen. Schon seit drei Monaten habe ich täglich die heftigsten Zahnschmerzen. Das Ausziehen und alle von Oheim Schmidt angewandten Heilmittel bleiben ohne Wirkung, auch die Blutigel und das russische Bad. Heut Abend bin ich nach langer Zeit wieder frei von Schmerz, und so bist Du denn auch der erste Gegenstand meines Denkens und Sehnens. O, traurig ist es, daß der Leib so sehr auf den Geist wirkt! Ich bin daher durch den langen Schmerz nicht schlaff und träge, aber doch etwas mürrisch geworden, und das empfinde ich recht tief. Zeit gönne ich mir wenig, meine Zeit ist genau eingetheilt und keine Stunde lebe ich unbeschäftigt. — Eben unterbrach mich wieder der heftigste Zahnschmerz; ich kann Dir nicht beschreiben diese furchtbare Qual, diesen sinnverwirrenden Schmerz!" So auch noch späterhin.

16. Lenzmonds 1822.

„Dein guter Rath in Deinem letzten Briefe über das zweckmäßige Studiren ist eben der, welchen ich mir oft selbst gebe.

Doch immer muß ich mit Sch. klagen, daß wir ihn nicht ganz befolgen können. Wir ſind mit Arbeiten, die wir machen müſſen, über alle Begriffe überladen. Ich darf keine Arbeit ausfallen laſſen, behalte ſo nur noch einige Zeit zum Selbſtleſen des Livius, zu meinen Stunden bei Hohnhorſt, bei Schmidt's, einer St. zur lateiniſchen Uebung mit Sch., und zu meinem wiſſenſchaftlichen Verein, ſo daß zu beſonderen Erholungen mir nichts übrig iſt... Geſtern war uns ein freier Nachmittag zu Theil geworden, die ſchönſtrahlende Frühlingsſonne hatte in Spilleke's Herz geſchienen, und da ſie die erſte milde nach ſo vielen Regen- und Sturmſchauern war, ließ er ihr zur Feier den Nachmittag frei. Dennoch arbeitete ich den ganzen Nachmittag bis 7 Uhr. Da kamen Buchholz und Sch., und Julius und ich gingen mit ihnen beim ſchönſten Sternenhimmel, bei der lauterſten Luft nach dem Thiergarten. O, dort war es wunderſchön! Die ernſteſten und lieblichſten Geſpräche entſpannen ſich, und oft machte ein Lied die dunklen Empfindungen des Herzens frei."...

Dieſer Anſtrengungen ungeachtet, war es ihm aus den angeführten Gründen nicht möglich, in den eigentlichen Schulwiſſenſchaften mehr, als genügende, Kenntniſſe zu erwerben. Mit Begeiſterung gab er ſich den hiſtoriſchen Studien hin, es war ihm ein erhebender Gedanke, in das Alterthum einzudringen, und bei der innigen Liebe und Verehrung, mit der er ſich ſeinen Lehrern hingab, bei der jugendlichen Friſche, mit welcher dieſe ihren Gegenſtand zu behandeln wußten, hat Sybel in dieſer Hinſicht ſich auch ohne Zweifel über den gewöhnlichen Standpunkt der Gymnaſiaſten erhoben. Dagegen widerſtrebten die Gegenſtände des mehr äußerlich, mit dem Verſtande und dem Gedächtniß, anzueignenden Wiſſens zu ſehr ſeiner Eigenthümlichkeit.

„Nun iſt die ſchöne und traurige Stunde da," ſchreibt er am Tage ſeiner Abreiſe zur Univerſität, am 30. Herbſtmonds 1824, „heute reiſe ich ab. Glücklich ſind die Schulangelegenheiten überſtanden, und da unter 10 Abgehenden nur einem Nr. 1 gefallen, ziehe ich natürlich mit Nr. 2 zur Univerſität. Mir iſt das Bewußtſein der Freiheit ſo erhebend, ich kann's nicht ſagen, und die traurigen Empfindungen, die der Abſchied weckt, werden durch die herrliche

Aussicht in die Zukunft fast zurückgedrängt. So lebe Du denn wohl, geliebte Seele, lebe wohl, lebe wohl!"

In welchem innigen Verhältnisse Sybel in dieser Zeit zu mehren seiner Lehrer, vorzüglich zu Gaupp und dem Director Spilleke stand, ist schon aus dem Obigen, vorzüglich in dem eingangs gegebenen Abrisse seiner Selbstbiographie, zu ersehen. Noch bezeichnender aber ist für Sybel's tüchtige Gesinnung in dieser Zeit sein Verhältniß zu den Mitschülern, und der dadurch bewirkte Einfluß auf den Geist und die Richtung eines großen Theiles unter ihnen. „Ich lernte Sybel," schreibt ein damaliger Mitschüler, jetzt Pfarrer K. zu Dr., „im J. 1821 kennen, als wir beide das Fr.-W.-Gymnasium besuchten. Auf der Schule war er, besonders in Prima, ohne rücksichtlich der Kenntnisse zu den ersten zu gehören, durch den entschieden sittlichen Ernst, der ihn erfüllte, und durch die Lebendigkeit seines sittlich religiösen Strebens, der, welcher einem großen Theile seiner Mitschüler ein ähnliches Streben einzuflößen wußte, und so die Richtung und den Ton angab. Ich erinnere mich noch gern der Spaziergänge und Zusammenkünfte, die er unter den Schülern anregte, wobei er stets einer der Belebenden, zum höheren Streben Anregenden, war."

Man denke sich hiergegen den kalten, steifen Ton, in dem gewöhnlich die, durch ihr ersterworbenes Wissen aufgeblähten, Schüler der oberen Gymnasialklassen einhergehen, das eitle, thörichte Wesen, die geheimen und offenbaren Fleischeslüste, in denen so viele in Worten und Werken Entschädigung suchen für das, was sie Liebtosigkeit und Schülerdünkel zu entbehren zwingen; um die geistige Kraft recht zu würdigen, mit der Sybel die Schüler der ersten Klasse unter einander zu verbinden, sie ihren Lehrern näher zu stellen, und zu einem höheren Streben zu vereinen wußte!

Begleiten wir nun Sybel in den Kreis der Freunde, so sehen wir, wie derselbe unter seinen angestrengten Arbeiten recht wohl die Muße zu erringen wußte, der Freundschaft in engeren und weiteren Kreisen zu pflegen, und geistiges Leben in Vereinen und Verbrüderungen zu suchen und zu wecken.

In Ansehung des Verf. haben schon die obigen Mittei-

lungen die Innigkeit und Frömmigkeit der Liebe bezeugt, mit der er an dem geſchiedenen Freunde feſthielt.

Nur einige Stellen ſeiner Briefe mögen noch den Charakter dieſer ſeiner Freundſchaft näher bezeichnen.

26. Wonnemonds 1821.

„In frohſter Stimmung, ſo frei und friſch, kam ich heut nach Hauſe, fand Deine Briefe, und erbrach ſie in freudigſtem Entzücken. Ich las, immer höher wallte mein Blut, ich war ganz bei Dir, fühlte die Schläge Deines Herzens an meiner Bruſt. Du ſprachſt von Deiner Liebe zu mir, und große Freudenthränen füllten meine Augen. Sie waren Dir, ſie waren unſrer Liebe geweiht! — O Bruder, achte mich aber nicht zu hoch, ich bitte Dich — Du thuſt es wahrlich. — Du haſt noch nicht tief genug in das Innere mir geſchaut, haſt nicht die tobende Menge der Leidenſchaften, nicht den immerwährenden Kampf geſehen. Theuerſter, Du ſollteſt es hören, wenn ich mich des Abends vor Gott prüfe, wie ich dann faſt nie mit mir zufrieden bin, ſo oft mit zitternder Stimme ſprechen muß: Vater, vergieb mir! Den Willen kann mir niemand knechten, doch die Gedanken knechten mich noch oft. Die böſen Gedanken — und die Seele iſt noch nicht ſtark genug, ſie augenblicklich zu verſcheuchen! Wer pflanzte dem zarten, unſchuldigen Kindlein den Keim des Böſen in die Bruſt, wer löſte die völlige Gemeinſchaft des Geiſtes und Leibes auf?“ —

8. Herbſtmonds 1821.

„So eben habe ich die letzten Zeilen Deiner Briefe beendet, und ihre Weihe iſt in mein Herz übergegangen. Wie kamen mir dieſe Briefe ſo erwünſcht, welche Ahndung habe ich ſchon, ehe ſie hier ankamen, gehabt. Wenn ich des Mittags heimging von der Schule, war es mir ſo warm im Buſen, es zog mich ſo nach Haus, als wenn ich Dich, oder doch den Ausfluß Deiner innerſten Empfindungen dort finden ſollte. Wie war heut' vor einem Jahre Dein Geiſt für mich beſchäftigt, um mir am Tage meiner Geburt die mahnenden Worte der Liebe, der innigſten Freundſchaft, darzubringen. Wie hat es dort Dein Mund

ausgesprochen, was das Innerste durchglühte! Solche Worte sind täglich mit derselben Kraft begabt, geben täglich dieselbe Weihe, als an dem Tage, zu dem sie bestimmt waren."

12. Hornung 1822.

„In meinem letzten Briefe hab' ich Dir die Gründe auseinandergesetzt, die Dich bewegen könnten, in T. zu bleiben. Der Himmel mag Dir dann den Sommer recht freudig glänzen, die Wissenschaft möge Dich recht innig an ihren Busen drücken! Wie will ich mich im Sommer gegen die Eindrücke der bösen Zeit stärken und kräftigen, wie will ich immer inniger und freudiger mich mit der Tugend verbinden, damit Du einem frommen und starken Arnold in die Augen schau'st."

16. Heumonds 1822.

„Gestern Abend, liebe Seele, als ich zur Ruhe ging, befiel mich plötzlich eine große Bangigkeit Deinetwegen, die immer wuchs, und mich sehr bekümmerte, denn es war mir, als müssest Du sehr, sehr krank sein. *) Und als mir das so ganz lebhaft vor Augen schwebte, betete ich innig für Dich zum Vater, und ich ward bald ruhiger, und entschlief in seliger Hoffnung. O, wie liebe ich Dich so innig."

10. Wintermonds 1822.

„Heut' Abend, als ich bei Schmidt's Unterricht gab, war A. Baur hier gewesen; als ich nach Hause kam, war er schon heimgegangen. Das betrübte mich, und da ich den lieben Albert so lange nicht gesehen, ergriff mich ein heftiges Sehnen, dem ich kaum widerstehen konnte. Ich glaubte immer, er müßte das merken, und noch einmal kommen, doch ist er nicht erschienen. Da will ich denn mein Sehnen gegen Dich ausströmen ..."

Schon die obige Stelle zeigt, wie Sybel mit vollem Herzen auch die andern Freunde umfaßte. In den engeren Kreis

*) Der Verfasser lag an jenem Abend auf einer Reise durch den Schwarzwald an einem heftigen Schmerze leidend und des fernen Freundes gedenkend, auf dem Lager. Am folgenden Morgen konnte ich die Reise fortsetzen.

derſelben traten jetzt zu den älteren Freunden Baur, Hohnhorſt, Bernau, noch vorzüglich v. Schönfeld und Buchholz ein, die er, an Jahren ihnen noch näher ſtehend, mit innigſter Liebe umſchlang.

Mit den jüngeren unter ihnen ſtiftete er einen Verein zu gegenſeitiger, wiſſenſchaftlicher und ſittlicher Anregung. „Zuerſt," meldete er hierüber, „ſetzte ich feſt, daß kein Studierender, noch überhaupt ſolche, die ſchon über unſrem Kreiſe der Ideen lebten, zu dem Verein gezogen würden, damit wir nicht aus unſerm Kreiſe hinausgeführt, ſondern in unſrer Eigenthümlichkeit erhalten würden. Ich habe die Verſammlungen damit eröffnet, daß ich mir unter den von Dir geſandten Aufgaben gewählt: Ueber Geſinnung und Wiſſenſchaft, beſonders im Leben des Jünglings."

Wie wenig es freilich bei einmal ſo angeregten Gemüthern gelingen mogte, in ihren Beſprechungen ſich in den mittleren Regionen feſt zu halten, zeigt ſchon die Angabe, daß noch in der erſten Zuſammenkunft folgende Fragen ſich ihnen aufdrängten und beſprochen wurden: „Ob der böſe Menſch, der ſich der Luſt hingiebt, ſeine Seele vernichte? Wie kommt das Böſe in den Menſchen; iſt er von Natur rein? Hat der Menſch einen Willen, das Böſe zu thun?"

Einige Monate ſpäter, 2. Hornung 1822, wiederholt er: „Es iſt gar nicht der Zweck dieſer Vereinigung, ſchneller als die Zeit es will, in die Philoſophie einzudringen; es iſt uns nur daran gelegen, unſere Geſinnung zu veredeln, den Geiſt zu ſchärfen, und uns geiſtig feſt zu vereinigen. Wahrlich, es thun jetzt kleine, innige Verbindungen noth, theils um ſich ſelbſt durch jene zu binden, ſich ſelbſt treu zu bleiben, theils um der Tugend und dem Vaterlande doch einige Treue zu erhalten. Man wird ja vom Strome fortgeriſſen, wenn man jetzt allein ſeiner Kraft vertraut — wir müſſen uns treue Brüder werben, und feſter und inniger uns verketten."

Am Abend deſſelben Tages.

„Eben ſind meine Lieben heimgegangen. B. hat uns einen herrlichen Aufſatz vorgeleſen über die Nothwendigkeit, daß auf

Schulen die deutsche Literatur betrieben werde. Die mündliche Rede führte uns dann auf die jetzige Schuleinrichtung .... Ja, so Gott will, für Schule und Erziehung muß ich einst etwas wirken, muß die Wehen des Volks lindern, die von ihrer Vernachlässigung ausgehen. Das will ich. Ein gleich schöner Aufsatz von Wackernagel über deutsche Sprache und Kunst hob uns vor 14 Tagen, und begeisterte uns für Kunst und Vaterlandsliebe."

16. Brachmonds 1822.

... „Buchholz hatte uns eine schöne, wirklich schöne Stelle aus dem Ofterdingen gelesen, und wir waren tief bewegt. Wir kamen auf alte und neue Kunst. Raphael malte vor uns seine Maria. Und wie konnte dieser Künstler hier die höchste Keuschheit und Reinheit darstellen, wie konnte sie aus der tiefsten Auffassung seiner Seele hervorgehen, da er dort sich der Sinnenlust, der scheuslichsten, hingab? Wie konnten Schlegel's so Hohes erfassen, und so niedrig in Koth und Unflath dahinwelken? Das machte unsre Gemüther traurig. Und ganz ergriffen sprach Buchholz: Brüder, wir leben in einer traurigen Zeit; es lebt ein entartetes Geschlecht, wir sind dessen Kinder, auch in uns regt sich noch der böse Feind, die Sinnlichkeit. O, ich bitte euch, lasset uns ringen, lasset uns kämpfen! Er ist schwer, der Kampf, doch Einer hilft siegen. Ja ich will, ich darf nicht und nimmer unterliegen. Lieber ja sterben, als je der Sinnlichkeit nur einen Augenblick fröhnen! Da schwieg er, und wir alle schwiegen lange, lange mit. Dann las ich noch ein Abendgebet von Arndt, wir gingen, und ich begleitete noch B., denn ich konnte nicht von ihm lassen. — Doch was uns beide da noch erfüllt, welche glühende Flammen unsre Brust erwärmten, die uns täglich an die heiligen Gelübde mahnen werden: das kann der Brief nicht, das kann nur das lebendige Wort Dir sagen. Wir waren wieder so erfüllt, daß wir lange, lange schwiegen. Als wir schieden, drückten wir uns innig an die Herzen; treu sein, war unser Abschiedswort." —

Aehnliche Mittheilungen finden sich in Beziehung auf das

nähere Verhältniß zu v. Schönfeld. Mit dem rührendſten Ernſte ermahnten ſich dieſe Freunde, und wachten über einander, daß das Unedle und Niedrige keinen Zugang zu ihnen fände. Nur eine Stelle bezeichne noch den Gegenſatz, in welchem dieſe Beſtrebungen mit den, ach ſo gewöhnlichen! des Schülers ſtehen.

15. Oſtermonds 1822.

Mir war heut' ſo innig, ſo innerlich. Geſtern ſtrebte die Kraft, ſich auszulaſſen, da hätt' ich gegen den Türken das Schwert mit Muth ſchwingen können, heut' war es ein tiefes Sehnen, das mich durchwehte. Ein köſtlicher Frühlingstag; ich holte Schönfeld ab, mit ihm nach dem Thiergarten zu gehen. Die Erde zog ſchon ihr dunkles Gewand an, mit dem vielen, ſchönen Goldwerk, den leuchtenden Sternen; der ſchwarze Schleier kleidet ihr ſo wohl. — Morgen wird Sch. eingeſegnet, bald iſt es jährig, daß ich den Segen empfing. Ich hatte Dir neulich über Sch. etwas geſchrieben, daß er gefehlt. Du haſt das zu hart aufgefaßt, als wäre er abgefallen von der heiligen Bahn. O nein, dazu iſt dieſe Seele zu hoch; der Zeitgeiſt hatte ihn nur ein wenig angegriffen, der leere Klaſſengeiſt der Schule — und das läßt ſich wieder ausgleichen." (Doch hatte ihn ein unkindliches Weſen, was er an dem Freunde bemerkt, tief bewegt; er hatte nicht eher ſich beruhigt, als bis er zur geeigneten Stunde ſein Herz ausgeſchüttet, ſich mit ihm wieder zu dem vorgeſteckten Ziel erhoben.)

Schon um dieſe Zeit ſuchte Sybel, bei dem Ernſt und der Innigkeit ſeiner Gefühle der Freundſchaft, denſelben an beſonders feſtlichen Tagen auch beſonderen Ausdruck und Zeichen zu geben. Später erlangte er in dieſer Hinſicht eine Art von Meiſterſchaft; nicht leicht entging, bei der großen Zahl ſeiner Freunde, ein nahender Geburtstag der ernſt und tief bewegten Woge ſeines theilnehmenden Gefühles, mit deſſen Ausdruck er oft an demſelben Tage mehr, als einen Freund erfreute. Nach dem Vorigen dürfen wir in Zeugniſſen dieſer Art auch innige Wahrheit vorausſetzen. Hier zu dem obengegebenen noch ein ſolches von demſelben Jahre.

Zum Wiegenfeste des Freundes.

Das Herze ſann, es bildlich auszudrücken,
Was in dem Buſen mächtig ſich bewegt,
Und himmelan gleich Feuerflammen ſchlägt;
Zu malen reiner Liebe ſüß Entzücken.

Und aufwärts ſchaut' ich, Sehnſucht in den Blicken,
Hin, wo ſich droben Stern bei Sterne regt,
Ob dort vielleicht ein Bild ſich ausgeprägt,
Das gliche dieſem heiligen Entzücken;

Ich tauchte mit den Augen in die Sonne,
Durchſchweifte Berg und Thal in der Natur —
Doch fand ich ſolchen Bildes keine Spur;

So ward mir klar, die Bruſt des Menſchen nur
Sei reiner Liebe Wehen ein'ge Flur:
Der Menſch allein empfind' der Liebe Wonne.

28. Herbſtmonds 1821.

Wie ſeine Liebe und Innigkeit in dem engeren Kreiſe der Freunde, ſo zeigte ſich ſeine Kraft und Beharrlichkeit in dem weiteren Kreiſe der turneriſchen und vaterländiſchen Verbrüderung. Obwohl das öffentliche Beſtehen der Turnplätze und die geordneten Zuſammenkünfte der Jugend auf denſelben leider bald nach der Sand'ſchen That ihr Ende finden gemußt: ſo erhielt ſich doch hie und da ein Stamm des alten jugendkräftigen Baumes, der noch immer neue Schößlinge trieb, und von der nur gehemmten Lebenskraft Zeugniß gab. Ja, je kleiner die Zahl derjenigen wurde, die unter „viel vaterländiſcher Luſt und Schmerzen" treu zuſammen hielt, je tiefer begründete ſich unter ihnen das, was als der Kern jener vaterländiſchen Geſinnung gelten konnte, je inniger ſchloſſen ſich dieſe nun an einander an.

Namentlich war dieß in Berlin der Fall. Anfangs verſammelten ſich dieſe Reſte des turneriſchen Vereins in der Nähe der geliebten Stätte, wo ſie ſo lange ihre jugendliche Luſt und

Kraft entfaltet. Da ſahe man lange Wehmuth und bittren Schmerz mit den Regungen alter Luſt und feſten Vertrauens kämpfen, obwohl die mit weittönenden Geſängen auch jetzt abwechſelnden rüſtigen Spiele und Uebungen dem fernen Beobachter mehr dieſes, als jenes, verriethen.

Später zog man es vor, dieſe Zuſammenkünfte mit weiten Wanderungen zu verbinden. Man wählte daher hierzu am liebſten die Sonntage, wo nicht ſelten ihrer Viele nach der kirchlichen Verſammlung bei Schleiermacher, der ſich die meiſten anſchloſſen, ihre Wanderung antraten. Außerdem wählte man gern die Gedenktage der vaterländiſchen Großthaten, oder die Todestage einzler Helden, als Hofer's, Schill's, Scharnhorſt's, deren Geſchichten dann jederzeit mit neuer Bewegung von einem erzählt, von allen gehört wurden.

Sonſt begnügte man ſich auf dieſen ſogenannten Fahrten, die Erinnrung des Alten friſch zu erhalten, dabei die eigne jugendliche Kraft und Munterkeit zu wecken, ohne daß ſich hier eine durchgehend ſittliche, oder gar religiöſe Richtung geltend gemacht hätte.*) Noch weniger aber nahmen ſie einen ſtaatsgefährlichen Charakter an. Man ſchalt auf die Polizei, als auf die Störer eines Strebens, welches in dieſem Kreiſe kaum anders

*) Wie tief deſſen ungeachtet die ſittliche Wirkung dieſer jugendlichen Vereine gehen konnte, mag folgende Thatſache bezeugen. Während Verfaſſer im Jahre 1822 die neu geordneten turneriſchen Uebungen in Tübingen leitete, beſtand ein gleicher Kreis auch zu Stuttgard. Hier hatte ein hoher Staatsbeamter einen ungerathnen Sohn, der, von verſchiedenen Bildungsanſtalten ausgeſtoßen, nirgend mehr Aufnahme finden konnte. In tiefem Schmerz wendete ſich der Vater jetzt an den Turnwart, mit der Bitte, ſeinen Sohn zu dem Turnplatz zuzulaſſen, durch deſſen ſittlichen Einfluß er noch allein Beſſerung hoffen könne. Nach angeſtellter Berathung mit den Turnenden und mannichfachem Bedenken und Widerſpruch, nahm man ihn mit der Bedingung auf, bis zu ſeiner erfolgten Beſſerung des brüderlichen „Du" zu entbehren, und bis dahin von allen „Sie" angeredet zu werden. Dieſer herben Bedingung unterwarf ſich, ſeinen Stolz bezwingend, der vornehme Jüngling, und — beſſerte ſich bald! — —

als unſchuldig erſcheinen konnte; damit aber hatte es ſein Bewenden. Ein zu unbeſonnenes Wort fand keinen Anklang.

Vor allem war nun Sybel, obwohl noch lange der jüngeren einer, darauf bedacht, dieſe Reſte des turneriſchen Lebens zuſammen zu halten, nächſt jugendlicher Rüſtigkeit und Kraft auch die höheren vaterländiſchen Beziehungen darin geltend zu machen. Seine Briefe aus den erſten Jahren dieſes Abſchnittes ſind daher voll von Mittheilungen über dieſe wöchentlichen Wanderungen und Spiele, dieſe Feier der vaterländiſchen Gedächtnißtage. Es gehörte zu ſeinen größten Freuden, wenn er einen ſonſt gewonnenen Freund auch dieſen, jetzt durch nichts, als durch die gleiche Geſinnung beſtehenden, weiteren Verbrüderungen befreunden konnte, oder wenn er ſonſt einen neu gewonnenen, wackeren Jüngling in dieſen Kreis eintreten ſah. Wie dann ſein Herz lauter ſchlug, ſeine Lebenskräfte ſich zu erweitern ſchienen, ſo fühlte er einen Theil ſeines Herzens bei dem Abfall eines andern ſich entriſſen, auf deſſen treue, auch in dieſer Hinſicht feſte, Geſinnung er gerechnet hatte. „Dein Brief an F. fand dieſen nicht mehr," ſchreibt er in dieſem Sinne von einem, dem Anſchein nach von dem Ernſt des ſittlichen Strebens abgefallnen Freunde, während derſelbe in politiſcher Beziehung eine vielleicht eben ſo tadelnswerthe Richtung nahm, „F. wird durch Tübingen kommen. Dann ſchau' ihm tüchtig in die Augen, ob er klar und frei blickt, ich mögt's wohl wiſſen. Bruder — ja ich bin ſehr betrübt, wenn ich an F. denke, habe eine ganze Nacht nicht ſchlafen können, weil der Gedanke an ihn, wie er war, und wie er jetzt wohl ſein mögte, mich quälte." Als er ſich von ſeinem ſittlichen Fall überzeugte, konnte er ihn darum noch nicht aus ſeinem Herzen laſſen.

Indem Sybel ſo dieſen Ernſt der Geſinnung auf den Kreis wieder übertrug, welchem er ſelbſt die erſte Anregung hierzu verdankte: warum hätte er nicht ſo treu und feſt an demſelben halten ſollen? Indeß bleibt es bewundernswerth, wie er bei der Lebendigkeit, mit der er auch jetzt noch jene vaterländiſchen Beziehungen verfolgte, der Aufgabe, die er als Schüler zu löſen hatte, mit ſolchem Eifer obliegen konnte. Aber, indem er ſein bewegtes Gemüth zu den großen Geſtalten der Vergangenheit

erhob, war es, als ob er ihren Heldenmuth sich nur zur Treue in dem Berufe ermuntern ließ, der ihm für jetzt angewiesen war.*)

Mit großem Entzücken begrüßte er das Morgenroth, welches damals der griechischen Freiheit dämmerte; doch wohl noch nicht ahnend, welchen Wehen die Neugeburt eines, durch eigne mehr, als durch fremde Schuld, so tief gesunknen Volkes unterliegt. „Hörst Du," ruft er am 12. Christmonds aus, „wie's im Osten siegerschallend tönt? Leonidas, die Thermopylen erheben sich! O, diese Zeit soll die versandeten, vertrockneten Seelen wieder rütteln; denn es ist eine arge Zeit. Wie doch in jeder freien Brust der Freiheit Stimme tönt! Wir haben's lange nicht erlebt, ist wenigstens schon seit 1815 vergessen, daß eine heil'ge Schaar von Jünglingen für's Vaterland keinen Tod scheut, keinen Schritt dem Feinde abtrit. Ja, es sieht noch immer spack in den Gemüthern aus, doch aber hat die Sache der Griechen wieder einige Frische erregt. Man sieht wenigstens wieder für etwas Augen glänzen, Herzen für etwas schlagen. Gott wird's wohl machen, mit allen Völkern, mit jedem Einzlen!" —

Folgen wir nun zuletzt Sybel auch in den häuslichen Kreis seines Lebens, so war dieser inzwischen durch die Aufnahme eines Gliedes der Familie vermehrt worden. Hierdurch stiegen die bereits oben geschilderten Leiden um vieles höher. Nur die fromme, ernste Entschiedenheit der Mutter hätte dem unkindlichen Frevel wehren mögen, mit welchem der neue Ankömmling

*) Nicht leicht mogte eine Woche hingehen, ohne daß eine große geschichtliche Erinnrung dem Herzen Sybel's ein Fest bereitete. So eröffnet er die Mittheilung vom 24. Brachmonds 1822 mit den Worten: „Heil. Johannistag. Der deutschen Treue Feiertag, wo Friedrich v. Oesterreich sich Ludwig dem Baier wieder zur Haft stellte." Darauf am 25. Brachmonds: „Heut' erfüllt mich ein altes Lied aus dem 14ten Jahrh., vom alten Hildebrand, ein herrliches Lied. Ueberhaupt schwebt mir heut' der einfache und tiefe deutsche Geist so klar vor der Seele." Und am 28. Brachm. schließt er: „Heut' ist des hohen Scharnhorst Sterbetag. „„Zu den hohen Bergesforsten, wo die freien Adler horsten, hat sich früh sein Blick gewandt."" Wie viele erhebende, bildende Freuden böten sich doch in dieser Weise der Jugend und ihren Erziehern dar! Laß' uns nach Klarheit ringen!"

damals die mütterliche Schwachheit versuchte. Nicht genug, die sich selbst preis gebende Autorität der schwachen Mutter in den Staub zu treten, scheute er sich auch nicht, was ihr noch heilig galt, aber ihre Schwachheit nicht zu schützen wußte, schonungslos anzutasten.

Hierdurch wurde Sybel in die heißesten Gemüthskämpfe verwickelt. Auf der einen Seite empörte sich sein Gefühl, selbst in dem mütterlichen Hause das Heilige gekränkt zu sehen; nach einem Vorfalle bekam er aus heftiger Gemüthsbewegung Zittern in den Gliedern. Auf der anderen Seit' erkannte er, mit der rührendsten Liebe zu Mutter und Geschwistern erfüllt, wie nur die gränzenlose Schwachheit der Mutter jenen frevelhaften Aeußerungen des Muthwillens Raum gab. Hierzu kam noch die Sorge für seine Schwester, deren ruhige Entwicklung er unter diesen Umständen gefährdet sahe. Bald schien es ihm daher durch die äußerste Nothwendigkeit geboten, daß die Mutter die häusliche Einrichtung verändere, und sein gepreßtes Herz wollte sich ganz gegen den verschließen, welcher zunächst den Frieden des Hauses störte, und jede mütterliche und brüderliche Ermahnung noch lange zurückwies. Bald aber sprach die Liebe wieder ein, und nährte die Hoffnung *), das in dem Verirreten nie verkannte Gute werde von der Uebermacht des Bösen wieder frei werden, welches damals wie ein böser Dämon ihn beherrschte; die Mutter werde durch die Folgen ihrer Mißgriffe weiser werden, oder auch seine treuen Bemühungen würden zuletzt nicht fruchtlos bleiben.

Aber wie sehr diese Zustände auf dem Herzen des Jünglings lasteten; wie oft die mit stets erneutem Eifer gemachten Versuche, der Haltlosigkeit der Mutter Festigkeit zu geben, fehlschlagen, ihn demüthigen, ja seinen Glauben versuchen mogten: „denen, die Gott lieben, müssen alle Dinge zum Besten dienen" — dieses Wort der Wahrheit mußte sich auch ihm bezeugen, dessen Herz der HErr gefunden hatte. Diese Leiden

*) Wie diese Hoffnung nicht zu Schanden geworden, und die Frucht der Saat dieser Liebe nicht ausgeblieben, mögte hier gern näher angedeutet werden, wenn es hier auf etwas anderes ankäme, als darauf, etwas der Vergangenheit Angehöriges, und das Wirken Sybel's in dieser Vergangenheit, darzulegen.

führten ihn immer mehr auf den Weg der Wahrheit und des Lebens hin. An dem Horizonte seines, mit den Idealen einer frommen Phantasie reichgeschmückten, Himmels trat ihm immer deutlicher das Kreuz des Erlösers hervor, und gern nahm er aus der Hand des Dornengekrönten, was sein Herz ersehnte, was der Himmel seiner Ideale nicht gewähren konnte, was allein in Seiner Hand zu finden war.

Folgende, auf einem einzlen Blättchen sich findende Stelle mag dem Leser hiervon weitres Zeugniß geben.

„Wer an Ihn glaubt, wird selig.
Dieß Wort steht ewig fest!
Die Freuden sind unzählig,
Die es mich hoffen läßt."

„Ach wie mögt' ich allen geben, was mich so tief durchdringt; das Sehnen nach dem Reiche Christi, nach seiner heiligen Gemeinschaft! Mit einem festen Liebesbande fühle ich mich ja an alle meine Brüder geknüpft, und ach! darum macht es mich so unglücklich, wenn ich noch so viele fern sehe von dem Heile, nach dem ich mich doch mit ganzer Seele strecke. Mir ist es immer, als halten mich die mit zurück; darum will ich sie alle heiß umschlingen und mit mir nehmen. O Jesu, gieb mir Deine Kraft dazu, das flehe ich in Demuth."

A. Sybel, der ein dringendes Verlangen fühlt, das seiner Mutter zu verkünden, was in seinem Busen lebt, damit sie ihn nimmer verkenne, und nichts Unedles in seiner Seele suche.*)

So tiefen Eindruck indeß diese häuslichen Leiden auf Sybel's Gemüth machten, so darf man sich doch das Bild seines Lebens in dieser Zeit nichts weniger, als trübe und niedergedrückt denken. Vielmehr war ihm ein reiches Maß jugendlicher Munterkeit eigen, und der heiterste Frohsinn war und blieb die Grundstimmung seiner Seele, die durch so traurige Veranlassungen nur unterbrochen wurde, wo dann der Schmerz und

*) Vergl. oben das Gedicht: „Ich bin ein Sünder."

die Erſchütterung ſeines Herzens freilich oft um ſo größer war. Bald aber raffte er ſich immer wieder auf; die leiſeſte Hoffnung, die tauſendmal wiedergekehrten Leiden endlich glücklicher zu beſiegen, zerſtreute die um ſeine Seele gelagerten Schatten, und nun folgte er wieder dem Fluge ſeines Geiſtes, der ihn friſch, froh und frei durch die Wogen des Lebens wallen ließ, über die Sorgen deſſelben ihn noch lange hinaushob. Ja indem ſo ſein Jugendleben ſich zwiſchen Luſt und Schmerzen wiegte, hätte man nach flüchtiger Beobachtung eher auf tadelnswerthen Leichtſinn ſchließen mögen, wenn man den harmloſen Frohſinn ſo bald wieder an die Stelle des Kummers treten ſahe.

Gewiß darf man nach dem Obigen auch ſchließen, daß die religiöſe Stellung ſeines Herzens ihm es erleichterte, ſein Gemüth über den Stürmen des häuslichen Lebens zu ſammeln und zu befeſtigen, und ohne allen Zweifel waren ſeine Mutter, ſeine Geſchwiſter, der Friede des Hauſes, und vor allem ſein eignes Verhalten in dieſer Hinſicht, die dringendſten Gegenſtände ſeines kindlichen Gebetes; er war ſich ſo wohl bewußt, wie er zu jenen Stürmen in jugendlicher Uebereilung oft die Veranlaſſung gab, zuweilen ſie auch ſelbſt verurſachte.

Indeß trat auch dieſe religiöſe Richtung, am wenigſten der eigenthümlich chriſtliche Charakter derſelben, noch keineswegs ſo beſtimmt hervor, daß die flüchtige Beobachtung deſſen inne geworden ſein mögte. Offenbar war die Lebensrichtung Sybel's in dieſer Zeit eine durchaus geiſtige zu nennen. Dieſe, ſeiner reichen Gemüthsanlage entſprechende, Richtung war durch die vaterländiſche Bewegung geweckt, durch die turneriſchen Beſtrebungen genährt und weiter entwickelt, durch die Freundſchaft und die Freunde veredelt und höher gerichtet worden. Die ſchon in jener Richtung liegende religiöſe Beziehung war allmälig immer mehr hervorgetreten, und dieſe wiederum hatte auch, in der angegebenen Weiſe, ſich dem Evangelium kindlich hingegeben, und darin mehr und mehr ihre Wahrheit gefunden. Doch ſo treu, redlich und wahr, ſo kindlich hingebend Sybel, wie in ſeinem ganzen Streben, ſo auch in deſſen religiöſen Beziehungen in dieſer Zeit erſcheint, ſo erkennt man doch in dieſer Hinſicht noch viel mehr die natürliche

Herzensfrömmigkeit, die unter dem Einflusse der vorbereitenden Gnade sich allmälig dem Evangelium zuwendet, als das Zeugniß der Wiedergeburt. Es ist mehr noch die von unten nach oben strebende, ihre Verklärung mit allen Kräften eines frommen Gemüthes suchende, Natur, als die schon von oben herniedergekommene, seinem Herzen eingeborne Gnade, die wir in ihm wirken sehen. Daher der gar idealische Schwung, der oft mehr Zeugniß seiner hochstrebenden Natur giebt, deren Regler der Himmel seiner Ideale war; daher die Vermischung mit mancherlei Fremdartigem, wodurch wir, noch über diesen Abschnitt hinaus, oft die Durchbildung des christlichen Elementes in ihm gehemmt sehen werden.

„Sybel war mir," sagt einer der obengenannten Freunde in seinem mir gütigst mitgetheilten Beitrage zu dieser Darstellung, der in obiger Hinsicht wohl nicht zu streng urtheilen würde, „wegen seiner Offenheit, Herzlichkeit und Jugendfrische theuer." Auf den sonntäglichen Turnfahrten 1820 und 21 lernten wir uns kennen, und hatten uns bald herzlich lieb. Was uns damals besonders vereinigte, war die Begeisterung für die Ideen, welche das Turnwesen angeregt, und für die es der Träger geworden war. Doch fehlte das religiöse Element nicht. Ich erinnere mich, einst noch als Schüler mit S. nach der Parochialkirche zum Heil. Abendmahl gegangen zu sein, wobei wir beiderseit auf's innigste bewegt waren, und wenigstens eine lebendige Ahnung der Nähe der hülfreichen Gnade, so wie ein lebendiges Gefühl unsrer Sünde hatten. Unser ziemlich regelmäßiger Besuch der Predigten Schleiermacher's trug das Seinige dazu bei, dieß innere Leben des neuen Menschen, wenn auch nicht zu kräftiger Durchbildung zu bringen, doch rege zu erhalten. Später kam es zu jener Vereinigung von Altersgenossen und Gleichgesinnten, über welche Du Näheres zu wissen wünschest, der ich jedoch keine Bedeutung beilegen kann. .... Ich entsinne mich noch, daß die welke Blüte in de Wette's Weihe des Zweiflers uns vorzüglich anzog, und unsrer ästhetischen Begeisterung für das Christenthum zusagte und dieselbe erhob. Ach, wie weit waren wir doch noch von dem Borne des Heils entfernt, zu welchem der gute Hirt uns leitet! Doch

er war uns nahe, und ließ uns nicht aus seiner gnadenreichen und allmächtigen Hand, bis wir uns zu ihm fanden."

Hierauf schildert der Freund die gemeinsame Freude an Natur und Poesie, welche ihn mit Sybel verband, und schließt dann: „Daß einem solchen Gemüthe auch die Empfänglichkeit für das Evangelium nicht fehlte, ist leicht zu ermessen, aber zunächst ward uns dasselbe durch die Poesie vermittelt, es durchdrang noch nicht Seele und Geist, Mark und Bein. Der HErr sei gelobt, der uns zu sich geführt, und uns in ihm den besten Freund im Himmel und auf Erden hat finden lassen, der nimmer wanket und nimmer verkennt, vergißt noch versäumt. Gewiß, Ihn ahnte, ihn suchte unser verklärter Freund in allen irdischen Freunden, denen er sich so liebevoll anschloß, und wohl ihm, daß er, als er ihn fand, sich ihm hingab mit ganzem Herzen!"

Sehr möglich jedoch, daß diesem lieben Freunde einiges entging, was bei der durchaus praktischen Richtung des Verewigten schon damals eine tiefere Wurzel in seinem, von der Gnade berührten, Herzen hatte, nur daß sie später erst zur freien und vollen Entwicklung kommen konnte.

Begleiten wir Sybel noch einen Augenblick in die weiteren Kreise des geselligen Lebens, so waren es vorzüglich die ihm nahe verwandten Familien Wilmsen und Schmidt, denen er sich näher anschloß. Auch der kirchlichen und häuslichen Ansprache seines von ihm hochverehrten Vormundes und Oheims, des Pfarrer und Professor Pischon, verdankte er viel, ohne jedoch sich des Antheils an dem Familienleben desselben in gleichem Maße zu erfreuen.

Vor Allem war es die Familie seines Oheim Schmidt, in deren Schooße er für mannichfache Entbehrungen im häuslichen Kreise Entschädigung fand. Fand sein begeisterungsvolles Herz in der vaterländischen, freisinnig-kräftigen Gesinnung seines Oheims den vollsten Anklang, so verehrte er in seiner Base die edle, deutsche Weiblichkeit. Von beiden mit der Liebe eines Vaters, einer Mutter umfaßt, in seinen Vorzügen anerkannt, in seinen Schwächen getragen, war er ihnen mit unbegränzter Liebe und Verehrung ergeben. „Während Mutter nicht in B. ist," schreibt

er 22. Sept. 1821, „eſſe ich täglich bei Schmidt's, ſo habe ich Gelegenheit, dieſe Familie in allen ihren Reizen kennen zu lernen, und recht in ihr Weſen einzudringen. Täglich muß man Oheim Schmidt höher achten, inniger lieben.“ 5. Juni 1822. „So kann ich denn in rechter Wonne die letzten Worte Dir bringen. Eben komme ich von Schmidt's. Die Tante war krank, da ſtrömten wir beide uns aus, über die Mängel der Zeit, die Niedrigkeit des Volkes in den untern Ständen, und unſre Bruſt ſchwoll in heißem Sehnen nach der beſſern Zeit.“

Noch inniger, bedeutſamer und vielſeitiger wurde Sybel's Verhältniß zu dieſer theuern Familie dadurch, daß er ſeit dem Frühjahr 1821 die Töchter des Hauſes, zugleich mit ſeiner Schweſter Malwina, in einigen Gegenſtänden unterrichtete.

Beſonders war es Maria Schmidt, auf deren Leben er hierdurch den tiefſten Einfluß gewann. Indem er die empfängliche Seele des 12jährigen Mädchens mit brüderlicher Innigkeit umfaßte, bot ſie ihm ſo die erwünſchteſte Gelegenheit, alles, was Großes und Gutes in der eignen Seele aufkeimte, friſch und lebendig der ihrigen hinzugeben, und ſo den Genuß der Geburt des Schönſten gleichſam zu wiederholen.

Späterhin ſchloſſen ſich noch einige verwandte Freundinnen dieſem Kreiſe an, deren Seelen Sybel bald auch mit großer Innigkeit umſchloß, und ſie in ſein eignes geiſtiges Leben verflocht; wenn gleich Maria ſich ſeinem Einfluſſe wohl immer am meiſten hingab, von ihm am tiefſten in ſein Herz geſchloſſen wurde.

Ueberhaupt war der verwandtſchaftliche Kreis derjenige, in welchem der rege Geiſt Sybel's mindeſtens ebenſo eine Stätte der eignen Wirkſamkeit und Mittheilung ſuchte, als er in demſelben die Ergänzung ſeiner Bildung fand. Fand er keineswegs überall völlig freien Eingang mit ſeinen, der Läuterung und Sichtung ja ohnehin noch ſo ſehr bedürftigen, Ideen, fand er ſelbſt bei manchen Verwandten eine faſt grade entgegengeſetzte Richtung, ſo kämpfte er ſich doch größtentheils geſchickt und wacker durch. Dagegen wurde ſein Einfluß auf die jüngeren Glieder der Verwandtſchaft wirklich bedeutend. Ein andrer der oben genannten Freunde, welcher ſpäterhin eine geliebte Schülerin aus dieſem

Kreise zur Gattin wählte, sagt hierüber: „Eigenthümlich war sein Verhältniß zur Verwandtschaft. Sein Geist wollte sich mittheilen, er war von Einfluß auf die weiblichen jüngeren Verwandten, die er mit seiner jüngeren Schwester unterrichtete. Seine Begeisterung für geschichtliche Größen, für Dichtkunst, für Christenthum, wußte er auch ihnen mitzutheilen; diese seine Verwandte sind sich bewußt, durch ihn für alles Schöne, Wahre und Gute beseelt und erhoben, für ein höheres Seelenleben durch ihn geweckt zu sein."

Recht bezeichnend für den Bildungsstand Sybel's in dieser Zeit, für den Sinn, in welchem er jenen Unterricht gab, für die Liebe, mit welcher er seine Gegenstände, ja den Einen Gegenstand in ihnen, und die seinem Worte hingegebnen Freundinnen umfaßte, ist der folgende, gegen das Ende dieses Abschnittes verfaßte Brief, den ich daher in seiner ganzen Ausdehnung mittheile.

Lieben Freundinnen!

„Als ich mit Euch zur Betrachtung des Geistes, der vom Anfange an in der Geschichte der Menschheit gewaltet hat, schritt, da sprach ich mich über die Idee aus, die ich bei derselben zu verfolgen gedachte, und es war, wenn wir das Ganze zusammenfassen, keine andre, als die: durch die Anschauung der einzelen Erscheinungen in der Geschichte die unendliche Liebe Gottes zur Menschheit, am verklärtesten sich darstellend in dem Erscheinen des Sohnes Gottes unter den Menschen, zu erkennen, und durch diese erhabne Erkenntniß unsre Herzen in der Liebe zu Gott, zu Christus und zur Menschheit zu befestigen. Wir haben diese Betrachtung noch nicht vollendet, aber es mag uns, wenn wir mitten auf unserer schönen Bahn innehalten mußten, der Gedanke beruhigen, daß sie ja an sich unendlich und nie zu vollenden ist. Doch auch von dem unvollendeten Wege mögen wir uns Rechenschaft ablegen, und uns fragen, ob wir auf demselben den Forderungen jener Idee, deren Mittelpunkt die Liebe war, entsprechen. Die Frage ist, da ich unser Werk ja immer als ein gemeinsames betrachtet habe und betrachtet wissen wollte, nicht allein an mich, sondern auch an Euch gerichtet; aber ich will sie für Euch und für mich beantworten. Von mir selbst muß ich sagen, daß ich

mich mit der innigſten Liebe meines Herzens dem Werke hingegeben, daß ich Gott ſtets gebeten habe, meine Liebe zu ſegnen, und daß ich dieſen Segen darin empfunden habe, daß mir die Flamme der Liebe in der Bruſt ſtets genährt und zu glühenderm Feuer angefacht ward. Die Liebe aber treibet alle Furcht aus, und ſo bin denn auch ich frei von der Furcht, nicht das gewirkt zu haben, was ich hätte wirken können; indem ich mir bewußt bin, geliebt zu haben, und dieſe Gewißheit mich ſichert, daß Gott das, was durch mich nur immer unvollkommen gebildet werden konnte, daß Gott ſelber dieſes herrlich an Euren Herzen vollenden werde. Was aber Euch anbetrifft, ſo muß ich Euch geſtehen, daß mich Eure Liebe gegen mich, die noch in der letzten Stunde durch jene heilige Stille, in die Ihr verſankt, als ich Euch geſagt, daß wir das letztemal lehrend und lernend bei einander wären, ſo ſchön hindurch leuchtete, zur innigſten Wehmuth gerührt hat, daß ſie mich aber auch hoch erfreut hat, indem ſie mir ja alle Furcht benommen, daß der Same, der in Euer Herz geſtreuet worden, nicht gedeihen werde. Denn Ihr liebtet mich ja nicht um meinetwillen, nein, Ihr liebtet mich, weil ich Euch das offenbarte, was mir bisher als das Göttliche aufgegangen war, und zeigtet dadurch, daß Eure Seelen empfänglich ſeien für das Heilige. Und dieſes iſt ja das Einzige, was den Menſchen in alle Wahrheit leiten kann, und was auch Euch, meine Lieben, gewiß dahin leiten wird. O! bewahret Euch dieſe Empfänglichkeit, bittet Gott innig darum, daß Er ſie Euch erhalte, und ich will meine Bitten mit den Eurigen vereinen. Aber vergeſſet auch deſſen nicht, der ſchon ſo oft für Euch gebetet hat, gedenket auch meiner, und bittet Gott, daß ſich auch in meiner Seele das Göttliche ſchöner und immer herrlicher entwickeln, daß es in allen Stürmen und Kämpfen, die mich noch treffen möchten, nicht erblinden möge. Das iſt es, meine Lieben, was ich Euch noch zu ſagen hatte, was ich Euch nun geſchrieben habe, weil mir die Innigkeit des Gefühls das Wort auf der Lippe erſtickt haben würde. Behaltet mich denn ferner lieb und glaubt, daß mir die Erinnerung an die ſchönen Stunden, welche wir mit einander verlebt, nie entſchwinden wird."

Euer treuer Freund, A. Sybel.

So sind wir dem Jünglinge bis an die Gränzen dieses Abschnittes seines Lebens gefolgt. Es sey vergönnt, ehe wir denselben abschließen, nur noch einige Stellen seiner Briefe aus dieser Zeit mitzutheilen. Wo dieselben den Leser nicht durch die Tiefe ihres Inhalts an sich anziehen können, mögen sie doch zur weiteren Ausführung des frischen und schönen Bildes von Sybel's innerem Leben in dieser Zeit willkommen sein.

Schon einige der oben mitgetheilten Stellen haben Zeugniß seiner innigen und sinnigen Anschauung der Natur gegeben. Diese erschloß sich ihm immer mehr als der lebensvolle Tempel des lebendigen Gottes, und mit innigster Freude vernahm er die schönen und erhabenen Zeugnisse der Schöpfung von ihrem Schöpfer. Vor seinem kindlich frommen Sinne, seinem dichterischen Gemüthe, lag das große Buch der Natur offen da, so blieb er zugleich vor allen Abirrungen bewahrt, zu denen eine hochgespannte Spekulation und Mystik so leicht verleitet.

19. Wonnemonds 1821.

„Wie fasse ich in diesem Jahre erst die Natur recht auf! Sie spricht so laut zu mir aus jeder Blüte, aus jedem Halme, der sich im Winde zu meinem Fuße wiegt. Bruder, was sind wir glücklich in dieser Schöpfung, unter dem Wehen der geheimnißvollen Pflanzenwelt! welche minnevolle Sprache tönt in ihrem Reiche." —

Der Hüter in der Nacht.

Dunkel ist die Nacht,
Sterne blinken fern
Droben um den HErrn,
Der die Welt bewacht
Auch in dunkler Nacht.

Betend schau' ich auf
Zu dem lieben HErrn;
Vater, bist nicht fern,
Dringt des Herzens Lauf
Doch zu Dir hinauf!

Senkt Dein Geiſt herab
Doch in mein Gemüth
Heil'gen, innern Fried',
Fried', der ſelbſt in's Grab
Freudig ſchaut hinab.

31. Lenzmonds 1822.

„Ich bin wunderbar erregt durch ein Gedicht von Roßlieb Wackernagel. Ein Sängergemüth, ein kindlich, frohkühnes Herz ſteht vor mir, das iſt der Ofterding, mein lieblicher Heinrich; den hat mir der Roßlieb geſungen und ſo klar vor die Seele geſtellt, wie er mit voller Bruſt, mit Liebesarmen die Natur auffaßt und umfaßt. Dazu hat mir mein Buchholz eine Roſe geſchenkt, o eine liebliche Roſe.

Süße, ſüße Roſe,
Aus dem grünen Moſe
Deiner Blätter lächelſt Du
Mir ſo ſanft, ſo lieblich zu.
Weſen zart und milde
Quillet da hervor,
Reiner Liebe Bilde
Aus dem rothen Flor."

1. Brachmonds 1822.

Die Lerche.

Wenn ich ſeh' die Lerche ſteigen
Von der friſch begrasten Au',
Höre dann den Liederreigen
Aus dem fernen Himmelblau:
Mögt' ich dort hinauf mich heben,
Droben bei der Lerche ſchweben.

Aber ach, es fehlen Schwingen,
Kann nicht zu der Lerche hin;
Ich will Lieder mit ihr ſingen,
Töne heben ja den Sinn:
Lerche, Lerche, ſeh' mich kommen,
Geiſt hat Flügel angenommen!

26. Lenzmonds 1823.

4. Brachm. 1822. „Noch heute schwebt mir segnend das Bild der Predigt von vorgestern vor. Schleiermacher sprach wieder mit dem heil. Geiste. — Eben war ich noch in einem schönen großen Garten mit hohen Bäumen. Schönfeld und Buchholz waren bei mir, die Sterne leuchteten schon, und wir vernahmen ferne Töne der Nachtigall, doch nur einzelne. Da erschien uns auch das liebliche, freundliche Wesen der Lerche, und wir sprachen über Lerche und Nachtigall. Die Lerche ist das gottfrohe, kindliche Gemüth, das ewig: Abba, lieber Vater! singt. Die Nachtigall freut sich nicht im Sonnenschein, wie die Lerche, sie schlägt im Dunkel, und tiefes Sehnen spricht aus ihren Tönen; nicht nach einem höheren, sondern wie nach einem gleichen Geiste." —

Natur, Herz, Gott.

Um mich her, welch' herrlich Leben
In dem Wald und auf der Flur;
Blümlein blühen, Vöglein schweben,
Unschuldvoll ist die Natur!

Vöglein singt aus reiner Kehle
Seinem Schöpfer reinen Dank;
Kleine, reine Vogelseele,
Schwebst empor in frohem Sang!

Blümlein blüht auf grüner Aue,
Hohe Unschuld strahlt daraus,
Duftet in dem Morgenthaue
Reine Wohlgerüche aus.

Und es rinnet von dem Steine
Quelle, wie so silberklar,
Ruht in seinem Widerscheine
Drin der Himmel wunderbar.

Und nur meine Seele malet
Nicht des Himmels klares Bild,
Wenn Natur so lieblich strahlet,
Ist mit Trauer sie gefüllt.

Vöglein, Blümlein, Wasserquelle,
Reines Herzens schau'n sie Gott;
Mein Herz aber ist nicht helle,
Bleibt noch fern dem lieben Gott!

Doch in allen meinen Sünden,
Lieber Vater, lieb' ich Dich.
Einst auch werd' ich Gnade finden:
O, wie tröstet dieses mich!

8. Juni 1824.

Hiernach mag der Leser selbst ermessen, mit wie viel Recht oder Unrecht dergleichen Aeußerungen einer frommen Naturanschauung dem Verf., und wohl auch anderen Freunden, den Anschein der Tändelei hatten. Mir ist z. B. noch wohl bewußt, mit welcher Strenge ich die obige Mittheilung vom 4. Juni, als den Ernst und die Nüchternheit der religiösen Betrachtung verletzend, zurückwies. „Damals richtete ich scharf — schreibt auch der oben eingeführte Freund — auch meine Umgebung. Sybel's Freude an der Natur, so wie andrerseit sein Bestreben, als ein frischer Bursch, nach Turnerweise, zu erscheinen, machte auf mich zuweilen zu sehr den Eindruck einer gewissen geistigen Tändelei und Manier. Gewiß habe ich ihm in der Bitterkeit eines friedlosen Sinnes Unrecht gethan, wenn auch etwas daran war. Er ertrug meine Ironie mit großer Geduld und Liebe."

Wohl mogte, wie allem Höheren das Sündliche und Eitle sich am leichtesten beimischt, dasselbe auch dieser Richtung Sybel's nicht fremd geblieben sein. Nur kann ich, das Gesammtbild Sybel's in dieser Zeit zusammenfassend, kein Bedenken tragen, auch in jener Richtung die zum Grunde liegende Wahrheit anzuerkennen.

Zuletzt wähle ich für die Geschichte der Entwicklung seines geistigen und Ideenlebens überhaupt noch folgende Stellen aus.

28. Brachm. 1822.

„Eben habe ich die Geschichte der Lukretia im Livius gelesen. Wie hat mich dieser Römerinn Größe ergriffen, dieses

hehren Weibes; wie hat mich des Tarquinius Bubenthat durchschauert! O, was ist die Keuschheit eine so himmelhohe Tugend, die Sinnlichkeit ein so abscheuliches, niedriges Laster! — O Bruder, auch wir müssen wachen, wir von einem verderbten Geschlechte Entsproßne! Ich will nicht sagen, daß wir uns vor solcher Unkeuschheit zu wahren hätten; aber schon die unkeuschen Gedanken sind furchtbare Sünde. Ja, auch ich habe schon beim Anblicke des anderen Geschlechts unkeusche Gefühle in der Brust empfunden; doch ich habe es; das klebt unserem Geschlechte an. Aber Buchholz und ich haben es uns offen gestanden; solches Lustgefühl soll nie mehr, nie die Klarheit unsres Auges trüben; tief ist es in unsrem Busen aufgekeimt, daß wir dem Vaterlande ein freieres, frischeres Geschlecht erzeugen sollen, und dazu verhelfe uns Gott!"

20. Siegesmonds 1821.

„Die Heil. Schrift erkenne ich immermehr als den Urquell der göttlichen Gnade, alles Heils und Lichtes an; auf sie will ich mich selbst bauen, sie soll der Grundstein meines geistigen Lebens sein." —

„Glauben und gute Werke müssen zugleich im Leben des Christen hervortreten; der Glaube offenbart sich in den guten Werken, sie sind die Strahlen der Sonne des Glaubens, und wie ein Licht nicht ohne Schein sein kann, so der Glaube nicht ohne Werke." —

Mit dergleichen schönen Gedanken wechseln freilich in dieser Zeit andere von ganz entgegengesetztem Werthe ab; gleichsam zum Erweise, daß das Ewigwahre nicht aus dem Herzen des gefallenen Menschen, auch nicht aus der schönen Seele eines Sybel, quillt, daß es vielmehr als ein Licht von oben, aus dem von Sünde und Irrthum unerreichbaren Reiche Gottes, in die Seele leuchtet, als ein Zeugniß der wiederherstellenden Gnade von dem empfänglichen Herzen vernommen wird. Daher kämpfte noch lange Altes und Neues, Irrthum und Wahrheit, in dem strebenden Geiste des Jünglings mit einander, bis das Licht von oben allmälig die Nebelgebilde der eignen Gedanken durchdrang, und sein wahr-

heitdürſtiger Geiſt im Gehorſam der Offenbarung frei ward. So fährt Sybel nach obigen Sätzen alsbald fort:

„Das Böſe hat kein inneres Leben, iſt nicht abſolut; es iſt nichts, denn es kann vergänglich gemacht werden, und dieß iſt die Aufgabe des Menſchen. Er kann es, wie uns Chriſtus durch ſein Leben gezeigt hat. Das Böſe im Menſchen liegt im Leibe, das Gute im Geiſte; der Geiſt beherrſcht den Leib, oder ſollte ihn vielmehr beherrſchen; oft aber wird er von der Unreinheit des Fleiſches unterdrückt. Der Geiſt iſt aber ewig, als das Gute, der Leib vergänglich, als das Böſe, und der Augenblick des Todes, der Vernichtung des Leibes, iſt der Augenblick der höchſten, unumſchränkteſten Freiheit für den Geiſt; alſo iſt Tod nicht Tod, ſondern Leben."

Bald aber werden wir ihn von dieſer haltloſeſten aller menſchlichen Meinungen, die das Böſe in einen urſprünglichen Zwieſpalt der Natur des Menſchen, und ſo in den Schöpfer ſelbſt verſetzt, frei geworden ſehen. Seinem tieferen Gemüthe hätte ſich ohne Zweifel dieß ſchon von ſelbſt erſchließen müſſen, daß jener Zwieſpalt von Geiſt und Leib kein urſprünglicher ſein kann, daß derſelbe ſchon eine Abirrung der freien Willkür von den Wegen Gottes, den unverläßlichen Wegen der Wahrheit und des Lebens, einen Mißbrauch der menſchlichen Freiheit vorausſetzt; es hätte ihm nicht lange entgehen können, daß dieſer Bruch der leiblichen und geiſtigen Natur, dieſe Ohnmacht des Geiſtes, dieſe Uebermacht der wider den Geiſt gelüſtenden Sinnlichkeit, nicht das Werk des in ewigunwandelbarer Harmonie der Wahrheit und Freiheit, der Gerechtigkeit und Seligkeit, waltenden Gottes iſt. Daß aber die Gnade Gottes, der aus freier Liebe den Menſchen zu ſeinem Gegenbilde, in jener urſprünglichen Harmonie des Gehorſams und der Freiheit, erſchaffen, denſelben auch allein aus dem tödtlichen Bruche ſeiner Natur erlöſen, allein ihn über den Zwieſpalt ſeines innerſten Weſens hinausführen, allein den ſo ſich ſelbſt, wie dem ſeligen Gott, entfremdeten Menſchen wieder zu Gott und zu ſich ſelbſt führen könne: dieß freilich mogte er, nach lange vergeblichem Suchen, erſt durch das Licht der Offenbarung finden lernen.

31. Hartmonds 1822.

„Gestern war nach langer Zeit ein Tag, an dem ich nicht recht gesammelt war, eine peinigende innere Unruhe; heute jedoch schaue ich wieder klar. — Wie schön der Gedanke: In jedem Menschen erscheint mir Gott; jeder Mensch ist ein Blick Gottes; wie muß die Liebe wachsen bei diesem Gedanken!"

27. Hornung 1822.

„Inniger Gruß. Es geht auf 12 Uhr Nacht; ich habe viel gearbeitet, und will Dir meine Seele eine gute Nacht noch wünschen. — Wir sollen die Einheit unsres zeitlichen Lebens und des himmlischen herstellen. Beides sollen wir im Auge haben, Himmel und Erde. Auf sollen wir schauen, und vor uns — Aufwärts und Vorwärts!"

13. Ostermonds 1822.

„Wie ist der Mensch so selig, der den wahren Glauben tief erfaßt, der in Andacht sich zum Vater wenden kann, der die Gnade durch den Sohn erfleht! Ja das erfüllt mein Gemüth heut' ganz, da ich so großen Unglauben geschaut, da ich Reden wider das Heilige hörte. Ich konnte mich nicht halten, die Gefühle sprachen laut, hier half nicht Milde; darum zürnte ich sehr, und hätte ich eine Geißel gehabt, ich hätte sie geschwungen."

17. Heumonds 1822.

„Die Geschichte zeigt mir so klar, wie die Freiheit des Einzelen der Nothwendigkeit des Ganzen unterworfen ist, ohne dadurch aufgehoben zu werden, indem die Freiheit der Einzelen sich bald gegenüberstellt, bald übereinstimmt, und so die Nothwendigkeit, die der HErr gebietet, vollendet wird. Sie zeigt uns, wie sich jeder Einzle als Glied des Ganzen und einer höheren Weltordnung unterwerfen muß, wie er für das Ganze handeln und leiden, und den ihm angewiesenen Kreis ausfüllen muß."

Indeß möge der Leser nicht glauben, daß der Strom des geistigen Lebens Sybel in ununterbrochner Klarheit und Frische dahin floß. Wie wäre dieß in einem von der Sünde be-

rührten und durchdrungenen Leben zu erwarten, was erſt als die jenſeitige Aernte einer arbeit- und glaubensvollen Saat verheißen wird! Vielmehr klagte er mit kindlicher Verwunderung ſchon jetzt häufig über den unwillkürlichen Wechſel der Stimmung ſeiner Seele, und ſuchte mit frommem Ernſt den Grund hiervon mehr in der Unwachſamkeit und mangelhaften Treue des Willens, als in der natürlichen Schwachheit, welche, wenn nicht der Grund, ſo doch die Folge der Sünde iſt.

So wohl ſich Sybel, wie wir oben ſahen, in den oberen Klaſſen eines tüchtigen Gymnaſiums fühlte, ſo konnte doch das hier waltende geiſtige Leben das Verlangen nur noch ſtärken, mit dem Uebergange zu dem akademiſchen Leben endlich zu einer noch freieren Bewegung des Geiſtes fortſchreiten zu können. „In acht Tagen," ſchreibt er in den letzten Wochen ſeiner Schulzeit, „gehen nun meine Sommerferien an, in denen ich noch tüchtig zu arbeiten habe. Doch die Hoffnung einer freudenreichen Zukunft wird mir das Herbe und Kalte mancher Arbeit verſüßen und erwärmen. Drei Wochen nach den Ferien iſt dann ſchriftliche Prüfung, drei Wochen ſpäter die mündliche, und dann — hei! geht's nach Bonn, wie Du errathen haſt. Ich freue mich darauf, wie ein Kind, und denke, ja ich kann ſagen immer daran. Die Schule wird mir durch dieſe Nähe der Zeit, wo ich mich ihr entreiße, ſo langweilig, daß ich es gar nicht ſagen kann, und das Och... ach das will mir auch gar nicht mehr ſchmecken! Und dennoch wer mich morgens nach der Schule wandern ſieht, denkt gewiß zu meinem glücklichen Geſichte: mit welcher Freude eilt der nach der Schule! Aber aus dieſem Glanze der Augen leuchtet nur die Hoffnung, die Schule zu hinterlaſſen und an den Rhein zu kommen. Ich ſchreibe ſchon oft in Gedanken Briefe aus Bonn in die Heimath, und die ſind dann voll von Wonne und Entzücken, aber auch voll ſanfter Wehmuth; denn viel, unendlich viel Liebes, ich kann nicht ſagen, wie viel! laſſe ich hier zurück, dem mein Sinn auch in dem ſchönſten Paradieſe der Natur anhangen würde."

Mit dieſen Worten deutet er ſchon auf ein Verhältniß hin, welches der folgende Abſchnitt erſt zur Entwicklung bringen

wird. Doch eine Stelle der folgenden Dichtung, welche wir noch zum Schluſſe dieſes Abſchnittes mittheilen, wird, was hier noch verſchwiegen werden mögte, dem Leſer verrathen.

Mein letztes Abendmahl in Berlin, 5. Herbſtmonds 1824.

Die Stunde naht mit Rieſenſchritt,
Wo ich die Heimath meide,
Wo ich aus meiner Lieben Mitt'
Gebrochnen Herzens ſcheide;
D'rum muß ich noch zum heil'gen Ort,
Muß All' dem HErrn befehlen,
Mir ſelbſt den HErrn zum ſtarken Hort
An heil'ger Stätt' erwählen.

Ich eſſe von des Heilands Brod,
Aus ſeinem Kelch ich trinke;
Ich ſchaue ſeinen Liebestod,
In Andacht ich verſinke.
Und zu dem HErrn ſteigt mein Gebet,
Ich ruh' vor ihm im Staube,
Für mich und meine Lieben fleht
Mein freud'ger Chriſtenglaube.

Ich drücke an mein Herze warm
Die Mutter, Schweſter, Brüder,
Und lege ſie in Deinen Arm,
Mein guter Vater, nieder.
Die liebe Mutter tröſte mir,
Wenn fern die Kinder weilen,
Laß Deinen Geiſt herab zu ihr,
Der wird die Wunden heilen.

Die Schweſter und die Brüder, ach!
Verlaß nicht auf dem Pfade,
Erhalt' die jungen Herzen wach,
Schenk' ihnen Deine Gnade;
Den — — aber, treuer Gott,
Errett' ihn vom Verderben,

O, laß' ihn nicht der Sünder Tod,
Laß' ihn begnadigt sterben!

O! überzähl' die Thränensaat,
Die schon für ihn geflossen;
Und dennoch ist in Deinem Rath,
Herr Gott, sein Heil beschlossen.
Ach, diese Hoffnung! laß' sie nicht
Der Mutter niedersinken,
Wenn je ihr Herz im Schmerz zerbricht,
Laß' diesen Stern ihr blinken.

Die lieben Freundesherzen all',
Die ich zurücke lasse,
Die ich nun bald zum letztenmal
Mit Liebesarm umfasse:
O HErr! umfasse Du sie auch,
An's Vaterherz sie drücke,
Treu halt' sie bis zum letzten Hauch,
In Leiden, wie im Glücke!

Und nun die wärmste Bitte, Gott,
Im Herzen tief geboren,
Für die, die Du mir bis zum Tod
Für meine Lieb' erkoren,
Für meine Berta fleh' ich hier,
Mein Gott, um Deinen Segen,
Und will sie, lieber Vater, Dir
Recht nah' an's Herze legen.

So fleh' ich auch für mich, mein Gott,
Der ich von hinnen ziehe;
Erhalt' mich treu, daß bis zum Tod'
Für Dich mein Auge glühe,
Mach', daß ich auch am fernen Ort,
HErr, Deiner stets gedenke,
Mich oft in Dein geheiligt Wort,
So tief, wie heut', versenke!

Zweiter Abschnitt.

Universitäts- und Kandidatenjahre.

Herbst 1824 bis Frühling 1831. — 20stes bis 27stes Lebensjahr.

„Meine Seele dürstet nach Gott, nach dem lebendigen Gott, wann werde ich dahin kommen, daß ich Gottes Angesicht schaue?" Ps. 42, 3.

So bricht in Farben sich das holde Licht,
Wenn es hervordringt aus des Aethers Räumen,
Mit Rosenfingern Eos sanft durchbricht
Den Horizont, nach süßen Morgenträumen,
Der Locken Hauch sie wundersam verflicht
Mit Morgenduft und goldnen Strahlensäumen:
Wie Jesuslieb' aus Deiner Liebe scheint,
Die Dich mit „Ihr," wie Euch mit Ihm vereint!

Du trankst der Liebe heiligsüß Entzücken,
Wie selten sie ein sündig Herz empfand;
Doch wie die Braut zu Dir mit treuen Blicken,
Blieb'st Du dem HErrn mit Sehnsucht zugewandt.
Wie Wissenschaft, wie Kunst, Natur Dir schmücken
Dein Leben — droben blieb Dein Heimathland!
Oft schienst in reichster Lust Du hier zu weilen —
Dann sah' Dein Herz man sehnend aufwärts eilen!

Doch wie die Nacht allmälig wird bezwungen,
Vom jungen Tag, die Dämm'rung langsam weicht,

Und wie durch Thäler, Wald und Niederungen
Am hellen Tag noch düstrer Nebel schleicht:
So hat Natur mit Gnade auch gerungen
In Deiner Brust, der Kampf ward Dir nicht leicht.
Doch wie der Weltgeist Deiner auch begehret:
Preis sei dem HErrn, der Sieg ward ihm gewehret!

In diesem Abschnitte seines Lebens werden wir Sybel in mannichfachere Kreise des Lebens und des Wirkens, dem Raume und den Verhältnissen nach, eintreten sehen. Sein inneres Leben aber, obgleich auch manchen Schwankungen, unter den Stürmen der Außen- und Innenwelt, ausgesetzt, bietet doch im ganzen auch jetzt das Bild einer in sanfteren Linien bewegten, von mildem Lichte beleuchteten Fläche dar. Die tiefste Quelle dieses Lichtes, welches eine so schöne Natur beleuchtete, war nicht die dem irdischen Kreise angehörige, auf- und niedergehende, Sonne; Jesus Christus, der Ewigeingeborne, war es, als dessen räumlicher, zeitlicher Abglanz jene an unsrem, durch Sein kräftiges Wort getragenen,*) Erdhimmel leuchtet, der dem Leben des Jünglings Licht und — Leben gab. Während er mit Kindeseinfalt, und, wir werden sehen, mit so viel Nüchternheit, als Begeisterung, allen Schätzen menschlicher Wissenschaft und Kunst frisch und freudig nachstrebte: ging diese Sonne der Gnade immer höher an dem Horizonte seines Lebens auf. Noch aber erreichte sie nicht die Höhe, in welcher sie die Geistesblüte des Menschen zur freien Entwicklung entfaltet, und das Herz in vollem Gehorsam die volle Freiheit findet.

Sybel verlebte sein erstes akademisches Jahr, vom Herbst 1824 bis 1825, zu Bonn, die beiden folgenden zu Berlin. Hierauf übernahm er ein Jahr lang, vom Herbst 1827 bis 1828, den Hauptunterricht an einer Schul- und Erziehungsanstalt für Töchter zu Charlottenburg, während welcher Zeit er noch Vorlesungen hörte, und sich zu der ersten theologischen, und zugleich zu einer pädagogischen Prüfung vorbereitete. Jetzt trat

*) Hebr. 1, 3.

er bei der Realſchule zu Berlin, unter Leitung des von ihm verehrten Dir. Spilleke als Lehrer ein, in welcher Stellung er die übrige Zeit, bis zum Frühjahr 1831, blieb.

Dieſer ganze, bildungsreiche Abſchnitt ſeines Lebens iſt jedoch von dem goldenen Faden der bräutlichen Liebe zu ſeiner nachmaligen Gattinn ſo umſchlungen und durchflochten, daß wir ſchon von hieraus einen Blick auf dieſes Verhältniß werfen müſſen. Dann kehren wir zu ſeinem wiſſenſchaftlichen und Berufsleben zurück; die Darſtellung ſeines inneren und geiſtigen Lebens wird aber von den Beziehungen jener Liebe, wovon daſſelbe ganz durchdrungen war, nicht zu trennen ſein.

Als Sybel im Sommer dieſes Jahres eines Tages, etwas verſpätet, in das Eßzimmer ſeines Oheims Wilmſen trat, erhielt er ſeinen Platz an der Seite ſeiner nachmaligen Braut und Gattinn, Berta, geb. Kiſtenmacher. Eben erzählte dieſe, auf den Wunſch ihres väterlichen Freundes und Wohlthäters, einige Züge ihres frühbewegten Lebens. Noch war das leibliche Bild der Seele nicht in das Auge Sybel's gefallen, deren Töne ſchon in ſeinem Innern geheimnißvoll wiederklangen. Noch wagte er ſeinen Blick nicht auf die Erzählende zu richten, deren äußere Erſcheinung ihm noch völlig fremd war, als ihr Weſen ſchon das ſeinige anzulächeln ſchien.

Als er ſie nachmals ſahe, und er nach Tiſche im Garten einigen der Geſellſchaft, in ihrer Gegenwart, Göthe's Gedicht „der Wandrer" vorlas, geſchahe dieß beiderſeit unter Gefühlen, die, ſo bedeutungsvoll ſie waren, ihre Deutung damals bei ihnen ſelbſt noch nicht finden konnten.

Am Abend dieſes Tages vertraute Sybel folgende Worte ſeiner Schreibtafel:

Stilles Geſtändniß an B.

Du kamſt zur Zeit der Maienwonne,
Erſchieneſt mit der Nachtigall,
Im Strahl der erſten Frühlingsſonne,
Und tratſt ſo ſtill in unſer Thal.

Ich ſah' Dich nah' vorüberwallen,
Mein Auge folgte Deinem Schritt,

Da zog ein hohes Wohlgefallen
Gefeſſelt meine Blicke mit.

Doch ſchaut' ich nur zu Deiner Höhe,
Du, dem beſcheid'nen Veilchen gleich;
Nur wer in Deiner duft'gen Nähe,
Wird ſüßen Wohlgeruches reich.

Ich durfte nur von ferne ſtehen,
Sog' nur des Hauches Schatten ein —
Und dennoch wird Dein reines Wehen
Mir ewig unvergeßlich ſein!

Schnell ſchwandeſt Du vor meinem Blicke.
Ob ſolch' ein Mai je wiederkehrt?
Mir bleibt ſein holdes Bild zurücke,
Das halt' ich ewig lieb und werth!

25. Wonnemonds 1824.

In den folgenden Wochen und Monden ſahen ſich die Beide zuweilen an demſelben Orte, ein näheres, freundliches Verhältniß trat bald, dieß konnte nicht anders ſein, an die Stelle des Erſtaunens. Indeß blieb ihnen der Name des neuen Lebens, welches in beiden Herzen keimte, den ganzen Sommer hindurch verborgen. Dieß wäre vielleicht noch länger geſchehen, hätten nicht Anderer Augen eher erkannt, was jenen verborgen bleiben mußte; o, wie oft bleibt dem Menſchen die Deutung des Allernächſtliegenden ſo fern!

Inzwiſchen brachten es die damaligen, rath- und troſtbedürftigen, Verhältniſſe der Freundinn mit ſich, daß jene Befreundung bald einen ſittlich-bedeutſameren Charakter annahm, daß Sybel derſelben um ſo mehr jenes Siegel frommen Ernſtes aufdrückte, welches wir früher ſchon ſeine Lebenskreiſe bezeichnen ſahen, als er ſich die Freundinn in gleicher Seelenſtimmung entgegenkommen ſahe.

Ich bedaure, aus mehr als einem Grunde mir die nähere Darlegung dieſes rührenden Verhältniſſes verſagen zu müſſen. Es genüge die einfache Verſichrung, daß die Anfänge der ſel-

tenen Liebe und Lebensvereinigung in derſelben Lauterkeit und Innigkeit erſcheinen, in welcher wir letztere ſich ſpäterhin entfalten ſehen.

Wie vorangedeutet, brachte die Einſprache Andrer die befreundeten Herzen erſt darüber zum Bewußtſein, daß Liebe die Quelle, oder der Ausgang ihrer Freundſchaft ſei. Um über ihren Widerſpruch, den ſie in ihrer Einfalt erheben konnten, ſich vor ſich ſelbſt noch da zu rechtfertigen, als auch ſie ihre Freundſchaft Liebe werden ſahen, gaben ſie ihre Herzen einander frei. Aber indem ſie ſich frei geben wollten, fühlten ſie, daß ſie gebunden waren. *)

Die Mutter Sybel's, welche auch hier den edlen Grund ihres Herzens bewährte, wurde nun Vertraute und Schützerinn des Geheimniſſes. Denn mit ſolchem zu bedecken mußte, von verwandtſchaftlichen Verhältniſſen abgeſehen, ſchon die jugendliche Stellung Sybel's dringend anrathen.

Der Ungehörigkeit einer ſo frühen Liebe war ſich auch Sybel im allgemeinen lebhaft bewußt. Indeß lag es freilich zumeiſt an der großentheils unverſchuldeten Hemmung ſeiner wiſſenſchaftlichen Entwicklung, daß er, anſtatt jetzt vielleicht ſeine akademiſche Bildung zu beſchließen, dieſelbe eben erſt anfangen ſollte. So beſchloß er denn, durch ſein ganzes Verhalten darzulegen, daß nicht frevelhafte Willkür ihn verleitet habe, und namentlich ſeiner wiſſenſchaftlichen Aufgabe mit aller Kraft und Selbſtverläugnung obzuliegen. So gelang es ihm unter Mitwirkung der über ihm waltenden Gnade, das Mißliche dieſes Verhältniſſes trefflich zu mildern, endlich zu beſeitigen.

Wenige Wochen waren verfloſſen, nachdem der Mutter Sybel's das Gelübde vertraut war, als Sybel nach Bonn ging, um daſelbſt ſeine akademiſche Laufbahn zu beginnen. Ohne Zweifel gedachte er ſich in dieſer Entfernung von der Braut die völlige Freiheit in ſeinen Studien leichter zu ſichern, obgleich er durch ſeine nachmalige Selbſtbeherrſchung in der Nähe derſelben zeigte, wie viel er in dieſer Hinſicht vermogte.

*) „Indem wir uns ſo frei gaben, banden wir uns auf ewig." An den Verf. 25. Oktober 1824.

Erst von Bonn aus eröffnete er sich dem Verf. über das noch längere Zeit den Freunden versiegelte Geheimniß. Er that dieß selbst gegen mich mit großer Besorgniß, verkannt zu werden. Doch konnte ich schon damals nicht zweifeln, daß grade in Ansehung Sybel's eine höhere Fügung obwalte. So bis dahin über den Kreis seiner Bildung und selbst seiner Jahre durch einen zu schnellen Umschwung der Ideen hinausgeführt, war für den Fortgang seiner Bildung hiervon mannichfacher Nachtheil zu fürchten. Dagegen schien sich ihm in jener Herzensverbindung ein fester, realer Ruhepunkt geboten zu haben, der am besten geeignet sein konnte, seiner weiteren Entwicklung Maß und Haltung zu geben. Diese Erwartung wurde durch die Folge auf's schönste gerechtfertigt.

Wir betrachten nun zuerst

das akademische und wissenschaftliche Leben Sybel's überhaupt.

Nach dem Bisherigen dürfte sich der Leser einen ausgezeichneten Erfolg von der wissenschaftlichen Laufbahn Sybel's versprechen. Mit Sehnsucht hatte er derselben entgegengestrebt, nun fand die Tiefe seines Gemüthes, der hohe Flug seines Geistes ein unermeßliches Gebiet, in der theologischen und philosophischen Forschung seine Kräfte zu entfalten, und die Fülle mannichfacher Erfahrungen konnte ihm, im Vergleiche so vieler studierender Jünglinge, auch in Hinsicht seiner Studien nur förderlich sein.

Und gewiß, soweit nur die Wissenschaft einem tiefen, für das Göttliche innig erwärmten Gemüthe zugänglich ist, mußte sie Sybel ihre Schätze erschließen; zumal da er durch die ganze Dauer seiner akademischen Zeit hin, und über diese hinaus, mit dem angestrengtesten Fleiße, nach einem wohlgeordneten Plane arbeitete, seine Studien mit dem tiefsten sittlichen Ernste betrieb, und die ihm schon einwohnende Begeisterung für dieselben noch durch so ausgezeichnete Lehrer genährt ward, wie er deren sich zu Bonn und zu Berlin erfreute.

In Bonn hörte er, außer einigen philosophischen und philologischen Vorlesungen, die theologischen bei Lücke, Nitsch, Gieseler und Sack; mit der größesten Theilnahme die bei Lücke,

zu welchem ihn ohne Zweifel auch das nähere Verhältniß zu Schleiermacher hinzog. Er trat auch in den von diesem geleiteten exegetischen Verein, und fing außerdem schon damals seine freien exegetischen Arbeiten an, indem er, nach Vorgang eines älteren Freundes, ein und das andere biblische Buch in's Deutsche übertrug, und die Uebersetzung mit einem fortlaufenden Commentar begleitete.

Durch sein früheres Verhältniß zu seinen geliebten Lehrern, ohne Zweifel auch durch das schöne Verhältniß, in welchem die meisten akademischen Theologen in Berlin zu einem näheren Kreise von Studierenden standen, bewogen, suchte er auch zu dem häuslichen Kreise der genannten Professoren Zutritt zu erlangen. Wie sehr auch diesen Wünschen entsprochen wurde, mag man z. B. in Ansehung des trefflichen Lücke daraus schließen, daß derselbe ihm im Sommer 1825 sein Heft für den ersten Theil eines kirchengeschichtlichen Kollegii liehe, dessen zweiten Theil Sybel während dieses Sommers hörte. Mit der größten Liebe schloß er sich aber dem häuslichen Kreise des trefflichen E. M. Arndt an, welchem die verwandte Liebe und Begeisterung für Volk und Vaterland das ganze Herz des Jünglings gewonnen hatte. So viele Jahre hindurch hatte Sybel an den herrlichen vaterländischen Dichtungen Arndt's Herz und Muth erhoben, mit welcher Innigkeit mußte er den Mann umfassen, dessen Gesänge seinen innersten Empfindungen so oft das Wort geliehen hatten!

Je mehr Sybel sich aber an diese Lehrer anschloß, je weniger konnte ihm dagegen das eigentliche Studentenleben zusagen. So sehr ihm der Genuß ernster, freudiger Jugendgemeinschaft Bedürfniß geworden war, so wenig hoffte er dasselbe in dem größeren Kreise der Studierenden befriedigen zu können. Mit großer Betrübniß spricht er sich über das wüste Treiben des Studentenlebens im allgemeinen aus, was seine höher gestimmte Geistesrichtung fast überall zurückstieß. Selbst die Reise nach Bonn war ihm durch die platten und rohen Gemeinheiten schmerzlich verbittert worden, worin seine Reisegefährten, der eine aus dem engern Kreise der bisherigen Freunde! sich wohlgefielen, und womit sie den kaum erlangten Charakter eines Jüngers der Wissenschaft darlegen zu müssen glaubten.

Vielleicht waren die Ansprüche Sybel's an das öffentliche Leben der Studierenden etwas zu hoch gespannt. Aber konnte ihm, der so lange im gemischten Kreise weniger gebildeter Knaben und Jünglinge, ungeachtet vieler Anstöße jugendlicher Rohheit und des Muthwillens, doch stets eine ernste, kräftige, für das erkannte Große und Gute begeistrungsvolle Richtung gefunden, wohl nun eine Lebensgemeinschaft von Jünglingen genügen, welche die Höhe der idealen Lebensanschauungen, wozu ihr wissenschaftlicher Beruf sie eben so verpflichtete, als berechtigte, in ihrem geselligen Verkehre beinahe geflissentlich verläugneten? O, wann wird es der deutschen Jugend gegeben sein, so von der sittlichen und christlichen Kraft des Volkes vorgebildet und getragen, in die höchsten Bildungsstätten der Wissenschaft und Kunst einzutreten, daß ihr öffentliches Leben selbst als das Abbild ihrer Jüngerschaft des Wahren, Guten und Schönen erscheine? Und wann wird auch die auf den Bildungsstätten deutscher, christlicher Jugend gebotene Wissenschaft und Kunst so keusch, ihren unverläugbaren Bildungszwecken so entsprechend geworden sein, daß die studierende Jugend sich durchgängig als die Jüngerschaft jener Ideen angesprochen finde? —

So hielt es Sybel für das gerathenste, seine Mußestunden für die Korrespondenz mit seiner Braut, mit manchen fernen Freunden, für den gedachten Umgang mit verschiedenen Professoren, demnächst aber für den Umgang mit einigen erwählten Freunden, und für den Genuß der schönen rheinischen Natur und der Poesie zu vertheilen.

Indeß konnte es der des Genusses der Freundschaft und brüderlichen Gemeinschaft gewohnte Jüngling schwer ertragen, derselben so gar zu entbehren, und oft ergriff ihn während des ersten Winters ein heißes Sehnen nach dem entbehrten Gute.

Diese Stimmung spricht sich so schön in einem Gedichte vom 14. Dez. 1824 aus:

So allein, so allein
In der weiten Ferne sein,
Von den vielgeliebten Herzen
So getrennt durch Berg' und Ströme,
Weckt im Busen heiße Schmerzen.

Keine Hand, keine Hand,
Fern vom heimathlichen Land,
Die des Buſens tiefe Wunden,
Durch die Sehnſucht mir geſchlagen,
Liebreich hätte zugebunden.

So allein, ſo allein
In der weiten Ferne ſein,
Koſen nur mit lieben Bildern —
Ohne Liebesblick und Worte
Ach, ich wollt', ich könnt' es ſchildern!

Möglich, daß auch die eigenthümliche Stimmung des Gefühles, darin ihn die Innigkeit der jungen Liebe hielt, ihm die Anſchließung an weitere Kreiſe des Umgangs erſchwerte. Selbſt mit dem älteren Freunde Baur, der mit ihm jedenfalls die vaterländiſche, ſittlichernſte Richtung theilte, und dem er auch unter allen Mitſtudierenden jetzt am nächſten ſtand, wollte ſein Herz in dieſer Zeit nicht recht zuſammen fließen.

Um ſo ſchöner aber geſtaltete ſich in dieſer Zeit das ſtille, innerliche Leben ſeines Gemüthes, und es wird nicht ohne innige Rührung geſchehen können, die Zeugniſſe davon nachher bei einem ſo lebensfrohen Jünglinge zu vernehmen. Im folgenden Sommer kamen noch einige der älteren Freunde von Berlin hinzu, durch deren Eigenthümlichkeit Sybel, da er ſich ihnen ſonſt auf das innigſte verbunden fühlte, aus der angedeuteten, feierlich innigen Stimmung heraus, und in eine etwas fremde Richtung hineingezogen wurde. Es traten noch andere, namentlich mehre Künſtler, in den engeren Kreis; dieß alles wirkte auf Sybel ſo ein, daß auch er zuweilen einen äußerlich genialiſchen, burſchikoſen Ton annahm, der ihm jedoch glücklicher Weiſe immer etwas verſagte, ſo als ein Fremdes an ihm erſchien, daß er ſich deſſen unter veränderten Umſtänden bald entledigte.

Es könnte in andrer Hinſicht zu bedauern ſein, daß Sybel's ſonſt kräftige Eigenthümlichkeit in ſeinem akademiſchen Leben weniger hervortrat, daß er namentlich zu Bonn die Tüchtigkeit ſeiner Geſinnung weniger nach außen hin geltend machte. Indeß ſcheint er ſich hier auf einem Gebiete zu fremder, widerſtrebender Kräfte gefunden zu haben. Seine Kraft wandte ſich mehr auf die Ent-

wicklung seines inneren Lebens zurück, ohne daß er darum, wie wir bald sehen werden, aufhörte, da ernst und freimüthig mit seiner Gesinnung hervorzutreten, wo es ihm irgend an der Zeit zu sein schien. In dieser Hinsicht aber wurde er nicht allein viel besonnener, sondern es entwickelte sich schon jetzt bei ihm, im Gegensatze des ungehemmten Stromes seines frühern Jugendlebens, auch eine gewisse Schüchternheit und Verlegenheit, die zu bekämpfen ihm nun oft eben so schwer wurde, als früherhin die Beherrschung der freien, rücksichtlosen Rede und Handlung.

Bedeutender wurde Sybel's wissenschaftliches Leben mit seiner Rückkehr nach Berlin im Frühjahr 1825. Er hörte hier außer anderen Vorlesungen die von Neander und Schleiermacher sehr vollständig, und studierte außerdem die Schriften dieses großen Theologen mit angestrengtem Fleiße. Wenn diese beiden Lehrer gewiß den größten Einfluß auf seine theologische Bildung hatten, so schienen späterhin auch Hegel's Vorlesungen philosophischer Seit einen ähnlichen Einfluß zu gewinnen, der indeß wenigstens nicht so bleibend war, als S. erwartete.

Fand Sybel sich durch die Innigkeit und Tiefe der Anschauung, durch die einfache Darlegung und Begründung der christlichen Glaubenswahrheiten zu Neander hingezogen, so war es die Schärfe der Auffassung, die unermüdlich frische, freudige Darstellung der theologischen Wissenschaft, die ihn noch mehr an Schleiermacher fesselte. Durch dessen Predigten, deren Nachklänge ihm selbst in Bonn noch immer gegenwärtig geblieben, bereits mit seiner christlichen Anschauung vertraut; durch dessen eigenthümliche, wenigstens von dem philosophischen Standpunkte aus so annehmliche, Darstellung der Lehre von der Prädestination, die lange Zeit den Mittelpunkt der theologischen Studien Sybel's bildete, ihm so innig verbunden; ja von jedem Einzlen abgesehen, durch die Uebereinstimmung der Persönlichkeit Schleiermacher's mit der seinigen, in Ansehung der Frische und Freudigkeit des Lebens und Wirkens, ihm verwandt, gab er sich diesem großen Lehrer mit begeistrungsvoller Liebe und Verehrung hin.

Aus dem Gesagten schon dürfte sich das Befremden mildern, Sybel so in die nächste Verbindung mit einem Theologen treten zu sehen, dessen Eigenthümlichkeit eben so überwiegend in der

ſcharfſondernden Thätigkeit des Gedankens hervortritt, als jene Sybel's in der Innigkeit des Gemüthes, in der Tiefe der Gefühlsanſchauung, der es mehr eignet, das in der ſtillen Harmonie des inneren Lebens Gegenwärtige in ſeiner Einheit zu betrachten, als daſſelbe unter den künſtlichen Operationen ſcharfſondernder Dialektik zuerſt zu verlieren, dann wieder zu ſuchen. —

Es würde den Verfaſſer zu weit führen, hier auf eine nähere Charakteriſtik der unerſchöpflich reichen Perſönlichkeit Schleiermacher's einzugehen. Aus derſelben aber würde ſich ergeben, daß jene ſondernde Verſtandesthätigkeit deſſelben eigentlich auf dem Grunde eines eben ſo innigen Gefühles ruhete, von welchem jene ſich nur gleichſam erhob, um die, durch die Theologie der Zeit bedrängten, Schätze deſſelben zu begreifen und zu ſichern, um alsbald, obwohl dieß nicht immer gelingen mogte, wieder zu dem Herzensgenuß der Wahrheit zurück zu kehren, die ſich ſeinem Innern, aller Arbeit des Gedankens voraus, bezeugte. Dieß wird durch die vorliegenden Schriften Schleiermacher's ſelbſt bezeugt; weniger aber dürfte, was hieraus unläugbar folgt, anerkannt ſein, wie derſelbe in ſeiner Perſönlichkeit eben ſo groß und reich erſcheint, als in ſeinem geiſtigen Leben und ſeinen Schriften; denn gewiß, mehr in jener, als in dieſen, erkennt man jene ſeltene Verbindung der Innigkeit und Friſche des Gefühles, mit der alles durchdringenden Schärfe des Verſtandes.

Ueberdieß mußte ſich einem Jünglinge von der friſchen, ſittlichernſten Richtung Sybel's, ſobald er einmal von den Stürmen der, damals noch faſt friedlos aufgeregten, Wiſſenſchaft über die Gränzen der wohlbegründeten, heilſamen Lehre der Kirche hinausgetrieben war, um ſo dringender die Aufgabe ſtellen, nun auch getroſt ſich auf das unermeßliche Meer der Forſchungen hinauszuwagen, und die Anker des eignen ſchwankenden Schiffleins nicht eher wieder in dem Hafen der Kirche auszuwerfen, als der Ausgang der gefahrvollen Reiſe ſelbſt ihn dahin zurück geführt haben werde. Und war es ihm, wie den meiſten unter den ſchmerzlichen Vorwehen der Geburt einer neuen Zeit, geordnet, dieſen weiten Weg zu gehen: welch' ein Führer konnte dann ſich bieten, der dem ernſten Streben des Jünglings mehr entſprochen hätte, als Schleiermacher? Indem er ihm ſich hingab, konnte

er, ohne von Chriſto, dem letzten und unveränderlichen Grunde der kirchlichen — und jeder — Wahrheit ſich zu trennen, der freieren Forſchung ſich hingeben, und die Gefahr war, namentlich bei der Stellung ſeines Herzens, nicht ſo groß, mit dem Hinausgehen über die Kirche zugleich den Rückweg zu ihr zu verlieren, und ſo zugleich der in ihr allein ſich in ihrer vollen Realität darſtellenden Offenbarung des HErrn verluſtig zu gehen. Ja indem dieſe innige Verbindung ſeines Herzens mit dem Erlöſer immer der tiefere Grund ſeines geiſtigen Lebens blieb, indem dieſe Verbindung, außer durch Schleiermacher, beſonders durch Neander unterhalten wurde: konnte es ſelbſt geſchehen, daß ſeine theologiſche Entwicklung auch auf dieſem Wege einen ziemlich ruhigen Gang nahm, ohne durch heftige Stürme der Zweifel und durch verderbliche Verirrungen geſtört zu werden.

Im übrigen fand ſich Sybel durch ſeine Anhänglichkeit an Schleiermacher durch deſſen innige Werthſchätzung belohnt. Schl. verſtattete ihm den Zutritt zu ſeinem häuslichen Kreiſe, in welchem Sybel den theuern Lehrer durch eine Reihe von Jahren hin ſehr oft ſahe. Einſt begegnete er Schleiermacher am Arme ſeiner Braut. Sybel ſtellte ſie ihm vor, Schl. drückte beiden kräftig die Hand, ſchweigend, mit Thränen im Auge.*)

So innig indeß das Verhältniß Sybel's zu Schleiermacher war, ſo angeſtrengt er ſeine Kräfte dem Studium deſſelben widmete: ſo dürfte jedoch der Gewinn, der ihm hieraus floß, nur in formaler Hinſicht höher anzuſchlagen ſein. Auf die Ausbildung ſeiner Individualität mußte die Anſchließung an die großartige, der ſeinigen mehr noch entgegenſtehende, als verwandte

*) Hierbei möge eine, für die Charakteriſtik Schleiermacher's bedeutſame, für manchen Leſer wohl überraſchende, Stelle aus einem Briefe Sybel's vom 4. Mai 1827 Statt finden: „Ich habe dem kranken Vetter ein herrliches Lied aus dem Porſt vorgeleſen: So führſt Du ja recht ſelig, HErr, die Deinen! Dieſes Lied hat neulich Schl. für das neue Geſangbuch bearbeitet und in der Geſangbuch-Conferenz vorgeleſen. Iſt aber beim Leſen deſſelben ſo ergriffen worden, daß er vor Rührung nicht weiter gekonnt hat."

Persönlichkeit Schleiermacher's nothwendig einen durchgreifenden Einfluß haben. Die Aufgabe, sein ganzes Leben in steter Selbstbeherrschung zu erhalten, es überall vor dem freien Spiegel des Selbstbewußtseins verfließen zu lassen, ergab sich zwar aus der ernsten Lebensrichtung Sybel's von selbst. Die eigenthümliche Weise der Lösung derselben mußte aber durch die Durchdringung seiner Persönlichkeit von jener Schleiermacher's wesentlich bestimmt werden.

Dagegen war es bei der durchaus praktischen Natur und Tendenz Sybel's kaum anders zu erwarten, noch weniger anders zu wünschen, als daß er über kurz oder lang sich von der theologischen Anschauung Schleiermacher's losmachen, die Fesseln brechen werde, welche dessen System ihm anlegen mußte. Die tiefere Erfassung der Sünde, und der Riß, welchen damit seine prädestinatianische Ansicht erhielt, stellten ihn in dieser Hinsicht wieder auf freien Fuß, wie ja jenes sonst eben so einfache und lichte, als kunstvolle System allen Halt verliert, sobald ihm die Grundlage seiner Lehre von der Sünde genommen ist, die ebenso der göttlichen Offenbarung in der Schrift und im Menschenherzen widerspricht, als sie über die Bestimmung der christlichen Theologie unendlich hinausgeht. Indeß blieb Sybel natürlich dem theuren Lehrer immer mit Dankbarkeit und Liebe zugewandt.

Wie weit Sybel in seinem Studium Hegel's vorgedrungen gewesen, vermag ich nicht genau zu sagen.*) Er hörte ihn in seiner letzten akademischen Zeit, vielleicht auch noch später. Damals verfocht er mit großem Eifer die Grundideen dieses Lehrers, wie er sich dieselben zu eigen gemacht hatte. Ja noch im Jahr 1832 äußerte er einem Freunde, daß er diesem Lehrer doch seine besten Ideen verdanke. Indeß bleibt es mir zweifelhaft, ob

*) Im ersten Semester zu Bonn hatte Sybel aus dem Studium der Schriften Jacobi's sich der Philosophie mit großer Behutsamkeit nähern gelernt. Späterhin war es sein erster Grundsatz, dem er bis an sein Ende treu blieb, alles unbefangen zu prüfen, oder sich mindestens kein Urtheil, keine Aburtheilung über irgend etwas zu erlauben, bevor er durch unbefangene Prüfung sich dazu berechtigt habe.

es Sybel vermogte, ſich deſſen Syſtem zu einer klaren Anſchauung zu bringen; jedenfalls hat er es ſich aber im beſten Sinne gedeutet.

Faſſe ich hier mein Urtheil über das Ergebniß des akademiſchen und wiſſenſchaftlichen Studiums, welches Sybel bis über dieſen Abſchnitt hinaus, mit Anſtrengung und Freudigkeit, auf die freieſte Weiſe fortſetzte, zuſammen, ſo iſt es folgendes. Dieſes Ergebniß war in praktiſcher Hinſicht in hohem Grade genügend, in rein wiſſenſchaftlicher Hinſicht aber nicht ausgezeichnet. Sybel's Natur hatte eine durchaus ſittlich-praktiſche Tendenz. Was das Gedeihen einer im engeren Sinne gelehrten Bildung bedingt, legte grade ihm die größten Hinderniſſe in den Weg.

Auf dem exegetiſchen Gebiete, wo er mit größter Liebe und Beharrlichkeit arbeitete, behinderte ihn der Mangel größeren philologiſchen Talents; die Kritik mußte ſeiner poetiſch-plaſtiſchen Natur noch mehr widerſtreben. Auf dem hiſtoriſchen Gebiete rang er fortwährend mit der Trägheit ſeines Gedächtniſſes. Selbſt auf dem dogmatiſchen Gebiete vermißte er wohl das große Maß ſelbſtſtändig ſpekulativen Talents, welches in ſeiner Zeit und unter ſeinen Umſtänden erforderlich war, um auf dem ſchrankenloſen Ozean gegeneinander wogender Partheimeinungen und Privatſyſteme den feſten Grund zu erſpähen, auf welchem er den Anker eines ſelbſtſtändigen Syſtems hätte auswerfen können. Dagegen mußte ſich auf dem Gebiete der praktiſchen Theologie die ganze Stärke Sybel's entfalten, und hier mögte er, auch in der wiſſenſchaftlichen Bearbeitung derſelben, Treffliches geleiſtet haben — wenn nicht in dem Zeitalter ſo großer kirchlicher Zerfallenheit grade dieſer Theil der Theologie am meiſten darniederliegen mußte!

Wie ganz anders würde noch das Ergebniß geweſen ſein, hätte Sybel inmitten einer kirchlich-geordneten Gemeinſchaft zuerſt den Lehrbegriff derſelben wiſſenſchaftlich begreifen, exegetiſch und hiſtoriſch begründen gelernt, um alsdann, durch die Nahrung der kirchlichen Lehre mündig gemacht und erſtarkt, nach Maßgabe ſeines beſonderen Talents und Berufes, zur geordneten Fortbildung der Kirche und Theologie mitzuwirken! Mögte er auch ſo kein Held und Reformator der Wiſſenſchaft geworden

sein, so hätten doch seine Gaben mehr als ausgereicht, den unendlichen Inhalt der einfachen christlichen Wahrheit, nach der seine Seele dürstete, sich anzueignen, und zugleich wissenschaftlich zu begründen und zu begreifen; ja gewiß auch, die christliche Lehre in dem eigenthümlichen Lichte aufzufassen und darzustellen, die seiner Individualität die entsprechendste war. So würde die ganze Energie seiner intellektuellen und sittlich-religiösen Kraft sich auf die Aneignung, Begründung und Durchdringung der kirchlichen Lehre, und von diesem Standpunkte aus, der christlichen Wahrheit selbst gerichtet haben: gewiß, früh und herrlich würde er dem Berufe entgegengereift sein, als ein einsichtsvoller und wackrer Theologe seiner Kirche, der Kirche Christi, in deren Dienst und Arbeit einzutreten.

So dagegen mußte auch er noch den größeren Theil seiner Kraft, den größten Theil seiner akademischen Bildungszeit verarbeiten, um sich durch das Labyrinth der fast zur Neologie gewordnen Theologie hindurchzufinden, um sich aus dem gränzenlosen Umfang der mehr oder weniger gleichberechtigten Systeme der Zeittheologie endlich dahin zurückzufinden, wovon unbestreitbar die Studien des künftigen Dieners der Kirche ausgehen müßten: zu der Lehre der Kirche! Auch die trefflichen Lehrer, deren er sich vor Tausenden erfreute, konnten ihm diesen ermüdenden, die besten Kräfte der meisten verzehrenden, Weg nicht ersparen; der war unsrer Zeit ein Bedürfniß geworden, dessen Schuld mehr die vergangne Zeit trägt, als die Gegenwart, dessen Nothwendigkeit nicht genug zu beklagen ist, doch damals wohl nicht gründlicher zu heben war, als indem man diese einstweilen anerkannte, und das Bedürfniß befriedigte, so gut man konnte.

Wann aber, dürfte man hier seufzend fragen, wann wird die alte Schuld abgetragen, und die evangelische Kirche wiederum dahin gereift sein, daß die letzten Bildungsstätten ihrer künftigen Diener, anstatt diese dem Winde jeder willkürlichen Lehre auf gerathewohl preiszugeben, sie vielmehr zuerst und zumeist mit der Lehre der mütterlichen Kirche befreunden und sie so zur Festigkeit und Freudigkeit im Glauben, zur gläubigen Verwaltung der kirchlichen Aemter geschickt machen werden?! — —

* * *

Bevor wir nun zu einer anderen Beziehung des Lebens Sybel's übergehen, mögen hier noch einige, sein akademisches und wissenschaftliches Leben betreffende, Stellen seiner Briefe aus dieser Zeit Platz finden.

Zuerst einige Stellen über den Gang seiner Studien. Kurz vor seinem Uebergange zur Universität, 22. Aug. 1824 schreibt er an den Verfasser:

„Zufolge der Nachricht, die ich von Bonn aus erhalten habe, wie nach der Stimmung der Zeit überhaupt, ist nun dort an ein gemeinsames Studentenleben auch nicht zu denken, und ich bin jetzt auch sehr damit zufrieden. Wenigen Freunden, der Schönheit der Natur und dem Studium leben, dieses Dreies mit ganzer Seele zu umfassen, das, lieber Bruder, ist mir für meine Burschenzeit als Ideal aufgegangen, das, wenn ich es erreiche, mich unendlich glücklich machen wird. Die große Gemeinschaft, wiewohl sie gewiß etwas überaus Herrliches in sich trägt, zieht doch zu sehr, so hat es wenigstens die Erfahrung noch immer gezeigt, vom Studieren ab, und bin ich einmal auf der Universität, so ist grade dieses der Hauptzweck, weshalb ich da bin. Daß ich darunter nicht ein unvernünftiges Och... und Zerarbeiten verstehe, darin wirst Du mich kennen; nein im Gegentheile, ein Studium in rechter Muße, ein freies, eingehendes. O ich denke es mir herrlich, nun so allein, auf eigner Stube, durch nichts gestört, sich dem größesten der Studien, der Gottesgelahrtheit, ganz hinzugeben!"

So suchte sich Sybel auf die beste Art zu trösten und zu entschädigen, wenn die Umstände ihn zwangen, auf das zu verzichten, was ihm lange als Ideal der Gemeinschaft deutscher, wissenschaftlicher Jünglinge vorgeschwebt hatte. Kaum mögte ich indeß fürchten, daß eine Gemeinschaft, wie sie Sybel ersehnt hatte, und wie sie auch die Gegenwart noch immer entbehrt, ihn zu sehr von seinem Hauptzwecke abgezogen haben würde. Dieß würde überhaupt immer entweder eine Unwahrheit ihres Charakters oder eine Untreue ihrer Mitglieder voraussetzen; beides aber ist unläugbar zu vermeiden, während der Segen einer solchen, von der Natur laut geforderten, Gemeinschaft durch nichts zu ersetzen ist.

Möge der Leser entschuldigen, wenn der Verfasser hier noch einen Augenblick über seinen nächsten Zweck hinausgeht, und einige Bemerkungen über den angeregten, wichtigen Gegenstand hinzufügt. Auf allen Hochschulen ist die Zahl der eingebornen Studierenden der Stadt verhältnißmäßig sehr gering. Auch derer, welchen es sonst gelingt, sich einem bildenden Familienkreise anzuschließen, bleibt die geringere Zahl. Alle aber stehen in dem Alter, welches eine nähere Lebensgemeinschaft mehr als jedes andere erfordert. Für dessen Entbehrung sollte ihnen das Studentenleben selbst Ersatz geben. Es sollte eine gewisse öffentliche, hie und da auch festlich hervortretende, Seite haben. Nicht bloß die Hörsäle, nicht bloß die hierdurch vermittelte ideale Gemeinschaft sollte die Jünglinge verbinden, sie vermag es auch nicht, wenn ihr nicht zugleich eine reale Lebensgemeinschaft entspricht. Wie viele Anknüpfungspunkte bieten hierzu die Gedächtnißtage des Vaterlandes im engeren und weiteren Sinne, die Stiftungstage der Hochschulen und andere Tage des Heils für das wissenschaftliche und Kunstleben dar! Man verstatte den Jünglingen in diesen und ähnlichen Beziehungen ihrem jugendlichen, mit allem Guten und Schönen genährten, Sinne einen freien, frohen, festlichen Ausdruck. Man verfahre immerhin mit aller Strenge, welche die Liebe oft nicht minder, als die Gerechtigkeit gebietet, gegen die den Staat oder die Sittlichkeit bedrohenden Ausartungen und Verirrungen einer solchen Gemeinschaft. Man verwahre sich und die Jünglinge selbst gegen die Möglichkeit solcher Ausartungen, namentlich in politischer Hinsicht, durch gesetzliche Anordnungen und zeitgemäße Beschränkungen. Aber man helfe nun auch, liebend und ordnend, dasjenige in seiner Wahrheit und Schönheit entwickeln, was nur in seiner Entartung bedenklich ist, anstatt mit einigen Auswüchsen zugleich eine der schönsten Blüten des deutschen und christlichen Lebens zu zertreten.

Oder wie, das christliche Deutschland sollte nicht vermögen, einen Kreis von Jünglingen zu erzeugen und zu pflegen, die, mit den höchsten Ideen des Wahren, Guten und Schönen, als mit dem täglichen Brote genährt, in der Blüte der reichsten Empfänglichkeit auch für das Höhere, nun auch vermögten, dem

unter Gebet und Arbeit um die Wissenschaft und Kunst Erworbenen in einem eigenthümlichen Gemeinleben einen reinen, festlichen Ausdruck zu geben? Der Staat vermögte gegen dessen rohe und verderbliche Auswüchse sich und die Blüte seines Volkes nicht anders zu schützen, als durch die völlige Unterdrückung jener Lebensgemeinschaft der Studierenden? Und die Lehrer derselben verdienten als wahre Heroen der Wissenschaft das volle Vertrauen des Staates, wenn sie nur das Wissen, nicht aber das Leben ihrer Jünger über die Schulbänke hinaus zu ordnen und zu leiten wüßten?

Und was ist die Folge jener radikalen Unterdrückung jedes öffentlichen Gemeinlebens der studierenden Jugend? Zunächst der durchaus unsittliche Charakter der zahllosen Verbindungen, die nun als „geheime" sich willkürlich und gesetzlos konstituiren, um ein unläugbares Bedürfniß auf die ihnen verderblichste Weise zu befriedigen; daß so nicht selten die hoffnungsvollsten Jünglinge sich zu den im Finstern schleichenden Lastern und Verbrechen fortreißen lassen, deren sie in einer wohl überwachten öffentlichen Jugendgemeinschaft nie fähig gewesen sein würden. Dann das Verkommen einer viel größeren Anzahl von Jünglingen im Schmutze der Gemeinheit und selbst des Lasters, über welchen sie nicht der trockne Vortrag abstrakter Lehrsätze, wohl aber der jugendfrische, begeistrungsvolle Aufschwung erhoben haben würde, der sich in freier Genossenschaft christlich und sittlich geleiteter Jünger der Wissenschaft von selbst ergiebt, und nur der Anregung, Pflege und liebender Ueberwachung bedarf.

Endlich die verderblichste Folge, der das gesammte Gedeihen der Hochschulen unterliegt, ist das Entbehren jener Gemeinschaft und des in ihr begriffenen, durch nichts zu ersetzenden, Segens selbst. Auch der bildendste Kreis des häuslichen Lebens kann diese vielseitig anregende, oft mit dem Blitze der Begeisterung den Träumer aus dem Schlafe des Alltagslebens für das Höhere erweckende, Gemeinschaft nicht ersetzen. Aber auch der bereits durch die Wissenschaft und das Leben für dieses Höhere Gewonnene wird sich zu einer lebensvolleren, konkreteren Erfassung desselben erwärmt und gehoben fühlen, wenn er sich in noch anderer, als bloß hörender Gemeinschaft der Jünger der Wissenschaft bewegen darf.

Erfreut sich ja doch selbst der Wehrstand, neben seinem in mechanischen Uebungen hingehenden Arbeitsleben, einer freieren Darstellung seiner Gemeinschaft. Seine festlichen Aufzüge mit fliegenden Fahnen und klingendem Spiel, die gemeinsame kirchliche Versammlung, die Feier des Lebenstages seines Fürsten und Führers, wenn der Staat seine Aufgabe recht versteht, die Gedächtnißfeier vaterländischer Großthaten, die öffentlichen Uebungen und Darstellungen größerer Heereszüge, das brüderliche Zusammenwohnen im Lager u. dergl. sind selbst in Friedenszeiten dahin zu rechnen. Und doch ist das Bedürfniß einer solchen äußeren Lebensgemeinschaft, einer festlichen Schließung der Lücken, welche das Arbeits- und Alltagsleben lässet, hier bei weitem nicht so groß, als in Ansehung der Studierenden. Denn theils gewährt schon die körperliche Gemeinschaft der täglichen Uebungen dem Wehrmanne eine gewisse erfrischende Anregung, die oft selbst der fleißigste Studierende sehr entbehrt; theils ist ein großer Theil der Wehrmänner bereits selbstständig in das Familienleben eingetreten, die übrigen aber suchen und finden in der täglichen Gemeinschaft des Kasernenlebens die Befriedigung ihrer geringeren Bedürfnisse.

Und der studierenden Jugend sollte und müßte dieß, nicht in Folge des Nothstandes der Gegenwart, sondern grundsätzlich versagt sein? Gewiß, der Verfasser will nicht die Gegenwart, am wenigsten die leitenden Behörden in dieser Hinsicht anklagen. Letztere haben ohne Zweifel eine Pflicht mit Seufzen erfüllt, die für den Augenblick unabweislich war. Es kann ja aus der einmal verschuldeten Noth eine Tugend werden. Aber ist es noch nicht Zeit, jenen Nothstand durch wahre Tugend zu überwinden? Erkennt man wenigstens das Gewicht der Anklage, die eine Zeit, die das christliche Deutschland gegen sich richtet, wenn es die Blüte seiner Jugend vor den gefürchteten Ausartungen einer Gemeinschaft nicht anders gesichert, nicht anders zu sichern weiß, als indem sie diese völlig unterdrückt, und jene ihres unersetzlichen Segens beraubt? — —

Doch ich kehre zu dem bescheidneren Zwecke meines Buches zurück. Am 26. Okt. schreibt S. aus Bonn:

... „Heute haben nun meine Vorlesungen, also auch meine

wissenschaftlichen Arbeiten begonnen. Ich denke, Berta, hier recht fleißig zu sein, habe es auch nöthig, und auch große Lust zur Arbeit. Ich wünsche, daß Dein August Dir einst als ein tüchtig gebildeter Mann zur Seite stehen könne."

Bonn, den 20. Nov. 1824.

„Solche Freude hatte ich heut' noch nicht erwartet, dieser liebe Sonnabend, der mir immer die Briefe meiner Geliebten brachte, schenkte mir heute schon wieder so erfreuliche Gaben. Denke, B., ich bereitete mich gerade am Nachmittage auf die Vorlesungen vor, die ich am Montag hören werde, hatte die Heil. Schrift vor mir und las folgende Stelle: „Die Weiber seien unterthan ihren Männern, als dem HErrn. Denn der Mann ist des Weibes Haupt, gleichwie auch Christus ist das Haupt der Gemeinde; aber wie nun die Gemeinde ist Christo unterthan, also auch die Weiber ihren Männern in allen Dingen. Ihr Männer liebet eure Weiber, gleichwie Christus auch geliebet hat die Gemeinde und hat sich selbst für sie hingegeben. Also sollen auch die Männer ihre Weiber lieben, als ihre eigne Leiber. Wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst."*) — Dieses also hatte ich gelesen, und natürlich hatte mich diese Stelle auch zu Dir hingezogen, und unser Verhältniß stand in schöner Klarheit vor meiner Seele. Ich fühlte so recht tief, liebe Berta, wie wir gewiß erfüllen könnten in späterer Zeit, wo uns geheiligtere Bande umschließen werden, was uns hier geheißen wird. Wer seine Braut liebt, wie sich selber, nicht wahr, m. B., der liebt dann auch einst sein Weib, wie sich selber, er liebt sein Weib, wie Christus die Gemeinde, und kann für sein Weib das Leben dahingeben! Und da wurde an meine Thür geklopft. Der Briefträger, und Briefe von Berlin, und in Deinem Briefe der Beweis alles dessen, was ich eben erst gedacht, das Zeugniß unsrer heiligsten und innigsten Gemeinschaft, erbauet auf den Eckstein alles dessen, was unvergänglich steht, auf Jesus Christus! ... Nein, m. B., das könnte ich nimmer lassen, Dir die letzten Augenblicke jedes Tages zu weihen, und die durch

*) Eph. 5.

die Trennung zerrißne Kette der Gedanken wieder anzuknüpfen. Es ist ja die schönste Zeit des Tages, wo ich mich Dir so ganz hingeben kann, durch nichts gestört, und wenn diese wenigen Augenblicke mir nicht zu Gebote stehen sollten, dann müßte ich das geplagteste Wesen der Welt sein. Gewiß, dazu werde ich stets Zeit übrig haben, ohne daß irgend eine andere Pflicht dadurch hintangesetzt wird. Dieß wird Dir genug gesagt sein, da Du ja selbst so lebendig den Wunsch ausgesprochen hast, ich mögte fortfahren, Dir täglich mein Innerstes zu offenbaren. Länger werde ich mich aber gegen die Mutter hierüber aussprechen müssen, die mir manche scheinbare Gründe dagegen aufgeworfen hat.

Den heutigen Tag habe ich unter angestrengter Arbeit von frühe an zugebracht, da mich der stete Regen auf meinem Zimmer bannte. Wie erfreulich war mir da die schöne Unterbrechung durch das Empfangen der lieben Briefe. Daß ich, nachdem ich sie gelesen, und in Gedanken bei meinen Lieben gewesen war, etwas zerstreut vor meiner Arbeit stand, und die Phantasie mir oft plötzlich über das Buch hinweg zu Dir und den andern Lieben eilte, ist mir wohl zu verzeihen, nicht wahr, m. B.? Sonst werde ich, nur mit höchst einzlen Ausnahmen, durch den Gedanken an Dich — was Mutter fürchtet — nie von der Arbeit abgezogen. Das erlaube ich mir durchaus nicht, und es würde meinem jetzt so fest stehenden Vorsatze, alles, was ich betreibe, in dem Augenblicke, wo ich mich ihm widme, mit ganzer Seele zu betreiben, schnurstracks entgegenlaufen. „Alles zu seiner Zeit!" l. B., das ist gewiß eine treffliche Regel. Den Tag über mit allen Kräften gearbeitet, des Abends aber, wo auch der Taglöhner Feierabend macht, gehör' ich meinen Lieben.

Morgen, m. B., ist Sonntag, da gehen wir beide um 9 Uhr zur Kirche, singen und beten mit einander, und dienen in schöner Gemeinschaft, wie Gott es wohlgefällt, dem HErrn. Heut Abend aber sind wir auch Eins im Gebete für einander. Ja, B., was Du mir mittheilst, muß auch ich bestätigen. Seit unsrer innigen Gemeinschaft bin auch ich in eine innigere Gemeinschaft mit Gott getreten. Sage auch meiner Mutter und

meinen Freunden, Du entfremdeſt mich wahrlich keinem von ihnen; nein, ſie alle liebe ich, ſeit ich Dich liebe, brünſtiger, mit einer Liebe, ſo warm und treu, wie ſie mich nur lieben können. Ja, Deine Liebe hat alles, was Liebe heißt, geſteigert, und das iſt mir eben der Beweis, daß ſie eine heilige und wahre Liebe iſt.“*)

Wie ſtreng Sybel den Grundſatz ernſter Selbſtbeherrſchung in der oben ausgeſprochnen Hinſicht durchführte, mag beſonders daraus erhellen, daß er ſpäterhin in Berlin, als die geliebte Braut nur wenige Stunden von ihm entfernt wohnte, ſich nur ſelten einen kurzen Ferienbeſuch gewährte, obwohl ſein ſchönes Leben, wie die, der Regel nach, täglich gegebenen ſchriftlichen Zeugniſſe darthun, ſchon damals mit dem der Geliebten auf das innigſte zuſammenfloß. Selbſt in jenen Fällen aber verſahe er ſich noch mit Arbeit, ſobald der Beſuch einige Tage währte, damit am wenigſten auch eine ihm ſo theure Zeit zu einem leeren Genuſſe herabſinke.

So ſchreibt er in dem ſchönen Briefe v. 10. Lenzmonds 1826:

... „Du willſt genau wiſſen, wann Du mich zu erwarten haſt. Am Sonnabend Abend um 7 Uhr denke ich die Wonne des Wiederſehens zu empfinden. Du bitteſt mich, lieber das ſchöne Feſt zu unſerm Beiſammenſein zu wählen, doch liebe Berta, wenn es irgend möglich wäre, mögte ich die reichen Segnungen, die mir hier durch die Predigt des Wortes Gottes zufließen würden, nicht entbehren, dann wollte ich mich gar gern am ſtillen Freitage durch den Geſang des Todes Jeſu erbauen, ich würde alſo von Sonnabend bis Donnerstag Nachmittag bei Dir verweilen. Auch ſoll es mich dann ſehr freuen, wenn Du Dich, nachdem wir uns am Sonntage von Morgen bis Abend die Herzen haben eröffnen können, an den übrigen Tagen in Deiner Thätigkeit durchaus nicht ſtören laſſen wirſt. Ich ſelbſt bringe mir tüchtig zu arbeiten mit, weil ich weiß, daß Du dann nur einen friſchen und lebendigen Auguſt bei Dir haben wirſt,

*) Der Leſer wird auch hier entſchuldigen, wenn zuweilen, eben um den Zuſammenhang der mitgetheilten Stellen nicht zu ſehr zu zerreißen, in denſelben über den nächſten Zuſammenhang meines Textes etwas hinausgegangen wird.

wenn er ſeine ernſte und beſtimmte Beſchäftigung hat. Nach derſelben wird er dann ganz Dir angehören und Du ganz ihm, und er wird Dich, ſo viel möglich, einführen in das, was der Gegenſtand ſeiner ernſtern Beſchäftigungen ſein wird. Dieſes denke ich mir auch ſo ſchön für unſer künftiges Leben, daß Du auch immer auf gewiſſe Weiſe Theil nehmen mußt an meinem wiſſenſchaftlichen Leben, und daß mir dadurch erſt ſpäter die Wiſſenſchaft noch einen höhern Grad von Lebendigkeit erhalten ſoll. Drum war es mir auch Bedürfniß, meine Geliebte ſo zu wählen. Aber, was ſage ich, mir zu wählen? Biſt Du mir nicht vom Himmel gewählt worden? Ja, Berta, ich habe noch heut recht lebendig daran gedacht, wie ſchön ſich in unſren Herzen die Liebe entfaltet hat, und wie ſchön ſie zur Blüte gelangt, als ich zufällig in einem Buche über die Entwicklung der gegenſeitigen Liebe des Jünglings und der Jungfrau etwas Tiefes und Schönes auffand. Wie es dort geſagt war, ſo mußte ich mir geſtehen, iſt es bei uns geweſen und iſt es noch und wird es bleiben. Eine Liebe, die in ihrem Urſprung ſo den Charakter der Ewigkeit trägt, die bewahrt ihn und bildet ſich dieſem Charakter gemäß immer reiner und herrlicher aus. Gewiß, wir werden es immer mehr erfahren, wie die Liebe eine immer geiſtigere Geſtalt in uns gewinnt, wie ſie ſich immer mehr von allen irdiſchen Stoffen reinigt, das Sinnliche in den Hintergrund trit und verklärt wird vom Geiſtigen. Wenn auch das Sinnliche immer noch bleiben wird, wenn es den Seelen Bedürfniß ſein wird, daß bei ihrem Ineinanderfließen, auch Herz an Herz ſich ſchmiege, und Lippe die Lippe berühre; nur ſoll dieſes Irdiſche immer weniger bloß um ſein ſelbſt willen erſcheinen, es ſoll nur Symbol ſein des Geiſtigen, der Geiſt ſoll dem Irdiſchen und Sinnlichen erſt das Leben geben, wie es denn die ganze Bedeutung dieſes Erdenlebens iſt, durch die Durchdringung des Geiſtigen oder Göttlichen erſt ſein wahres Leben zu erhalten. Erd' und Himmel ſollen Eins werden, das iſt die große Aufgabe, die ihre Löſung verlangt nicht allein im großen Ganzen, ſondern auch in den einzelen, ja den kleinſten Theilen. Die Erde ſoll und kann nicht Himmel werden, aber Erde und Himmel, Leib und Geiſt ſollen harmoniſch ſich durchdringen. Aber wohin habe

ich mich verloren! Komm mit mir zurück in das Leben, wie es noch ist, noch nicht in dieser vollendeten Harmonie, aber darnach sich sehnend und in einzelen Lichtblicken schon vorempfindend die Wonne der nachfolgenden Glückseligkeit ..."

An den Verfasser schreibt Sybel, bald nach seiner Rückkehr nach Berlin, 11. Nov. 1825:

„Die Vorlesungen sind hier weit anregender, als in Bonn. Ich höre bei Schleiermacher die philosophische Betrachtung der Kirchengeschichte ff. — wöchentlich 25 Stunden. Außerdem will ich mit Hohnhorst die Psalmen lesen, habe wöchentlich einen Abend zu meinem Lesekränzchen für deutsche Klassiker bestimmt, und endlich 6 Stunden für Leibesübungen, Fechten und Schwingen. Letzteres ist man dem Leibe schuldig, wenn man gedeihen will auf Erden. Spazieren gegangen wird so oft, als nur möglich, aus demselben Grunde. So siehst Du, daß die Zeit mir genugsam ausgefüllt ist mit Geistes- und Leibesübung, und ich mir keinen Raum zu einem faulen, schlaffen Leben gebe ...."

Berlin, 15. Jan. 1826.

... „So komme ich denn nun wieder auf mich, l. Bruder, und Deine Frage über meinen Standpunkt im Studium. Da sieht es nun mit mir noch so recht studentikos aus; da backt sich hier und da etwas an und zusammen, aber in eigenthümliche und selbstständige Bildung ist noch weniges übergegangen. Und damit bin ich denn bis jetzt auch noch sehr zufrieden; ich lasse meine Gedanken und Ideen ihren ruhigen und natürlichen Gang der Entwicklung gehen, halte den Geist, so viel in meiner schwachen menschlichen Kraft steht, frei und gesund, mein Gefühl warm und besonnen, und den Willen frisch bei der Hand, das Vollbringen aber erbitte ich mir von Gott, dessen Hülfe ich gar sehr bedarf. Meine Vorlesungen weißt Du schon. Am meisten treibe ich Kirchengeschichte, und kümmere mich nur hierbei gar zu oft über mein d. Gedächtniß, welches im Anfang so frisch und lebendig auffaßt, aber nach einiger Zeit nur noch die verwischten Züge bewahrt ..."

2. Jun. 1826.

... „Seit Oſtern höre ich nun bei Schleiermacher Pädagogik, praktiſche Theologie und Erklärung der Theſſalonicher und Galater Briefe, und habe den Schleiermacher nun erſt in ſeiner Größe erkannt. So höre ich des Morgens von 6—9 bei Schleiermacher, ſtudiere dann von 9—12 täglich Schleiermacher's Dogmatik, höre von 12—2 bei Neander, Dogmatik ff., den Nachmittag aber habe ich zum Wiederholen der Vorleſungen beſtimmt; da kannſt Du denken, daß ich jetzt viel zu arbeiten habe. Sonſt geht es mir mit Gottes Hülfe im Geiſtigen und Leiblichen wohl. Zuweilen bin ich betrübt, daß ich ſo wenig Fortſchritte im hiſtoriſchen Wiſſen mache, und ſo gar viel wieder vergeſſe. Da ich aber gerade nicht nachläſſig bin, ſo tröſte ich mich über das, was nun einmal nicht zu ändern iſt, und was doch auch ſein Gutes haben muß."

Ueber den Erfolg ſeiner Studien wähle ich gleichfalls einige anziehende Stellen aus. Beſonders charakteriſtiſch ſind die Mittheilungen über die erſten von Sybel gehaltenen Predigten. Sie zeugen einerſeit von der friſchen, lebendigen Fülle ſeines Geiſtes und einem nicht gemeinen Talent; anderſeit dürfte die, nach einigen glücklichen Erfolgen, von ihm gemachte, demüthigende Erfahrung auch für Gleichbegabte belehrend ſein.

Berlin, den 26. Lenzmonds 1827.

... „Am Freitag war ich, wie gewöhnlich, bei L., wir waren wieder recht gemüthlich beiſammen, und kamen in unſern Geſprächen darauf, was eine Predigt ſein müſſe. Da wichen unſre Anſichten nun ſehr ab. Wie, will ich weiter nicht ſagen, doch kann ich's Dir im allgemeinen ſo ausdrücken, daß L. meinte, die Predigt ſolle nach allgemeinen Regeln gemacht werden, ich dagegen, daß der Prediger ſie mehr werden laſſen ſolle, als ſie machen. Nach L. wurde die Predigt ein Gedachtes, denn Gedanken kann man nach beſtimmten allgemeinen Geſetzen in ſich machen, ich wollte dagegen, der Prediger ſolle von einzlen religiöſen Empfindungen bewegt werden, was er alſo nicht ſelber machen kann, und ſein Machen ſolle nur darin beſtehen, dieſe Empfindung nun, ihr ſelber angemeſſen, auszuſprechen. Als ich

zu Haus kam, war es zwölf Uhr, da nahm ich die Bibel und las mir die Epistel des 2ten Ostertages. Dieses regte mannichfaltige Empfindungen in mir auf, sie gestalteten sich zu einem Ganzen, und nun suchte ich mir, auf und nieder gehend im Zimmer, Worte für meine Empfindung, innerlich mir alles vorsprechend. Da wurde eine Predigt, ganz nach der Art, wie ich eben gegen L. mich darüber ausgesprochen, und als sie innerlich vollendet vor mir stand, da ergriff mich solch Verlangen, sie auch wirklich am 2ten Ostertage auszusprechen, daß ich auch gewiß, so Gott will, sie in Etzin an dem Tage halten werde. Du weißt, es war schon immer mein Wunsch, an diesem Tage zum erstenmal zu predigen. Da war es denn 2 Uhr geworden in der Freitagsnacht, als ich zu Bette kam; doch reute mich das nicht; denn die verwachten Stunden waren mehr werth, als manche am Tage, wo einem so zu Muthe ist, daß man lieber schlafen möchte.*) Am Sonnabend kam ich nun erst etwas spät hinaus, gab meine Geschichtsstunde mit etwas mattem Herzen und ging dann zu Hegel in die Vorlesung, der mit dieser Stunde seine Vorlesungen beendete und durch seinen Schluß Albert und mich hoch begeisterte, und mit den erhabensten Ideen unsre Seele erfüllte. Von ihm eilten wir zu Schleiermacher, der gestern Einsegnung hielt. Ach! was war das einfach und erhebend, und wie war die Seele des Mannes bewegt, und wie gelang es ihm, die Bewegung in Worten darzulegen, und wie erfaßten die Worte das Herz. Die so überaus einfache Anordnung des Ganzen erfreute mich sehr. Die nicht ermüdend lange Rede, die klare und bündige Darstellung des Wesens dieser Handlung, wodurch den Kindern ganz bewußt werden mußte, was eigentlich mit ihnen geschah, daß nicht examinirt wird, und daß mit der Einsegnung gleich die Vorbereitung zum Abendmahl verbunden war, welches die Kinder nun gleich am folgenden Tage mit der Gemeinde genießen, das alles erschien mir so zweckmäßig und schön." —

*) Im allgemeinen hielt Sybel jedoch auch streng darauf, daß die von der Natur gebotne Zeit dem Schlafe vor Mitternacht nicht entzogen werde.

Diese Predigt wirklich zu halten, wurde Sydel durch eine Krankheit verhindert. Bald darauf aber erzählt er die Geschichte der 2ten Predigt also:

Etzin, den 26. April 1827.

... „Auf der Herfahrt war es gar schön. Bis Spandau fuhr ich in einem Charlottenburger, dort traf ich den Wagen, den mir der Oheim entgegengeschickt, und da ging's mit den muthigen Pferden dann frisch weiter durch die grünen Felder. Ich hatte mir schon in Berlin das Evangelium durchgelesen, das auf den nächsten Sonntag fällt, das lag mir nun im Sinn, und das habe ich den ganzen Weg über im Herzen bewegt. Am andern Morgen war gar herrlich Wetter, ich ging nach dem Garten, und dort in der Morgensonne schrieb ich mit der Bleifeder die gestrigen Gedanken auf, ordnete sie, und siehe da, meine Predigt war vollendet und lag nun, wie sie so natürlich im Innern erwachsen, eben so natürlich vor mir. Nun gebe nur Gott, daß sie sich beim Lernen nicht erkälte, aber das hoffe ich nicht; denn was einmal wahrhaft lebendig im Gemüthe gewesen, das wird ja immer wieder darin lebendig. Das Auswendiglernen ist zwar ein Mangel, aber ein Anfänger darf es doch nicht anders wagen, und kann, wenn er's nur herzlich und gewissenhaft meint, auch den festen Glauben haben, daß Gott sich auch durch den Schwachen mächtig zeigt. Ich habe zur Predigt einen gar herrlichen und reichen Bibeltext, die Stelle Johann. 10, 12—16., wo sich Christus als einen guten Hirten darstellt. Da will ich nun erst zeigen, daß die Menschen eines Hirten bedürfen, der sie zu Gott führe, und hierauf, daß Christus wirklich dieser Hirte sei, weil er den Vater kennt, weil er die Seinen erkennt und weil er sein Leben für die Seinen gelassen hat. Pfingsten, liebe Berta, da lese ich Dir dann die Predigt vor, und auch die, welche ich den 2ten Ostertag in Etzin halten wollte."

Berlin, den 15ten Brachmonds 1827.

.... „So komme ich denn auf meine Predigt, die ich morgen in Weißensee zu halten gedenke. Sie innerlich auszu-

bilden, hat mich in den letzten Tagen noch besonders beschäftigt. Aufschreiben will ich sie erst heut, und eigentlich auswendiglernen will ich sie daher gar nicht. Ich hoffe, da ich es gewiß herzlich meine, und ich weiß, daß diese innre Wärme äußerlich lebendig nur auf diese Weise hervortreten kann,*) daß mir Gott dazu seine Kraft und seinen Geist schenken wird." —

Berlin, den 20sten Brachmonds 1827.

.... „Meine geliebte Berta, es ist schon Mittwoch, und ich habe Dir seit Sonnabend nicht geschrieben. Ach, wenn ich Dir doch nun so schreiben könnte, was ich Dir alles schreiben mögte; sagen wollte ich Dir alles in einer halben Stunde, aber schreiben? Und die Zeit ist kurz. Nun vom Sonnabend hast Du noch von mir gehört. Am Sonnabend Abend erst schrieb ich mir meine wohl durchdachte Predigt auf, las sie dann am Sonntag früh noch einmal über, und bestieg so freudigen Muthes die Kanzel. Vor der Predigt ließ ich ein köstlich Lied singen aus dem Porstenschen Gesangbuche: „Meines Lebens beste Freude," und sang es in der erhobensten Stimmung, jedes Wort am Herzen empfindend, aus voller Brust mit. Gepredigt habe ich ohne alles Stocken, und so, daß mir die Tante W. und Louise R. nachher die Hand sehr warm drückten und sagten, meine Worte hätten sie recht erbaut, und der Oheim W. meinte auch, ich hätt' es gut gemacht ..."

Charlottenburg, den 28. November 1827.

.... „Am letzten Sonntag hat mich mal was sehr Schlimmes betroffen. Der Superintendent M. hatte mich bitten lassen,

*) Diese Erfahrung meinte er beim Halten der ersten dennoch gemacht zu haben; er schreibt darüber 1. Mai: ... „so ging ich denn tief bewegt zur Kirche, sang die Lieder mit der Gemeinde und predigte dann freudigen Muthes .... Aber so viel habe ich doch gemerkt, daß eine auswendig gelernte Predigt lange nicht die Kraft haben kann, als eine unmittelbar aus dem Herzen gesprochne, selbst wenn sie nicht so geordnet ist, als die gelernte." — Die Erfahrung lehrte ihn später, was zur Berichtigung dieser Bemerkung nöthig ist.

Nachmittag zu predigen, und ich that's gern. Weil ich aber meine Berliner Stunden nicht gern aufgeben wollte, ging ich den Sonnabend hinein, schlief die Nacht dort, und konnte nun doch nicht genug an meine Predigt denken. Zwar hatte ich schon die frühern Tage daran gedacht, aber noch zu wenig. So kam der Sonntag Nachmittag herbeigeflogen. Ich bat noch Gott zuvor recht innig, mich stark zu machen, aber ich hatte dem lieben Gott zu wenig das Meinige dazu gethan. Zwei Drittel der Predigt gingen ganz gut von Statten, als mir plötzlich die Gedanken wie abgeschnitten waren. Da mußt' ich lesen, und das konnte natürlich nicht recht warm geschehen. Mir ist's aber heilsam gewesen, und ich habe erkannt, daß Gott mehr Fleiß bei dergleichen von mir fordert. Mir that nur die Gemeinde wehe, denn ich stockte doch so, daß sie's merkte, und sprach auch nachher in ganz anderm Ton. — Erst war ich doch im Gemüthe gewaltig dadurch geschlagen, und es hat mir ordentlich was gekostet, mich wieder aufzurichten. Das macht aber das falsche Selbstvertrauen."

Wahrhaft rührend ist die Bescheidenheit, mit welcher er, nach so langer angestrengter Arbeit, nach so manchen, vor vielen andern genoßnen, Auszeichnungen, nicht allein seiner ersten theologischen Prüfung pro licentia entgegen ging, sondern auch das Zeugniß seiner Examinatoren mit lautem Danke entgegen nahm, welches viele an seiner Stelle mit Mißmuth erfüllt haben würde.

Nachdem er in seinem curriculum vitae über den Gang seiner Studien berichtet, schließt er dasselbe: „So erscheine ich denn jetzt im Gefühle meiner Schwäche vor meinen Examinatoren. Ich weiß, daß ich die mir von Gott verliehnen Kräfte genützt habe, aber mehr, als er hat haben wollen, kann ich nicht leisten. In seine Hand befehl' ich mich. Amen!"

Später schreibt er an seine Braut:

Berlin, den 22. Januar 1829.

... „Berta, ich habe recht guten Muth, und schreite zum Examen mit dem festen Glauben, Gott werde mir bei-

stehen. Ohne ihn hilft alles Wissen nichts. Dann habe ich das Bewußtsein, fleißig gewesen zu sein, und das nicht allein, sondern mein Fleiß hat mir in neuster Zeit, bauend auf dem frühern Fleiße, doch etwas geschafft, und ich habe wirklich von manchen Dingen eine sichre Kenntniß. Aber rühmen darf ich mich dessen doch nicht, denn wenn ich mich plötzlich und abgerissen auf eine Sache besinnen soll, wird's mir noch immer schwer."

Am folgenden Tage.

„Meine Berta, freudig gehe ich mit Gott und mit Dir zur Prüfung. Meine liebe Berta, Du bist mein und ich fühle es, Dein Geist ist bei mir."

Dein August.

„Am Abend. Meine Berta, ich bin vor kurzem heim gekommen und wurde gleich von Deinem lieben, lieben Briefe begrüßt. Ja, l. B., der HErr ist heut mit mir gewesen wunderbarlich, und wenn ich auch nicht excellirt und durch meine Kenntnisse Aufsehn erregt habe, so mein' ich die Sache doch grade nicht schlecht gemacht zu haben. Die Hauptsache ist mit heut überstanden, morgen ist schriftliches Examen und Katechisation in einer Schule. Da wird man also nicht durch Fragen gezwackt. Ein merkwürdiges Gefühl bleibt es immer, sich so ausfragen zu lassen, zumal da man im Augenblicke die bestimmteste Antwort bei der Hand haben soll, noch dazu in fremder Sprache ..."

Den 27. Januar 1829.

... „Du kannst Dir meine ungemeßne Freude denken, ich habe wirklich das Prädikat: „Gut bestanden" erhalten oder errungen. Für meine Predigt und Katechese erhielt ich noch besondre Elogen. *) Es kann einen doch bedeutend freuen, wenn man mehr erlangt, als man vorher so sicher erwartet, denn ich hatte ganz bestimmt nur auf ziemlich gut gerechnet, weil ich

*) Bei der folgenden Prüfung pro minist. erhielt er überhaupt die höhere Zensur.

meine Ungeſchicklichkeit kannte, wenn ich auf der Stelle und in fremder Sprache etwas auseinander ſetzen ſoll. Berta, ich bin noch ſo freudvoll, daß ich dem lieben Gott noch nicht einmal recht danken kann, und es iſt mir immer, als ſei es noch nicht wahr, aber es iſt wahr. Ach ja, ich danke Dir von ganzem Herzen, lieber Vater, und wünſche nichts, als daß ich Dir mein Leben ganz und gar hingeben mögte. O, erhalte Du mich doch immer auf Deinen Wegen und laß mich in Einfalt und Demuth Deinem Sohne, unſerm Heilande, nachgehen! — Liebe Berta, ich weiß, Du ſprichſt das ganz mit mir, und mir war's, als ich eben dieſe Worte niederſchrieb, nicht als ſchriebe ich ſie, ſie waren unmittelbar aus tiefer Bruſt zu ihm hingerichtet."

* * *

Doch vielleicht zu lange ſchon hätte ich den Leſer mit Darſtellung der wiſſenſchaftlichen Beziehungen eines Lebens aufgehalten, zu deſſen eigenthümlichem Lebensberufe ſich die Wiſſenſchaft, wie ſich nun ergab, nur als Mittel zum Zwecke verhielt: wenn nicht auch das wiſſenſchaftliche Leben Sybel's ſo ganz von dem durchdrungen erſchiene, was das Charakteriſtiſche ſeines harmoniſchen Gemüths- und Geiſteslebens war. Für die übrige Zeit ſeines Lebens mag aber der wiſſenſchaftlichen Beziehungen nur noch beiläufig gedacht werden. Er blieb ihnen, namentlich noch durch den ganzen folgenden Abſchnitt hindurch, mit großer Liebe ergeben, zog insbeſondere noch die ſchöne Litteratur des Vaterlandes in den Kreis ſeiner Studien, und widmete ihnen ſo viel Zeit, als er durch angeſtrengten Fleiß in ſeinem, bald arbeitvollen, Leben irgend erübrigen konnte, oder als höhere Berufspflichten ihm zu geſtatten ſchienen. In den letzten Jahren ſeines Lebens nahmen dieſe ſein Herz, ſeine Kraft und Zeit ſo ganz hin, daß er ſich größtentheils mit der praktiſchen Durchbildung der früher geſammelten Schätze begnügte, manche Lücke zu ſchließen ſuchte, deren dem jungen Pfarrer bei der heutigen Geſtalt unſrer akademiſchen Einrichtungen ſo viele zu ſchließen bleiben, und nächſtdem vorzüglich die kirchliche Litteratur im Auge behielt.

Begleiten wir Sybel nun in die übrigen Kreiſe ſeines äußeren und inneren Lebens, ſo ſehen wir in den häuslichen Kreis und den der Freunde noch die Geliebte ſeines Herzens treten. Doch wenn wir ſein, ganz für die Liebe geſchaffnes, Herz mit ſeltener Innigkeit der Geliebten hingegeben finden, ſo erweiterte und erhob dieſe reine Brautliebe ſein Herz nur noch mehr, Mutter, Geſchwiſter und Freunde mit der innigſten Liebe zu umfaſſen.

So erſtarkte er, die großentheils ſelbſtgeſchaffnen Leiden der Mutter mit großer Geduld und Liebe zu tragen, bis die Arme, nachdem ſie öfter in völlig unfreien Zuſtand der Seelenkrankheit verfallen, derſelben ganz erlag.

Selbſt dem weiteren verwandtſchaftlichen Kreiſe noch näher zu treten, gab das brautſchaftliche Verhältniß Veranlaſſung. Auch neue Befreundungen, zum Theil unter den eigenthümlichſten Verhältniſſen, führte es herbei, und es mußte zweifelhaft werden, ob die Freundſchaft oder die Liebe mächtiger war in ſeinem Herzen.

Die vaterländiſchen Beſtrebungen wurden nicht völlig abgebrochen, nahmen aber eine mehr univerſelle Richtung. So konnte auch die turneriſche Richtung nicht weiter den Mittelpunkt ſeines Lebens ausfüllen; indeß blieb ihm die Liebe und Pflege der Leibesübungen, und der entſprechende jugendfriſche Sinn, wenn auch in einen höheren Lebenskreis aufgenommen, bis an ſein Ende.

Durch verſchiedene, in den Kreis der Freunde eingetretene, junge Künſtler befreundete er ſich nicht allein dem Schönen und der Kunſt, welche, als die Baſis und die geiſtige Macht der Natur, ſeinem, aus dem Schönen gebornen, Geiſte ſo nahe liegen mußte, ſondern ging ſelbſt in eine gewiſſe äſthetiſirende Richtung ein, die damals viele Lebenskreiſe zu Berlin befing. Dieſe Richtung hat die Entwicklung ſeines höheren Geiſteslebens lange Zeit gehemmt, vielleicht ſelbſt gefährdet, wie der Verfaſſer wenigſtens damals befürchtete. Jene Richtung giebt jederzeit Zeugniß, wenn nicht gradezu der Schwächlichkeit ihrer Anhänger, ſo doch ihrer Befangenheit in einer niederen Lebensſphäre. Wo das Schöne in ſeiner Wahrheit,

alſo in der Harmonie des Guten und Wahren, als deſſen und des Göttlichen eigenthümliche Erſcheinungsform erkannt wird, da wird es für ſich und ſeine Prieſterinn, die Kunſt, dieſe hochgeborne Schweſter der Natur und des Geiſtes, begeiſtern, aber damit nie aus der, ebenſo geſchloßnen als freien, Harmonie des Glaubenslebens heraustreten. Vielmehr wird die Kunſt, als die zeitliche Darſtellungsform der Bildungen der Idee des Schönen, ihre Wahrheit nur in der Verbindung mit der Religion ſuchen und finden, da dieſe die alles umfaſſende, und ſo auch die Idee des Schönen begründende, Idee Gottes und ſeines Reiches zum Inhalt hat. Vor allem kann die chriſtliche Kunſt nur in der innigſten Einheit mit der geoffenbarten Wahrheit beſtehen. Ja indem in dieſer die Idee Gottes und ſeines Reiches ihren ewigen Ausdruck gefunden, und das Glaubensleben, auch des chriſtlichen Künſtlers und Kunſtfreundes, hierin wurzelt, von hieraus, als dem Mittelpunkte ſeines in Gott und dem Heiligen gegründeten Geiſteslebens, ihm Licht, Richtung und Maß für alle ſeine Thätigkeit entſpringt: ſo wird namentlich auch ſeine künſtleriſche, freie oder Berufsthätigkeit in der Religion der Wahrheit ſich normirt, in der Harmonie mit ihr auch ihre Wahrheit, ihres Gedeihens Bürgſchaft finden.

Von dieſem Standpunkte war jene äſthetiſirende Richtung fern. Die mehr äußerlich erfaßte Idee des Schönen war ihr wohl die höhere; ſo blieb in dieſem Kreiſe für die Richtung, welche das Herz über ſich ſelbſt, über die Sünde, zu dem Grunde ſeines Lebens und Gedeihens erhebt, nur die zweite Stelle übrig: die Entwicklung des chriſtlich-religiöſen Lebens konnte ſich hier nicht in ſeiner Kraft und Wahrheit entfalten.

Sybel nun, wie innig auch in ſeiner natürlichen, der Gnade zugewandten Frömmigkeit, hatte noch nicht die Höhe des mit Bewußtſein in der Wahrheit der Kirche gegründeten Lebens erreicht, als jene Richtung ihn berührte. Der ſchmeichelnde Schein des Schönen täuſchte ihn um ſo eher, als das Schöne in ſeiner Wahrheit ja auch dem Guten und Heiligen nicht widerſpricht — und ihm auch dieſe äſthetiſirende Rich-

tung mit dem Ernſt des chriſtlichen Glaubenslebens wohl vereinbar ſchien.

Als es ſpäter der Gnade gefiel, Sybel auf jene Höhe des Glaubenslebens zu erheben, trat jene gefährliche Richtung von ſelbſt zurück. Das Schöne konnte ihm nun nicht mehr den Grundton in der Harmonie der göttlichen Ideen bilden, Jeſus Chriſtus, und die von ihm ausgehenden, allumfaſſenden Ströme des Lebens, mußten dieſe erſte Stelle einnehmen. Wenn aber in den ſpäteren Abſchnitten ſeines Lebens das Schöne, wenigſtens als abſtract Schönes, faſt zu ſehr in den Hintergrund zu treten ſchien: ſo wird ſich, hoffe ich, der Leſer überzeugen, daß dem Vollendeten nur eine längere Dauer des zeitlichen Lebens, vielleicht auch nur günſtigere Lebensumſtände hätten beſchieden ſein dürfen, um jene, einſtweilen zurückgetretene, Idee in chriſtliche Verklärung wieder aufgehen zu ſehen.

Doch, des Geſagten ungeachtet, werden wir nun die Liebe Sybel's zu Natur und Poeſie, überhaupt ſein Geiſtes- und Gemüthsleben, in dieſem Abſchnitte noch die mannichfachſten Blüten entfalten ſehen. Ja, auch ſeine ſittlich-religiöſe Richtung wird, in den Anfängen ſeines amtlichen und häuslichen Lebens, uns viele erquickliche Zeugniſſe geben.

Ich gedenke nun, die hiermit ſchon im allgemeinen angedeuteten, weiteren Lebensverhältniſſe Sybel's nicht in ſtrenger Abſonderung darzulegen. Die ſeine Geſchichte durch dieſen ganzen Abſchnitt hin, faſt von Tag zu Tag begleitenden, Briefe deſſelben geben uns ein zuſammenhangendes Bild ſeines Lebens und ſeiner Entwicklung in dieſer Zeit. Ich beſchränke mich daher auf die nicht leichte Mühe, einige der ſchönſten ſeiner brieflichen Mittheilungen auszuwählen, ſie mit den gleichzeitigen Dichtungen zu verflechten, und ſo dem Leſer den ferneren freien Blick in dieſes ſchöne Leben zu eröffnen.

Hierbei gedenke ich die Zeitfolge im allgemeinen feſtzuhalten, nur, wo es geeignet ſcheint, das Gleichartige überſichtlich zu verbinden, und mit etwa angemeßnen Bemerkungen zu begleiten.

* * *

Aus dem ersten akademischen Jahre 1824—1825 zu Bonn.

Ober-Eisen (auf der Reise nach Bonn)
3. Oct. 1824.

Geliebte Berta!

„Wiewohl es mein Vorsatz war, Dir erst von Erfurt aus zu schreiben, so spähete ich doch gestern schon den ganzen Tag nach einem Augenblick, wo ich Dir durch Schrift zeigen könnte, wie ich Deiner gedenke, und wie mich Dein Bild durch alle Thäler, über alle Berge begleite. Doch gestern wollte sich kein Augenblick finden, und rastlos ging es weiter. Jetzt ist es drei Uhr Morgens, und da ich mich schon früh auf mein Strohlager gestreckt, konnte ich nicht länger schlafen, und nun, l. B., gehöre ich Dir eine Stunde.

... Du willst, daß ich ganz offen gegen Dich sei, so theile ich Dir denn auch ganz offen mit, was ich gestern gedacht, als ich mir das Bild des letzten Abends, der uns so innig vereinigte, und namentlich den Augenblick zurückrief, als ich Dir meine Gedichte vorlas:

Ich dachte also: „Du hast in Deinen Gedichten Deiner Berta viel Lob gesagt, ihr Inneres und Aeußeres hast Du in poetischem-Lichte angeschaut; die Poesie idealisirt, und diese idealen Anschauungen hast Du Deiner Berta mitgetheilt."

Sieh', Berta, indem ich so dachte, fiel mir unwillkürlich die Schwäche des menschlichen Herzens ein; und auch Dein Herz ist gewiß schwach, wie rein es auch sein mag. Darin aber ist das weibliche Herz noch schwächer, als das der Männer, daß die weiblichen Herzen für Lob, besonders was leibliche Schönheit betrifft, empfänglicher sind, und leichter dadurch zur Eitelkeit verleitet werden. Wenn aber das Lob schon in prosaischer Rede dem Herzen gefährlich werden kann, wie muß die Poesie, die sich so süß in die Herzen hineintönt, erst verderblich werden können!

Dir, geliebtes Mädchen, mögte ich nun nicht Versuchung zur Sünde geben. Darum höre meine Gedanken hierüber. Die Poesie schaut ursprünglich die Wirklichkeit an, doch erhebt sie zugleich ihren Gegenstand zum Ideal. Schaue ich nun einen Men-

ſchen mit poetiſchem Gefühle an, ſo erhebe ich ſein wirkliches, gegenwärtiges Sein zu einem idealen, und theile ich ihm dieſe ideale Anſchauung ſeines Weſens mit, ſo ſtelle ich ihm ein Bild vor die Seele, zu dem ſich ſein gegenwärtiges Weſen, in welchem die Keime des idealen ruhen, erheben kann, ohne es noch erreicht zu haben. So habe ich Dir, gel. B., die ideale Anſchauung Deines Weſens mitgetheilt, und denke, Du werdeſt Dich dadurch begeiſtern laſſen, Deinem Ideale immer näher zu treten."

Schon der erſte Brief, den Sybel aus Bonn an die Braut richtete, läßt einen Blick in das lieblich ſchöne Gemüthsleben thun, welches oben bereits bezeichnet wurde. Ich theile einige Stellen daraus mit:

B., d. 19. Okt. 1824.

Geliebte Berta!

„So will ich denn mit dem heutigen Abende das innige Band unſerer Seelen durch ſchriftliche Mittheilung noch feſter zu ſchließen beginnen. Ich gedenke nämlich, wo es mir nur irgend möglich iſt, täglich an Dich zu ſchreiben, und Dich in innigen Zuſammenhang mit meinem Leben zu ſetzen, damit ſich auf dieſe Weiſe die heil. Gemeinſchaft, in die ja unſere Seelen durch das eheliche Bündniß zu treten ſich ſehnen, ſchon jetzt vorbereite; ſo daß Dein Herz mehr und mehr der Spiegel meines Herzens, und mein Herz der Spiegel des Deinen werde. O, Berta, welch' Entzücken erfaßt mich, wenn ich daran gedenke, mit Deiner Seele mich ſo zu verknüpfen!

Bei dieſen Mittheilungen meine ich nun ganz einfach zu Werke gehen zu müſſen, zwar nicht reine Aeußerlichkeiten, aber doch Aeußeres Dir darzubringen, in denen ſich das Innere abſpiegelt; wo ich ſtrauchle, wo ich falle, wo ich kämpfe, wo ich ſiege, das alles ſollſt Du wiſſen, damit Dir mein Leben vor Augen ſtehe, und Du ſagen mögeſt: „Ich kenne meinen Auguſt ganz." Recht offen, l. B., will ich ſein; ich mögte ein Fenſterlein vor dem Herzen tragen, und Dich hineinſchauen laſſen.*) Sei Du nun aber, liebes Kind, über mich

*) Der liebe Leſer wird leicht erkennen, daß die Auszeichnung von dergleichen Stellen nur von mir herrührt. Der Verf.

auch recht offen gegen mich, und wo ich Dir mißfalle, schreibe es mir recht klar, und ermahne mich fleißig, mich zu bessern; denn das Ermahnen thut dem Menschen sehr wohl. O ich denke durch Dich, wie Dich meine Mutter so schön nennt, meinen Schutzgeist, viel, viel besser zu werden, als ich bin; denn ich bin nicht so gut, als Du denkst, freue mich aber recht innig darauf, mit Gottes Hülfe durch Dich noch so zu werden.

.... Heut Abend war ich bei Prof. S. zum Thee, er hat eine bescheidne und wohl liebenswürdige Frau. Als er sie „l. B." rief, o wie wurde mir da wohl und weh' um's Herz, und ich dachte, daß ich doch auch meiner Lieben „l. B." zurufen könnte, daß sie es hörte. Nun ich thu' es also: Liebe Berta, schlaf' wohl!"

B., 20. Okt. 1824.

„Mit schon ganz schlaftrunknen Augen komme ich heut' noch zu Dir. Den heutigen Tag verlebte ich größtentheils unter Besorgungen. Als es schummrig geworden, ging ich allein an das Ufer des Rheins, der wenige Schritt vor meinem Hause, welches das erste am Thore ist, einherströmt. Es herrschte eine schöne Stille, und nur des Stromes Rauschen tönte in die Ruhe. Berta, der Tag war unruhvoll gewesen, diese Augenblicke der Ruhe aber, wo ich über den klaren Spiegel des Stromes hinweg nach Berlin schaute, waren ganz Dir geweiht. Die heilige Stille erregte auch Gefühle der Andacht in mir, ich mußte die Hände falten und bitten: HErr, der Du auch über diesen Wassern waltest, sei Du mit mir und all' den Meinen! .... Schlaf' nun wohl, recht wohl!"

Den 23. Okt.

... „Heut hab' ich einen schönen Tag verlebt, schön durch die öftere innige Gemeinschaft mit Dir, meine Berta! Ich las am Nachmittage die kleine Schrift von Jean Paul: „Ueber das Immergrün unsrer Gefühle," und schaute das Immergrün unsrer Liebe in meinem Geiste. Berta, ist es nicht unendlich schön gesagt: nur ein enges Herz wächst nicht, aber ein weites

wird größer; jenes verengen die Jahre, dieses dehnen sie aus. — Laß uns ein weites Herz haben; Berta, o wir haben es! Es wächst die Liebe in unserem Gemüthe, sie wird zur Knospe, die Knospe entfaltet sich, und in ewigem Glanze prangt die Blume." —

Den 27. Okt.

„Wiewohl mir der heutige Tag dadurch, daß meine langersehnten Sachen hier eintrafen, freudig ward, so war er in sittlicher Hinsicht unbefriedigend. Das Auspacken und Einräumen der Sachen zerstreute mich zu sehr, der Geist blieb nicht gesammelt genug für die nachfolgende Arbeit. Darnach aber sollen wir streben, daß der Geist unter allem Wechsel des Aeußern unwandelbar, fest und frei sich bewahre. Mich nun beherrschen die äußeren Dinge, und ich mußte bei der Arbeit die größeste Kraft anwenden, mich an den wissenschaftlichen Gegenstand, der mich einmal beschäftigte, zu fesseln. Endlich sammelte dieser Gegenstand mich selbst, die Auslegung der Heil. Schrift. Wie sehr spricht dieses neue Studium mich an! O, es ist herrlich, sich in die Tiefen unsrer göttlichen Religion einführen lassen, und auf jedem Tritte, den man vorwärts thut, die Liebe Gottes in ihrer Ueberschwänglichkeit immer reiner zu erkennen."

Den 28. Okt.

... „Aber Berta, sei Du nun auch recht aufmerksam auf mich, und ermahne mich immer zum Guten. Sieh', ich glaube wohl, daß ich in den Briefen, wiewohl ich so offen bin gegen Dich, doch weit besser erscheine, als ich wirklich bin. Es giebt so viele kleine Fehler, so viele unsittliche Stimmungen, die unbedeutend scheinen, die sich gar nicht in Worte fassen lassen, aber doch vor Gott Unrecht und Sünde sind; ja es giebt so viel Sünden, die wir selbst nicht einmal an uns kennen. Sieh', B., davon kann ich Dir nun natürlich nichts schreiben, aber Du mußt ja recht aufmerksam auf mich sein, und wo Du etwas bemerkst, es rügen; ich werde dann alles reiflich erwägen,

was Du mir ſagſt, und je mehr Tadelnswerthes Du an mir findeſt, um ſo lieber will ich Dich haben, denn ſo weiß ich gewiß, daß Du mich recht wahrhaft liebſt, denn für Fehler hat nur wahre Liebe Auge und Wort. — Was Du vielleicht noch nicht an mir bemerkt haſt, aber doch gewiß der Fall iſt, ich bin ſehr eitel, und das iſt ſogar mein Hauptfehler. Ich komme mir oft gewaltig vortrefflich vor, und gefalle mir ſelbſt, bis ich dann durch Erkenntniß meiner großen Schwäche wieder zur Demuth komme. Wenn ich ſo mit Anderen mich unterrede, und fühle, daß ich ſie überſehe, ſo kann ich gar ſehr eitel ſein, und im Augenblicke ganz abkommen von den guten Vorſätzen, die ich gefaßt habe. Wenn ich es dann merke, ſo thut es mir recht wehe; oft ſogar aber iſt dieſes Reugefühl noch nicht das ganz wahre, und ich werde wieder darauf eitel, daß ich Reue fühlen kann — und ſo plagt mich dieſer Feind gewaltig. Wenn ich nun in Berlin mit Dir vereint war, dann ſchlummerten dieſe böſen Triebe, und mein Weſen ging auf in das Deine; hier aber iſt dieſer Feind ſchon wieder einmal hervorgetreten; doch hoffe ich ihn mit Gottes Hülfe ganz zu beſiegen — und ſo viel Du mir darin beiſtehen kannſt, thue es ..."

Lange hatte der Vollendete dieſen Kampf gegen einen Feind zu kämpfen, der eine ſo große Zahl von Menſchen, ſelbſt von Edleren, am Seile führt, ohne daß ſie dieſen giftigen Krebs an ihrem innerſten Seelenleben nagen fühlen. Sybel kämpfte ernſt und fromm, doch gelang der Sieg ihm erſt in ſpäterer Zeit, wo er mehr noch dem Schilde des Glaubens vertrauen lernte, als dem Arme, der ihn ſo kräftig führte; wo er, ohne den Ernſt des Kampfes aufzugeben, doch ſeinen Blick mehr noch auf den dornengekrönten Feldherrn richtete, dem alle Feinde zu Füßen liegen müſſen,*) als allein auf dieſe Feinde. Was aber dieſen tief innerlichen Gemüthskampf Sybel's ſo anziehend macht, iſt, daß wir ihn hier von einem ſo lebensfriſchen, frei und kräftig nach außen hervortretenden Jünglinge geführt ſehen. Es mögen hier ſogleich noch einige gleichartige Mittheilungen eine Stelle finden.

*) 1 Kor. 15, 25. 1 Joh. 3, 5. 8. 1 Joh. 4, 4.

Bonn, den 15. Novbr. 1824.

Geliebte Berta!

„Die Briefe an Dich und meine Lieben sind heute abgegangen, ich verfolge sie in Gedanken, bis sie bei Dir sind. Heute Abend war ich zum Professor Lücke geladen, da bin ich erst spät zu Haus gekommen, aber eine gute Nacht will ich Dir doch noch sagen und Dir noch mittheilen, was mir auf dem Herzen liegt. Sieh', ich höre mich oft in Gesellschaft gern sprechen, das habe ich auch heut wieder gethan, und das thut mir weh. Ich bemerkte es, daß mich diese Eitelkeit beschlich, und da verbot ich mir den Mund, und sprach nur, wenn es nöthig war. Ja Berta, Dein August ist oft eitel, doch es thut ihm gewiß recht innig leid, wenn er es gewesen ist, wenn er sich mit beschämtem Blick Dir nahen, und Dir seinen Fehler in Betrübniß über sich selbst bekennen muß. Doch solch' Bekenntniß thut auch wohl, es macht den Willen, sich zu bessern, fester und immer fester. — Gott sei mit uns, meine liebe Berta!"

D. 10. Februar 1825.

... „Ich habe mich in den letzten Tagen und auch heute noch kräftiger, freudiger und ernster gefühlt, als in der Zeit, welche dieser vorherging, dennoch konnte ich heut die Eitelkeit nicht zurückdrängen und wurde einige Augenblicke von ihr besiegt, als sie mich trieb, über einen wissenschaftlichen Gegenstand mich selbstgefällig zu äußern, indem ich mir einmal selbst sagte: ei, das weißt Du ja gar schön, und mich dann auch bemühte, durch das Aussprechen andern mein Wissen auf solche Art vorzutragen, daß sie eine große Meinung von mir bekommen sollten. Mein lieber B., der gegenwärtig war, machte mich nachher darauf aufmerksam; er gab mir nur leise Winke; aber ich verstand sie und muß ihm, wenn ich mich ernst prüfe, Recht geben. Man hat sich besonders, wenn man einst als Lehrer des Volks auftreten will, wo diese Eitelkeit am mehrsten Stoff erhält, sehr dagegen zu waffnen. Wie nichtig, wie jämmerlich ist es, so seines eitlen Ruhmes wegen den Mund zu öffnen; ob ich nun auf diese versteckte oder auf offnere Weise selbst mein Lob verkündige, ist es nicht an sich gleich niedrig? Wiewohl jenes erstre

gewiß noch weit verwerflicher ist, da das letztere größtentheils nur aus Dummheit, jenes aber aus innerer Verderbheit geschieht.

Berta, strebe doch besonders darnach, solchem Keime der Eitelkeit in Deinen Kindlein die Nahrung zu entziehen, denn gewöhnlich sucht man den Ehrtrieb in den Kindern zu wecken und durch diesen sie von allem übrigen Bösen abzuhalten. Aber wie schrecklich; sie werden dann nur gut um ihrer selbst willen, da sie doch allein um der Liebe Gottes willen das Gute thun, das Böse fliehen sollten. — Mein Herz, geliebte B., ist noch so voll, aber es ist schon zu spät geworden, als daß ich ihm Folge leisten könnte. Gute Nacht!"

B., den 2. Novbr. 1824.

.... „Vor allem, l. B., ist mir die Stelle Deines Briefes werth, wo Du mir so schön erklärst, daß Du nicht eitel werden könnest, wenn ich Dich lobe. Und sieh', m. B., so finde ich auch, daß ich nicht eitel werde durch Dein Lob, ja je höher Du mich stellst, desto demüthiger erkenne ich meine Schwäche, und desto eifriger strebe ich dem schönen Ziele nach, das Du durch Deine Worte mir vorsteckst. Dann denke ich immer: „Für so vortrefflich hält Dich Deine B., in dieser Gestalt kann sie Dich nur lieben, wie stehst Du diesem Ziele noch so fern, was hast Du demnach noch zu erstreben. Ja, meine liebe B., bis jetzt kannst Du den wirklichen Augyst noch nicht lieben, Du liebst sein Ideal, aber ich will auch mit ganzer Kraft und mit Gebet darnach ringen, daß ich die Vollkommenheit erreiche, die Deiner Liebe werth ist. O, und doch ist es wahr, daß Dein Herz für mich, als den von allen Menschen geliebtesten schlägt! daß ich hintreten, und aller Welt verkünden könnte: Höret, freut euch mit mir, meine B., meine B. ist mein! ...."

* * *

Den 4. Novbr. 1824.

.... „Der Mond schien heut Abend in mein Fenster, ich dachte Dein und sah den Mond an. Da kam mir das Lied vom Mondschein, das ich neulich nach Berlin geschrieben, in den Sinn, und ich mußte auch ein Mondscheingedicht singen:

Du lieber, guter Mondenschein
Steigst mir so still in's Fenster ein;
Sag', hast Du einen Gruß für mich,
Von meiner Berta? Mond, o sprich!

„Weil Du mir's Zimmer nicht verschließ'st,
Und mich so freundlich hier begrüß'st,
So will ich gern Dir Rede steh'n,
Und künden Dir, was ich geseh'n.

Denn Lieber, was Dein Mädchen spricht,
Und ob sie grüßt, versteh' ich nicht,
Doch seh' ich sie gar ofte steh'n,
Und zu mir Mond herüber seh'n.

Sie schaut so lieblich zu mir auf,
Wirft selber Küsse mir herauf,
Wußt' erst nicht, wem das alles galt,
Wär' selber eitel worden bald.

Doch jetzt versteh' ich erst durch Dich,
Was in dem Mädchen reget sich,
Sie meint, ich spiegle Deinen Blick,
Siehst Du mich an, zu ihr zurück.

Nun hör', ich will gefällig sein
Dir und dem holden Liebchen Dein:
Ich biet' Euch meinen Abendschein
Zum unbemerkten Stelldichein."

Den 6. Novbr. 1824.

„Eben so glücklich und guter Dinge, als gestern Abend komme ich heut zu Dir, doch wenn Du mir nicht böse wirst nur auf kurze Zeit; es ist spät geworden und mein Zimmer so kalt, daß ich klamme Finger habe. Heut früh, noch eh' ich mich den Armen des süßen Schlummers ganz entriß, dacht' ich lebhaft Dein, die Gedanken wurden mir zu Tönen, die ich Dir nun mittheile:

Ach solch' ein Liebchen haben,
Ihr ewig nahe sein:
Wer kann in Eden's Garten
Glückseliger noch sein?

Wie denk' ich gern zurücke
An jene Wonnezeit,
Wo ich in Liebchens Nähe,
Und nicht, wie jetzt so weit.

Wenn mit den lieben Armen
Sie züchtig mich umschlang,
Wie's dann im Mannesbusen
So süß und lieblich klang!

Wenn sie die holde Lippe
Mir drückte auf die Wang',
Vor Wonne fast das Herze
Mir aus der Kammer sprang.

Wenn ich das Mädchen wieder
An meine Brust gedrückt,
Wie tief hat dann ihr Auge
Mir in die Seel' geblickt.

Dann wußten wir es beide,
Daß Liebe ewig glüht,
Daß diese schöne Blume
Im Himmel wieder blüht;

Daß selbst die weite Ferne
Nicht ihre Farben bleicht,
Und über Berge, Thäler,
Des Herzens Sehnen reicht.

So wechselten die Zeugnisse tiefen Ernstes und seines Bruders, des gemüthlichen Scherzes; und es färbten sich an seinem Lebensbaume bald die Knospen der süßesten Brautliebe, bald jene der heiligsten Liebe zu dem himmlischen Bräutigam. Rührend aber erscheinen die Züge der vorbereitenden Gnade, wenn wir den Jüngling oft, mitten aus der Fülle der Jugendlust und Kraft heraus, das Herz nach oben erheben, sich den Tod und die Ewigkeit vergegenwärtigen sehen. Später wurde ihm der Hinblick in das Vaterland der Kinder Gottes immer mehr eine süße Gewohnheit, aber dieß belebte nur seinen Eifer, freudig in der Zeit zu wirken, sich und seinem Lebenskreise in dieser einen sichern Uebergang zu der Ewigkeit zu bahnen.

Mit welchem Erstaunen indeß die liebende Braut, oder die Mutter, Stellen, wie die folgenden, lasen, mag der Leser leicht ermessen.

Am 21. Novbr. 1824.

„Heute wurde hier, als am letzten Sonntage im kirchlichen Jahre, das Todtenfest gefeiert. Ich hörte eine sehr gelehrte, aber zugleich das Gefühl erregende, Predigt vom Prof. Nitsch über das Thema: Wie das Gedächtniß unsrer geliebten Entschlafnen in Zusammenhang stehe mit dem Gedächtniß Jesu. Hier zeigte er erstens: daß das Gedächtniß unsrer geliebten Todten, weil wir durch ihren Tod den höchsten irdischen Genuß, den der Freundschaft, eingebüßt, unser Herz für bloß irdische Genüsse verschließen, und um so mehr dem himmlischen Genusse der Freundschaft mit Jesu eröffnen müsse. Zweitens, daß die Liebe für Christus uns wieder in innigeren Zusammenhang setze mit den geliebten Entschlafnen, die ja nun in jenem Leben, je treuer wir uns dem Leben in Christo hingaben, auch um so fester mit ihnen vereinigt lebten. Diese Predigt nahm mich nun auch in Beziehung auf Dich, geliebtes Leben, sehr in Anspruch. Ich mußte an meine und Deine Sterblichkeit denken, und B., wie traurig uns dieser Gedanke auch sein mag, scheuen dürfen wir ihn nicht. Man muß im Leben auf alles gefaßt sein, was der HErr schicken könnte, und auch auf die Trennung durch den Tod. B., frage Dich einmal, ob Du auch ganz ergeben in Gottes Willen Dich finden würdest, wenn er mich früher abrufen sollte, als wir es beide wünschen. Mir schwinden fast, geliebte Seele, indem ich dieses schreibe, die Gedanken, aber als wahre Christen, würden wir uns doch demüthig dem Rathschluß Gottes unterwerfen. Ich hörte noch heut zufällig von einer Braut, deren Bräutigam gestorben, und die aus Gram darüber ihre Gesundheit fast aufgerieben. Nein, B., das dürftest Du nicht thun, dann könnte ich ja nicht freudig zu Dir hernieder steigen, und Dich mit liebendem Geiste umschweben, wenn Du nicht freudig zu mir aufblicktest und mich freudig aufnähmst. Ach, B., es ist ein seliges Geheimniß um das wahre Christenthum, siehe, selbst der höchste Schmerz, den es auf Erden giebt, der um den Verlust des geliebtesten Wesens,

wird durch das Chriſtenthum nicht allein geheiligt, er wird umgeſtaltet in eine heilige Freude, in die, mit einer ſeligen Seele in innigſter Gemeinſchaft dem Heilande zu dienen, und das iſt ja das eine, was allein unvergänglich und ewig iſt, wozu ſich die ganze Schöpfung mehr und mehr hin entwickelt. Auch nach dem Tode ſind die Seelen, die ſich liebten, Eins, Eins in der Liebe zu Chriſto, o ſo mögen wir dieſe dann feſthalten und ſie um alle Güter der Erde nicht hingeben."

Den 7. Januar 1825.

... „Nur zwei Knospen, Berta, neigen wir uns hier zu einander in Liebe; dort als blühende Kelche in himmliſchem Dufte. Nun geh' ich ſchlafen; B., wie wir ſchlafen gehen und morgen, wenn die Sonne ſich glühend über die Berge erhebt, von ihrem Glanze geweckt werden, ſo gehen wir einſt ſterben, und es weckt uns nur die Sonne der Auferſtehung. Berta, welch' ein Glanz wird das ſein!"

Nach einer Ferienreiſe im Frühjahr 1825 erzählt er der Braut, wie ihn der Anblick einer trauernden Wittwe, der Prof. S. zu Detmold erhoben:

... „Berta, die Frau trug, eine hohe Dulderinn, ihren Schmerz, ſo trug ſie ihn, daß mich ihr Anblick erhob, aber wie ſie ſelbſt, ſo fühlten auch wir Fremde in jedem Augenblick, was ſie verloren. Gewiß, ſie war im Geiſt bei ihrem Gatten, aber die Augen füllten ſich mit milden Thränen, daß ſie ihn nicht erblickten. Wie wünſchte ich da, Dich, meine Berta, zu dieſer Frau führen zu können, damit Du ſie ſäheſt, wie ich ſie ſahe, damit Du Dich an ihr erbauteſt, wie ich mich erbaute. Der Gedanke ergriff mich wieder, wie wir beide es ertragen würden, wenn Gott uns ſo ſchiede? Aber B., mein Innres ſagte mir ſo laut: Deine B. würde es eben ſo zu tragen wiſſen, wie dieſe Frau. Berta, nicht wahr: Wie der HErr will?"

* * *

Den 14. Novbr. 1824.

... „Des Sonntags bin ich ganz beſonders bei Dir, da ruft mich nicht eine ſo beſtimmte Arbeit, ich gebe mich mehr

den göttlichen Gedanken hin, und die führen mich unmittelbar auch zu Dir; denn ich weiß immer, so denkt und fühlt m. B. gewiß auch. Wie iſt es doch ſo unendlich ſchön, wenn zwei Herzen in gleichen Akkorden ſich bewegen, wie unſre Herzen es thun, liebes Kind. Zwei Hände vollbringen mehr, als eine, und ſo zwei Seelen, in vereinter Kraft gen Himmel ſchwebend, werden durch verdoppelten Flügelſchlag gewiß eher die Sonne erreichen, als die einſam wandelnde. — So eben las ich wieder in dem Evangelium Johannis, und zwar das ſchöne Kapitel vom Nicodemus. Da heißt es: Wer nicht von neuem geboren wird, der kann nicht in das Himmelreich kommen. So laß uns denn alle Tage neu geboren werden, l. B., laß uns alle Tage aus dem Geiſt geboren werden, ablegen, was da nicht geiſtig und ewig in uns iſt ..."

Den 15. Novbr. 1824.

.... „Berta, in welches neue Lebensverhältniß Du nun auch tritſt, ergreife es mit rechtem Ernſte, und erfaſſe es in allen ſeinen Theilen. Man muß ſich jeder Sache ganz hingeben, nichts halb betreiben, drum ſieh' Dich vor, daß Du nicht in ein Verhältniß tritſt, das mehr verlangt von Dir, als Du zu leiſten im Stande biſt. Prüfe Deine Kraft, und erkläre dann, was Du ganz leiſten willſt, und höre, nur nie etwas mit halber Seele betrieben, das giebt dem Menſchen eine Unhaltbarkeit, und raubt ihm die Seelenruhe, nach der wir doch ringen ſollen. Wo Du Kinder zu erziehen haſt, ſuche ſie ganz in ihrer Eigenthümlichkeit zu erforſchen, und dämpfe den eigenthümlichen Geiſt nicht. Es heißt ſchon in der Schrift: „Dämpfet den Geiſt nicht!" Ich meine, die Freiheit iſt zu allen Dingen nütz', nur muß ſie nicht mit Zügelloſigkeit verwechſelt werden. Und dann, m. B., geh' recht unbefangen und klar durch's Leben."

Mein Jeſu, bleibe bei mir.

O Du mein liebſter Jeſu,
Verlaß Dein Kindlein nicht,
Schein' ewig mir im Herzen
Mit Deinem ſüßen Licht.

Du warst mein treuer Hirte,
Dein treues Lämmlein ich,
Und ach das Lämmlein freute
Auf Deinen Auen sich.

So gieb ihm ferner Weide,
Und reich' ihm Deinen Quell,
Es töne seinem Ohre
Des Hirten Stimme hell.

Ja Hirte, komm' und führe,
Dein Lämmlein folget gern,
Weiß, wenn es selber suchet,
Die Weide bleibet fern!

23. Novbr. 1824.

Gebet.

Laß, Vater, Du mein still Gebet
Zu Deinem Himmel dringen,
Und schenke dem, was es erfleht,
Ein seliges Gelingen.
Du bist ein guter Vater mir,
D'rum fleh' ich als Dein Kind zu Dir.

Ich bitte, Vater, laß Dein Kind
In rechter Demuth wandeln,
Doch sei's voll Kraft und stark gesinnt,
Wenn's gilt, für Dich zu handeln,
Dann führ' Dein Wille himmelan
Durch alle Welt auf Deiner Bahn.

Ja heil'ge Kraft erfülle mich,
Auf Erden nicht geboren;
Wenn diese Welt auch beuget mich,
Ist nicht der Sieg verloren;

Du Tochter aus dem Himmelszelt,
Trägſt ſiegend mich in jene Welt.

28. Novbr. 1824.

B., den 12. Dezember 1824.

„So eben habe ich mir die herrliche Predigt Schleiermacher's geleſen über die Worte: Simon Johanna, haſt Du mich lieb? und habe tief empfunden, wie mir noch ſo unendlich viel fehlt von der wahrhaften Liebe zu Chriſto, die da nichts thun will, als um Chriſti willen und in Chriſto. B., wie viel thun wir doch noch bloß um unſertwillen und vergeſſen Chriſtum dabei. Und dennoch können wir, ohne deshalb zu frömmeln, alles, alles auf ihn beziehen und ſollen es. Ich fühle es, B., wie fern dieſes Beſtreben, alles in Chriſto zu thun, von der Frömmelei iſt, wiewohl ſie ſich leicht hinein ſchleichen kann. Davor müſſen wir uns aber auch hüten, indem wir uns vorſtellen, daß das Weſen Chriſti nicht geiſtig gebeugt und trübſinnig war, müſſen im Gegentheil mit hohem Muthe und Freudigkeit durch das Leben gehen, ſo daß ſich in allem das Licht offenbart, das wir durch Chriſtum empfangen haben ..."

15. Dez. 1824.

... „Zuweilen habe ich, gel. B., mir ſchon gedacht, daß es doch wohl unrecht ſei, wenn ich mich ſo ſehr nach Dir ſehne, aber heut habe ich mich ganz beruhigt, da ich geleſen, daß der Apoſtel Paulus an die Philipper ſchreibt: Gott iſt mein Zeuge, wie mich nach euch verlanget von Herzensgrund in Chriſto Jeſu. Ja, ſo verlanget mich auch, bei Dir zu ſein. Heute nun erfaßte mich auch wieder eine recht innige Sehnſucht, da holt' ich Deine Briefe hervor und las mir wieder den erſten, den Du mir nach Erfurt geſchrieben. Und als ich ihn geleſen und mich bis in's Innerſte wieder gefreut hatte, als wär' er mir ganz neu in die Hände gekommen, da wurden mir die Gedanken des Briefes zum Gedicht und ich machte in Deiner Seele ein Gedicht an mich. So höre alſo Dein Gedicht:

Verta an mich.

Als Deine Lieben traulich Dich umstanden,
Dir Abschiedskuß und Lebewohl zu bringen,
Enthob mein Geist sich seiner ird'schen Banden
Und eilte zu Dir, auf der Liebe Schwingen.

So hat mein Gruß mit jenen sich verbunden,
Mein Lebewohl, im Traum Dir nachgesendet,
Hat Dich, Geliebter, sicher auch gefunden,
Es folgt Dir nach, wohin Dein Fuß sich wendet.

Ich zage nicht, daß er Dich weit entführe,
Blüht doch Dein Trost mir ewig in dem Herzen:
Daß ein Gebet den Vater droben rühre.
Ich bet' für Dich, das heilet alle Schmerzen.

Ich bete, daß der HErr Dich möge leiten,
Wenn Du auf fernen, fernen Bergen weilest,
Und daß Dein frommer Sinn Dich mög' begleiten,
Wenn Du zurück einst zu der Trauten eilest.

Sie steht daheim vor ihrer Myrthenblüte,
Und pflegt das Bäumchen mit so treuem Sinne,
Dein Bild scheint dann so licht ihr im Gemüthe.
O, weißt Du, was sie bei der Myrthe sinne?"

Den 17. Dez. 1824.

... „Also ich habe Dir heut, gel. B., noch von gestern etwas mitzutheilen. Paulus sagt zu den Christen, sie sollen fleckenlos sein. Das traf mich gewaltig, und ich sah plötzlich so klar alle Flecken meiner Seele hervortreten. Solch' ein Anblick einer Seele, die so oft, ach fast immer, eitel, lieblos, verzagt vor dem Angesichte Gottes erscheint, mußte mich tief, tief betrüben und betrübte mich tief. Besonders fiel es mir schwer auf's Herz, daß ich so oft lieblos durch die Menschen dahin gehe, kalt bei ihnen allen vorübereile, und nicht denke, was ich doch beim Anblick jedes Menschen sollte, das ist Dein Bruder und Du sollst ihn lieben. B., ich wurde sehr betrübt über mich selbst,

als mich Johannes aus meiner Betrübniß zu unendlicher Freude führte, indem er mich lehrte, daß ich trotz aller meiner Gebrechen doch schon erlöst sei. Vor Gott, bei dem ja keine Zeit gilt, bin ich schon erlöst, hier in der Zeitlichkeit nur fehle ich noch, und muß der menschlichen Natur gemäß noch fehlen. So behalte ich denn die Freudigkeit trotz aller Mängel in mir, und wenn ich selbst nach Durchlebung langer Zeiträume nicht finden kann, daß ich mich vervollkommnet, sondern im Gegentheil mir gestehen muß, daß ich immer mehr und mehr Schattenseiten in meinem Innern wahrnehme, so finde ich mich grade hierdurch beruhigt und erkenne, daß ich mich dennoch dem Zeitpunkte meiner wirklichen Erlösung nähere. Denn je vollkommner der Mensch wird, um so mehr muß sich das Auge seines Geistes für den Unterschied des Guten und Bösen schärfen, und daher wird der Vollkommnere vieles in seinem Innern als fehlerhaft und böse erkennen, was sich der weniger Vollkommne nicht als Fehler anrechnet. Wenn ich nun also auch nicht sagen kann, dieses und jenes Gute ist in Dein Herz gekommen, so kann ich doch angeben, dieses und jenes, was Dir früher noch entging, hast Du als schlecht in Dir erkannt, und das, l. B., ist gewiß auch ein geistiger Fortschritt, der die betrübte Seele aufrichten kann. Und geht es Dir nun ebenso, so laß Dich hierdurch auch beruhigen und gehe freudig durch's Leben!"

So geeignet dergleichen Betrachtungen sein mögten, den sittlichen Ernst und Eifer eines solchen zu schwächen, bei welchem sie nicht aus der innersten, von der Gnade berührten, Seele entspringen: so wenig konnten sie Sybel auch nur auf die Dauer beruhigen. Sondern indem er das Geheimniß der Verbindung des alten Menschen mit dem neuen in dem Christen noch nicht erkannte, indem der neue Mensch in ihm noch nicht bis zu der Stufe der Erkenntniß entwickelt war, um den Apostel in Römer 7 zu verstehen, blieb er vielmehr noch lange mit sich selbst im Gedränge, ohne die Früchte seines ernsten Strebens recht zu genießen. So schreibt er schon am 20. Dez. nieder:

... „Daß doch die Stimmungen der Seele so wechselnd sind! Ich weiß mir das Geheimniß der Seele hierin nicht zu

lösen, und erkenne die Uebergänge und Mittelglieder der Stimmungen nicht. Wie überall der Geist Einheit zu entdecken sucht, so wünsche ich's auch hier; aber immer vergeblich, und so stehe ich vor mir selber sinnend an einem unauflöslichen Räthsel. Was ist der Grund, daß ich mich in einem Augenblicke von Adlerschwingen zur Sonne gehoben werden fühle, mich im folgenden Augenblicke matt am Boden hingestreckt erblicke. O, dieser Muth, diese Kraft, die zu Zeiten alle Glieder durchzuckt, und diese Mattigkeit, dieses Schwachheitsgefühl, das wieder alle Glieder senkt! Jetzt tret' ich kühn und frei der Welt und den Menschen entgegen, jetzt wag' ich kaum den Fuß vor mir selber zu erheben. Was ist nun das? Der Wille fehlt selbst der Schwäche nicht, sie ruft sich ewig zu: Sei stark, aber — dann kann sie's nicht sein.*) Und so rinnt ein Jahr nach dem andern hin, täglich stärkt mich Hoffnung, und will ich nur jährlich ihre Früchte zählen, so waren die Blüten taub, und auch nicht eine Frucht erquickt den lechzenden Wandrer. Ach, er mögte sich zuweilen mit seinen salzigen Thränen erfrischen, doch läßt er die Thränen lieber auf das Immergrün der Hoffnung fallen, daß nur seine Farbe nicht erbleiche. — Berta, wann wird mich heilige Kraft mit ewig hellem Strahl durchdringen?"

Den 22. Dez.

... „Noch hatte ich heut eine für mich unbeschreibliche Freude. Ich habe heut nach so langer, langer Zeit einmal wieder einen Menschen an's Herz drücken können, und das rührte mich fast zu Thränen. Unter allen Bekannten ist mir nämlich hier Baur der liebste, und fast der einzige, dem ich mich geistig mittheilen kann. Da er nun morgen für die Weihnachtsferien eine kleine Reise antrit, brachte ich ihm heut eine Weihnachtsgabe; das erfreute ihn nun sehr, er schloß mich recht warm in seine Arme, und ich empfand die Wonne, eine verwandte Seele an's Herz drücken zu können, bis in's Innerste."

*) Die Lösung dieses Räthsels s. Röm. 7.

Den 25. Dez.

... „Nun bin ich vom Tische des HErrn zurückgekehrt, gestärkt für ein neues Leben. Ach B., was bin ich schwach; ich hab' es dem HErrn geklagt, daß ich ihm, oft nicht einmal während des Gebets, mit ungetheilter Liebe angehören kann. Wie haben mich auch heut so manche äußerliche Gedanken während der Heil. Handlung durchkreuzt. Aber ich habe das alles dem HErrn vorgetragen, und ihm anheimgestellt, mich zu bessern. Ich habe gesagt: „Mein Jesus, Du kennst mich ganz, und besser, als ich selbst, Du kennst mich in meiner ganzen Niedrigkeit; aber ich scheue mich nicht, in dieser Niedrigkeit vor Dich zu treten. Siehe, so bin ich, siehe, so sehne ich mich, zu werden, Du aber siehest, daß ich es nicht werden kann ohne Deine Hülfe!" — M. B., ist es Dir auch so, mich erfaßt während der Heil. Handlung ein unbegreiflich Zittern und Zagen, und doch zugleich eine unaussprechliche Freude. Ich meine, da sprechen sich die beiden Naturen im Menschen unverholen aus; die menschliche, wie es ihr natürlich ist, zittert und zaget vor der Herrlichkeit Christi, die göttliche aber geht auf in Freude über den göttlichen Heiland ..." *)

*) Merkwürdig ist, wie Sybel am Abend, oder um die Mitte der Christnacht vorher, der Braut erzählt, er habe nach der kirchlichen und weiteren häuslichen Vorbereitung zum Heil. Abendmahl, mit den Freunden, welche er zu Weihnachten beschenkt, beim Glase Wein „Herr Bruder trink" ꝛc. gesungen. „Vielleicht," sagt er dann, „wunderst Du Dich, daß ich jetzt so weltlich sein konnte?" Nun rechtfertigt er sich, daß er nicht weltlich gewesen sei, wahre Freude gefalle Gott immer, und beruft sich kühn darauf, daß er so eben sein Herz ruhig zu der Braut und zu Gott wenden könne. Man darf, dieß richtig zu beurtheilen, freilich nicht vergessen, daß der theure Vollendete damals ein junger Student war, dessen religiöse Entwicklung überdieß gar nicht in dem geschloßnen Kreise christlicher Gemeinschaft, sondern größtentheils nur in der individuellen Richtung des sehnenden Herzens zu Gott vor sich ging. Indeß scheint dieser eine Zug unter vielen doch recht geeignet zu sein, den damaligen Standpunkt seines Glaubenslebens zu bezeichnen. Es war die innigste, treueste Sehnsucht des von den Lockungen der Gnade berührten Herzens, diese Gnade zu ergreifen, in ihr die Erlösung und Wiederherstellung seiner, ihren

Den 30. Dez. 1824.

„Die Zeit, da Du Berlin verlaſſen wirſt, iſt gewiß ſchon nahe, und vielleicht weilſt Du ſchon in ländlicher Ruhe unter den lieben Mägdlein, denen Du das Edelſte, was Du in Dir trägſt, mittheilen ſollſt. Gel. B., ob Du auch mit den heiligſten Vorſätzen in dieſes neue Verhältniß trittſt, kann ich es doch nicht laſſen, Dich um einiges zu bitten, was Dir ſonſt gegen Deinen Willen entgehen mögte. Ich weiß, Deine innigſte Liebe führt Deine Gedanken immer zu mir. Nun aber wünſchte ich, daß Deine Liebe zu mir Deiner jetzigen Pflicht auch nicht um ein Tüttelchen in den Weg träte, ſondern daß vielmehr auch ſie dazu beitrüge, Dich in Deinem Verhältniſſe um ſo gewiſſenhafter und treuer zu machen. Daher bitte ich Dich denn, richte Deine ungetheilte Aufmerkſamkeit auf die Erziehung Deiner Mägdlein, verliere ihr Wohl keinen Augenblick aus den Augen, laß Dich durch Gedanken an mich nie hierzu verleiten. Es iſt bei Kindern, die man zu erziehen hat, das Wichtigſte, einen klaren Ueberblick über ihre ganze Eigenthümlichkeit zu gewinnen, und dieſe iſt nur möglich, wenn man ſie in allen ihren Aeußerungen mit größeſter Aufmerkſamkeit beobachtet. Bei dem Kinde iſt das Aeußre noch mehr der Spiegel des Inneren, als bei dem ausgebildeten Menſchen, der ſchon ein inneres Leben führen kann, während bei dem Kinde alles nach außen ſtrebt. Alſo, l. B., den ganzen Tag das Auge Deinen Kindern, wie das meine meinen Büchern — dann aber am Abend den Geiſt zu mir herüber gewandt! ...“

Den 2. Januar 1825.

... „Es iſt gewiß eine der größeſten Aufgaben unſers Lebens, uns wo möglich in allen Verhältniſſen richtig zu bewegen. Wir müſſen die Menſchen nicht nach uns formen wollen, ſon-

---

Bruch erkennenden, Natur zu finden. Aber indem Natur die Gnade ſuchte, trat auch noch immer jener ſtörende Bruch derſelben mit hervor, und ſeine Schatten erſchienen natürlich am dunkelſten in den höheren Regionen des Lebens; bis daß auch ſeine Zeit erfüllet war, und das Geheimniß der Vereinigung von Natur und Gnade in ſeinem Leben die ſchönſte Löſung fand.

dern vielmehr uns ihren Eigenthümlichkeiten anpaſſen, ohne grade die unſern deshalb aufzugeben. Am erſten werden wir zu dieſer Vollkommenheit gelangen, wenn wir überall in dem Mitmenſchen das Gute aufſuchen, dieſes zu berühren ſtreben und ſo hervorzulocken, daß es die dunklen Seiten ihres Herzens überſtrahle. L. B., ich ſage dieſes in Beziehung auf Deine neue Lage ..."

* * *

So ſehen wir, hielt der Ernſt der Brautliebe Sybel's ſchon jetzt mit dem Ernſte ſeines Lebens überhaupt gleichen Schritt. Doch war dieſer Ernſt überall nur die nach außenhin gekehrte Seite der innigſten Liebe, welche immer mehr die Seele ſeines Lebens wurde, und ſo natürlich im Verhältniſſe zu der Braut ſich auf's lieblichſte entfaltete. Hier kam die ganze Kraft und Fülle ſeines Lebensſtromes ſo klar, ſo ſanft und ſonnig zu Tage, daß es mich dünkt, es mögte nicht leicht Schöneres in dieſer Art gefunden werden, als ein großer Theil der Briefe Sybel's aus dieſer Zeit.

War aber ſein Leben im Verhältniß zu der geliebten Braut ein Leben der innigſten Liebe und Hingebung: ſo muß die Höhe der ſittlichen Kraft dieſes Lebens und dieſer Liebe in Erſtaunen ſetzen, mit welcher er auch die leiſeſte Spur von Mißtrauen und Eiferſucht da noch ferne von ſich hielt, wo die Liebe der Meiſten an ſeiner Stelle mögte ein Opfer derſelben geweſen ſein. Sybel hatte die geliebte Braut beinahe in dem Augenblicke verlaſſen, wo die Inbrunſt der lang genährten Liebe in dem gegenſeitigen Geſtändniß ihren erſten Ausdruck gefunden. Als er von Berlin nach Bonn ging, ließ er einen Freund zurück, dem er das Geheimniß vertraute, mit der Bitte, inzwiſchen auch Freund der Geliebten zu ſein. Die Aeußerungen ihres gegenſeitigen Zutrauens fielen bald auf, am meiſten, als das Geheimniß auch den Verwandten ſchon mitgetheilt war. Sybel erhielt Nachricht hierüber; wie leicht war es möglich, konnte es Sybel wenigſtens möglich ſcheinen, daß die Schwäche des menſchlichen Herzens hier einen Sieg feierte. Bei Sybel konnte indeß ein ſolcher Gedanke auch nicht einen Augenblick Eingang finden!

Noch rührender war die Aufnahme, welche die Nachricht bei Sybel fand, daß das Herz eines ältereren Bruders der jetzigen Zöglinge seiner Braut, ihr Verhältniß nicht ahnend, in Hinsicht ihrer sich verirrt hatte. Ich theile einige hierher gehörige Stellen mit.

Den 1. Januar 1825.

... „Daß Deine und meines lieben H. gegenseitige Freundlichkeit schon aufgefallen ist, hat mir sogar Spaß gemacht. L. B., laß Dich aber durch solche Reden ja nicht abschrecken, gegen meine Freunde so freundlich zu sein; das Gerede der Menschen sucht überall Eis in die Wärme der Liebe und Freundschaft zu werfen — aber laß Deine Wärme so stark sein, daß das Eis zerschmilzt ..."

Den 15. Jan. 1825.

... „Auch meines lieben H. Brief hat mir unaussprechliche Freude durch seine treue Liebe und Offenheit gemacht. B., er hat mir das zarte und innige Verhältniß geschildert, welches zwischen ihm und Dir sich geknüpft hat, und die Euch daraus erwachsene Verkennung. Aber, B., fast so hatte ich mir es vorausgedacht, sowohl die Reinheit Eures Verhältnisses, als daß man Euch verkennen würde — nur hatte ich es nicht von denen erwartet, die es gethan. Ich habe Dich ja meinen Freunden als Schwester zurückgelassen, und meine Freude ist groß, wenn Ihr Euch schwisterlich im schönsten Sinne des Wortes liebt. Wenn ich durch meine Liebe einem Wesen die Liebe anderer abschneiden sollte, ach, dann mögte ich ja lieber gar nicht unter liebenswürdigen Menschen leben, oder mich wenigstens hüten, irgendwem meine Liebe zu schenken. M. B., liebe nur meinen H., so innig Du kannst, und laß Dich wieder von ihm lieben, so lieben ja meine B. und mein H. sich. Und warum? Weil Ihr beide mich liebet und von mir geliebt seid. Laß uns einmal das Höchste denken, B., wie es dort oben sein wird; da würdest Du doch auch neben meiner Seele die Seele meines H. lieben müssen. Und selig die, welche schon hier im irdischen Jammerthal als in jener Welt zu leben wissen ...!"

Berlin, den 23. Weinmonds 1825.

... „Aber ich wollte Dir noch von meinen näheren Freunden ſchreiben. Die Freude, meinen B. wieder zu haben, iſt die größeſte in Berlin geweſen, und ſie erneuert ſich, ſo oft ich ihn wieder ſehe. Wenn ich ihm in's Auge blicke, ihm die Hände drücke, dann iſt mir erſt recht wohl in Berlin, ja mir iſt ſo zu Sinn, als wenn ich Dir in's Auge ſchaue, und Dir die Hände drücke, und es reicht mir auch hier die Sprache nicht hin, die unendliche Liebe auszuſprechen, die mich zu ihm zieht, und ein wunderbares Wehen in der Bruſt durchdringt mich. Den H., ich liebe ihn auch innig, aber nur durch Unterhaltung lerne und empfange ich von ihm, meiſt ſogar nur durch gelehrte Unterhaltung, während ich, wenn ich B. nur in ſeinem natürlichen Weſen ſich bewegen ſehe, ſchon gewinne. — Oefter war ich auch ſchon mit Alb. B. zuſammen, und freue mich, ihn im Winter, wenn er hier bleibt, immer lieber zu gewinnen. Ja, meine liebe B., bei dem Alb. hat mich das in Beziehung auf mich noch beſonders erfreut, daß ich mich wirklich frei von allen Regungen auch der leiſeſten Eiferſucht gefunden. Denn grade dadurch, daß der A. Dich ſo ſehr lieb gewonnen, iſt er mir ſo lieb und werth geworden, und es iſt mir, als müſſe er darum eine geiſtige Verwandtſchaft mit mir haben, weil auch er in Dir gefunden, was ich. O, wenn es noch eine B. gäbe, wie gern wollt' ich ſie ihm ſchenken. Aber" ... und nun folgen die Beſchränkungen, welche die Natur der innigſten Liebe gebot.

Späterhin knüpfte ſich wirklich das innigſte Freundesverhältniß zwiſchen Sybel und dieſem Freunde, welches, da Sybel hier als der reifere und mehr gebende erſchien, Jahre lang von großer Bedeutung für ihn war, und wenn irgend eines, am erſten geeignet war, die früheren Freunde in Schatten zu ſtellen. —

So wußte Sybel, in der wachſenden Liebe zu Dem, der die Liebe iſt, darinnen alles, was von wahrer Liebe ſich im armen Menſchenherzen regt, ſeinen Grund hat, der reichen Fülle ſeines Herzens Maß und Form zu geben. Die treue Liebe ſeines Herzens ließ ihn an der gleichen Liebe ſeiner Erwählten niemals zweifeln, und indem er ſein Herz mit dem ihrigen auf ewig verbunden wußte, fand er ſich durch dieſe Liebe zu

ferneren Aeußerungen der Liebe und Freundschaft vielmehr frei, als gebunden.

* * *

Zuletzt wähle ich noch folgende Stellen seiner Briefe nebst einigen Gedichten aus der Zeit seines ersten Studienjahres zu Bonn aus:

Den 5. Jan. 1825.

„M. th. B., zur Stärkung für den heutigen Tag las ich mir am Morgen eine herrliche Predigt, welche mich mahnte, mir das Christenthum zur wichtigsten Herzenssache zu machen, und alle irdischen Verhältnisse vom Geiste desselben durchdringen zu lassen. Welch' ein hohes Bild eines christlichen Lebens wurde mir da vor meine Anschauung geführt, und wie mußte ich mit Schmerz mir gestehen, daß ich demselben noch so sehr ferne sei. B., wenn ich mir denke, ich soll einst als christlicher Lehrer auftreten, soll einst einer ganzen Gemeinde durch meinen Wandel vorleuchten, und ich sehe auf mein jetziges Leben zurück, dann kann ich wohl traurig werden. Ach, andern ein Vorbild zu werden, bin ich jetzt noch nicht im Stande, und doch ist die Zeit nicht mehr so ferne, wo sich mein Leben so weit entwickelt haben soll, daß ich es kann. Wo ist in mir Alles vom Geiste Christi durchdrungen? und erscheine ich in allen Verhältnissen des Lebens wahrhaft als Christ? Ach nein! Wie oft bin ich lieblos, verzagt, träge, hochmüthig und unrein in Gedanken. Und das alles muß doch hinweg. Die Predigt aber hatte doch gut auf mich gewirkt, die gehobne Stimmung, zu welcher sie mich emporgetragen, zog sich durch alle Verhältnisse dieses Tages, und wenn ich auf dem Wege war, mich hier und da einen Augenblick zu vergessen, so trat der Geist jener Predigt zu mir, faßte mich bei der Hand und leitete mich zurück auf die gottgefällige Bahn. Schlaf' wohl." —

Den 23. Jan. 1825.

„Ein schöner Sonntag, m. B., ist mir entschwunden. Eh' ich zur Kirche ging, las ich mir eine herrliche Predigt über den Ausruf Christi: „Es ist vollbracht!" in seiner Anwendung auf

unser Leben. B., wir sollen so leben, daß wir in jedem Augenblicke, wo der HErr uns abriefe, sagen können: Es ist vollbracht. Mir traten die Thränen in die Augen, als ich mir dabei wieder mein Bild vorstellte. Ich könnte nicht sagen: Es ist vollbracht. Noch kämpfen Welt und Christus in mir, ich könnte Christus den Sieg verschaffen, wenn ich die Welt flöhe, aber welch' ein träumender Sieg, Siegeskranz von Flaumenfedern, nicht mit Blut errungne Lorbeerkrone! Doch hinein in die Welt, und Christus den Sieg, wie schwer, und doch nicht zu schwer; aber wie matt und unwillig dazu! Er aber, der gerecht und mild ist, kennt ja unsre Kraft und unsre Schwäche, und weiß, was wir, beiden gemäß, leisten können. B., nur immer das Streben festgehalten, das höchstmögliche zu leisten, und nicht in träge Selbstgefälligkeit versunken! Das laß uns festhalten, und wenn wir auch dann nicht sagen können: Es ist vollbracht — es ist dennoch vollbracht!"

Den 25. Jan. 1825.

... „Mich quält noch immer eine Scheu vor Menschen, die ich nur an einzelen Tagen gänzlich zu besiegen vermag und deren Ursach' ich in meinem Innern durchaus nicht erkennen kann, wie sehr ich mich auch darum bemühe. Wo es darauf ankömmt, kühn und frei vor Menschen zu treten, wo andre sich scheuen würden, da bin ich der Mann, ich fürchte Niemand; aber in kleinen, gleichgültigen Dingen, ja im gewöhnlichen Umgange scheue ich jeden, bin befangen und ängstlich, weiß nicht warum, und kann es nicht lassen, wie sehr ich mir auch stets sage, wie jämmerlich und elend das von mir sei. Es sieht zuweilen aus, als hätt' ich ein böses Gewissen und das hab' ich doch nicht, denn willentlich thue ich ja nicht Böses ..."

Den 28. Jan. 1825.

... „Wie viele Augenblicke des Tages seh'n uns unbesonnen und uneingedenk unsrer Bestimmung die rechte Bahn verlassen. Daß wir doch stets das Bewußtsein dessen, was uns Noth thut, klar vor Augen hätten, und nicht bewußtlos, bald hier bald dort, sündigten, und nach geschehner Sünde erst den Stachel derselben

in unſern Herzen entdeckten. So ging es auch heute mir; in einer leichten unbedachten Stimmung warf ich verächtliche Worte über einen Menſchen hin, den ich doch nur ſeinem Aeußern nach beurtheilte, und erſchrak plötzlich ſelbſt über die Unwürdigkeit meiner Rede. — Welch' eine widernatürliche Stimmung der Seele iſt es ſchon, ſich ſtolz über ſeinen Mitbruder zu erheben; um wie viel mehr eine widerchriſtliche. „Achtet einer den andern höher als euch ſelbſt!“ Wenn wir doch das lebendig ſtets in unſerm Bewußtſein trügen! Vor mancher Sünde würde es uns bewahren, freundlich und hingebend im Umgange, mild im Urtheil würden wir dann gegen jedermann ſein und würden den Kindern gleich werden, die mehr für das Gute, als für das Böſe der Menſchen ein Auge haben. — Wer kann die Herzen kündigen, denn Gott? Wer will die Brüder richten? Da keiner weiß, durch welche rauhen Pfade ihr Leben ſich hindurch winden mußte, wie viel Dornen ſie ſich abgewehrt, wie viel ſie aber verletzt haben. — B., laß uns demüthig wandeln und mehr auf uns ſelbſt, als auf andre, richtend, blicken! — Gute Nacht! —“

Des Herzens Flamme.

O Flamme Du im Herzen,
Faſt brenneſt Du zu Tod'.
Wie kann ich mich befreien
Von ſolcher Feuersnoth?

Für's Vaterland ſchlägt drinnen
Die lichte Lohe auf,
Wohin ſoll ſich ergießen
Der freien Gluten Lauf.

Man ſteht an allen Wegen,
Fährt Feuerſpritzen an,
Damit man ſolche Flammen
Sogleich erſticken kann.

Und Waſſer iſt gegoſſen
In deutſches Lebensmark;
O Flamme mein im Herzen,
Da wird das Herz Dein Sarg.

Doch nein, man kann nur dämpfen,
Was also hocherglüht,
Es kommt die Zeit, wo Flamme
Doch einst gen Himmel sprüht.

Den 13. Febr. 1825.

Den 4. März 1825.

„L. B., heute ging mir wieder ein lichter Blick über mein innres Leben auf. Ich suche mich selbst noch so oft, und das besonders hindert meine Schritte zur Erreichung des wahren Seelenfriedens. Heut Morgen nun las ich: „Verlasse Dich selbst und Du wirst mich finden; verlasse Dich, entäußre Dich ganz Deiner selbst und Du wirst des innern Friedens genießen.“ Ich mußte diese Worte lange mit meinem Zustande vergleichen und fand nun, wie ich so sehr noch bei allem meinen Thun mich selber suche. B., ich wurde recht durchdrungen von dem Bewußtsein dieses Fehlers in mir, und die Sehnsucht, ihn von mir zu werfen, lebte so kräftig in mir auf. B., der Mond leuchtet so hell und spiegelt sich in der klaren Fluth des Rheins. Und wie schön in seinem Lichte das ferne Gebirge ruht! — Noch einmal, gute Nacht. —“

Unter dem 4ten Juni findet sich noch wieder eine stark pelagianisirende Auseinandersetzung über den ursprünglichen Entwicklungsgang der Menschheit, und den jetzigen, die in äußerstem Widerspruche ebenso seiner täglichen Erfahrung, als der Lehre der Schrift steht. Das Böse entwickelt sich hiernach aus einer ungleichmäßigen Entfaltung der in die menschliche Natur gelegten Keime des Guten, Wahren und Schönen, und war hierdurch da, ehe man es ahnte. Dann mußte vor der Erscheinung Christi das Böse von Geschlecht zu Geschlecht wachsen, nach derselben aber ebenso das Gute zunehmen. „Ja, es ist durch das christliche Leben schon dahin gekommen, daß Menschen geboren werden, in denen von Geburt an das Gute vorherrscht, und die meisten gewiß, die jetzt geboren werden, sind also ausgerüstet von Geburt, tragen so lebendig das Gute, Wahre und Schöne in sich, daß man nur nöthig hat, ihrer fleißig zu warten, auf

daß die Keime naturgemäß empor wachſen, und das iſt die Aufgabe der Erziehung.“ —

So wenig ſind einzele, und ſelbſt weitumfaſſende Zeugniſſe der Wirkſamkeit der vorbereitenden Gnade zu verwechſeln mit der Wiedergeburt aus dem Geiſte (Joh. 3, 5.); aber ſo wenig berechtigen auch einzele, ſelbſt Grundirrthümer, über den Irrenden zu richten, als möge er darum nicht ein Lamm in den Armen des guten Hirten ſein!! (Jeſ. 40, 11.)

Der Sommer.

Da biſt Du wieder kommen,
Du Sommer auf die Flur,
Haſt in den Arm genommen
Dein Bräutlein, die Natur;
Haſt ſie mit neuen Kleidern, mit Blumen ſchön geſchmückt,
Die alſo ſchön geſchmückte an's warme Herz gedrückt.

Nun weilſt Du in den Wäldern,
Die Braut an Deiner Bruſt,
Und ruheſt auf den Feldern,
Und athmeſt Wonn' und Luſt;
Froh ſummt um Dich die Imme, Dir tönt der Vögel Lied;
Zu Dir neigt ſich in Wonne das menſchliche Gemüth.

Auch ich folg' Deinen Spuren,
Ich geh' Dir freudig nach,
Ruh' mit Dir auf den Fluren,
Und an dem kühlen Bach.
Doch geht auch dann mein Herze wohl auf in Wonn' und Luſt,
Mir liegt ja nicht mein Liebchen im Arm und an der Bruſt!

Drum wenn ich Dich erblicke,
Die Braut in Deinem Arm,
Fällt mir mein Mißgeſchicke
Auf's Herz, als bittrer Harm.
O führteſt lieber Sommer Du mir mein Mädchen her!
Die Wonne des Gedankens läßt mich nicht ſingen mehr.

Den 10. Juni 1825.

Liebe.

Wenn ich zu den Bergen eile,
Wenn ich an dem Bache weile,
Unter blauen Blumen liege,
Mich auf grünen Zweigen wiege,
Mit mir eilet, mit mir weilet,
Mit mir lieget, mit mir wieget
Liebe, die mich ganz erfüllt,
Ewig klar im Herzen quillt.

Jeder meiner Seelen Triebe
Iſt mir aufgelöſt in Liebe,
Was ich fühle, was ich denke,
Und wohin die Sinne lenke,
Find' ich Liebe, einzig Liebe
Zu der Einen, ewig Meinen;
Ja ſeitdem ich ſie geſeh'n,
Iſt dieß Wunder mir geſcheh'n.

Unter allen holden Frauen,
Die mein Auge konnt' erſchauen,
Hat ſie mich allein bezwungen,
Iſt mir tief in's Herz gedrungen.
Hohes Minnen tönt nun drinnen,
Ewig ſüße Liebesgrüße
Dieſer Jungfrau treu und rein,
Die nun iſt auf ewig mein.

Juni 1825.

Glaubensſegen.

Wenn ich, Vater, vor Dich trete,
Kindlich innige Gebete
Sende zu dem Himmel hin,
Und mit ihnen meinen Sinn;
Iſt mir, ſei mit einem Mal
Großes Wunder mir geſchehen,
Könnt' geheiligt nun durchgehen
Dieſes rauhe Erdenthal.

Dann mit festem, starken Tritte
Eil' ich in des Lebens Mitte.
Alles drücken an das Herz,
Alles führen himmelwärts,
Sehnet sich die warme Brust.
Kommt, ihr lieben Christenbrüder,
Werdet mit mir Gottesglieder,
Fühlet Glaub' und Liebeslust!

Aber kalte Lebenswogen
Kommen bald daher gezogen,
Spülend um die warme Brust,
Kühlen sie die Liebeslust,
Und ich stehe wieder kalt,
Matt und ohne Liebesregen
Hoffnungslos auf öden Wegen,
Ohne Hülf' und ohne Gott.

Und wer läßt sich da hernieder?
Wer erhebt mich Schwachen wieder? —
Du, mein Jesus, Heiland mein,
Willst mir Schwachen hülfreich sein,
Reichen Deine Liebeshand.
Ach, daß ich sie ewig hielte,
Ewig mich getragen fühlte
Durch Dich in Dein heilig Land!

Den 24. Juli 1825.

Den 30. Juli 1825.

... „Sieh, l. B., es war gestern ein so schöner Tag, sowohl um mich her gestaltete sich alles friedsam und ruhig, als auch in dem Innern des Gemüthes, wo sich eine stille Heiterkeit niedergelassen hatte. Und diese Stimmung verdankte ich einer Stelle aus der Bibel, die mich in der Stunde zwischen 9 — 10 Uhr wie mit einem Zauberstabe berührte und mich in ihrer Wirkung den Tag über nicht wieder verließ: „Jesus rief ein Kind zu sich, und stellete es mitten unter sie, und sprach:

Wahrlich, ich ſage euch, es ſei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, ſo werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen. Wer ſich nun ſelbſt erniedrigt, wie dies Kind, der iſt der Größeſte im Himmelreich, und wer ein ſolches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf. Sehet zu, daß ihr nicht jemand von dieſen Kleinen verachtet. Denn ich ſage euch: Ihre Engel ſehen allezeit das Angeſicht meines Vaters im Himmel!" B., da wird zuerſt zu mir ſelber geſprochen: Wie ein Kind mußt Du ſein, Dich ſelbſt erniedrigen, wie ein Kind, wenn Du ein Glied des Reiches Gottes ſein willſt. Und wenn ich die Hand an das Herz lege und mich frage, biſt Du wie ein Kindlein? Nein! Du weißt, l. B., wie ich Dir ſchon ſo oft mitgetheilt habe und mich beklagt, daß ich mich gar oft noch über andre zu erheben gedenke, daß ich etwas zu bedeuten ſuche, etwas zu ſcheinen, was ich in jenem Augenblicke nicht bin. Und dieſe Schuld, gel. B., trifft mich noch immer, ja mein lieber Heinrich hat das auch ſchon oft an mir bemerkt und mir's offen geſagt. Das iſt der unkindliche Sinn, der dem Himmelreiche, wo wir alle rechte Kinder des himmliſchen Vaters ſein ſollen, fremd iſt. Dieſe Gedanken, m. B., fielen mir geſtern recht auf's Herz, aber ſie drückten das Herz nicht, ſondern machten es recht leicht und ſelig. Ich ſtellte mir das Bild eines Kindes, eines kindlichen Kindes, lebendig, ſo lebendig, als ich vermogte, vor die Seele, ging recht auf in Freudigkeit über dieſes Bild, und ſprach dann zu mir: Nun, Du willſt ein Kind ſein, und liebe, l. B., freu' Dich einmal mit mir, ich dachte den ganzen Tag, Du willſt ein Kind ſein, und mir war es, als wenn der Wille geſtern That und Wirklichkeit geworden wäre! ..."

Den 3. Auguſt 1825.

„Geſtern, gel. B., wo ich das Werk von Reinhard, über den Plan des Erlöſers, durchgeleſen hatte, ſtand mir das erhabne Ideal unſres Heilandes in ſeiner Kraft und Liebe lebendig vor der Seele, und ich fühlte wieder einmal recht tief, wie unendlich fern mein Leben dieſem ſeinem Ideale noch ſtehe, wie ſelig, wie unausſprechlich ſelig es ſein müßte, wenn mein Wille

größere Kraft hätte, um mich mit größeren Schritten meinem Ziele näher zu führen. O, B., daß ich doch nur die Begeistrung, die mich in solchen Augenblicken durchrinnt, daß ich sie doch wenigstens fesseln könnte! Aber, daß ich es nicht kann, davon trage ich die Schuld nicht allein. Das Reich Gottes ist zwar nahe herbeigekommen, aber es ist noch nicht da; wenn dieses aber da sein wird, dann werden alle aufgehen in eine Liebe, und es wird dem Einzelen nicht mehr so schwer werden, diese eine Liebe festzuhalten, weil alle durch Liebe seinen Kräften aufhelfen werden. Aber die Bildung des Reichs Gottes muß ausgehen von einzelen Kreisen, die erfüllt werden vom Geiste Gottes, vom Geiste der Liebe und der Kraft. Wenn doch auch unser Kreis, l. B., der Kreis aller derer, die wir mit brünstiger Liebe umfassen, ein solch auserwählter Kreis würde; wenn wir alle doch mit feurigem Ernste, mit unwandelbarer Standhaftigkeit an uns selbst arbeiteten und zugleich mit der innigsten Liebe den geliebten Brüdern und Schwestern entgegenkämen, ihre Kraft zu unterstützen. O, B., was ich in der Seele eine so klare Anschauung eines solchen Lebens der wahrhaften Liebe habe! Ich könnte sogar die Gesichter, die Blicke, die Bewegungen malen, und B., die Blicke und die Bewegungen, dieses so Aeußere allein schon, es sollte jeden begeistern, der es nur sähe. Nicht wahr, m. B., wenn uns der Himmel erst ganz zusammengeführt hat, dann muß es, dann soll es unser heiligstes Bestreben sein, uns gegenseitig nur immer in der Liebe zu festigen, auf daß alle unsre Seelenkräfte in dieser tiefe Wurzeln schlagen und ihr Leben aus diesem Boden ziehen. Wir müssen, wir wollen einen Kreis, in dem nur die reinste Liebe gilt, um uns sammeln!"

Daß ich ein Stern wäre!

Ach! daß ich im Himmelsheere
Von den Sternen einer wäre,
Die des Abends in das Stübchen
Blicken meines trauten Liebchen.

O, welch' lichten Sternenſchimmer
Wollt' ich in das liebe Zimmer
Werfen, locken meine Traute
An das Fenſter mit der Laute.

Lauſchte dann den ſanften Klängen,
Welche ſtill die Nacht durchdrängen,
Tönen, die dem reinen, vollen,
Liebewarmen Herz entquollen.

Und aus ihren lieben Augen
Wollt' ich, Stern, noch Glanz mir ſaugen,
Sie mit meinem Glanz umfließen
Und mit Sternenlicht ſie grüßen.

13. Aug. 1825.

Aus dem zweiten und dritten akademiſchen Jahre 1825—1827 zu Berlin.

Welch' ein Lohn der treuen, frommen Liebe des Jünglings warten mußte, als er nach langer Trennung die geliebte Braut wieder fand, mag der Leſer ahnen, der demſelben bisher nachzuempfinden vermogte. Folgendes Gedicht, und mehr noch die nun immer reicher gewordenen Briefe aus dieſer Zeit, geben Zeugniß hiervon:

Trennung nach kurzem Wiederſehen.

Von Rheines grünen Wogen
Durch ſchönes deutſches Land
Bin rüſtig ich gezogen,
Bis ich mein Liebchen fand.

Ich hab' ſie wiederfunden,
Sie an mein Herz gedrückt,
Auf's neu' mich ihr verbunden,
So treu in's Aug' geblickt.

O ſäume, liebe Sonne,
Eil' doch nicht ſo geſchwind;

Kürz' nicht die Liebeswonne
Mir und dem trauten Kind!

Doch ach, die Stunden eilen,
Mein Liebchen lebe wohl;
Darf länger nicht mehr weilen,
Leb' wohl, leb' wohl, leb' wohl!

Den 17. Okt. 1825.

19. Siegsmonds 1825.

„Wie ein süßer Nachhall der seligen Tage unsres Wiedersehens ist mir Dein Brief in's Herz geklungen; ist er doch auch der reinste Ausdruck der Wonne, die uns in jenen Stunden erfüllt hat. Ja, B., ich kann Dir über die Wonne unsres Wiedersehens nichts mehr sagen, weil ich hier nur empfinde, nicht spreche, o so empfinde, daß die Worte, dieser Glut entströmt, diese leichten Blätter verzehren würden. Was soll ich Dir aber sagen von meinem Rückwege? Von der Gegend sah' ich wenig, ich fand mich noch immer in meinem Paradiese. Ja, B., ich habe es gefühlt, daß einem das Herz aufgehen kann, denn in mir öffneten sich alle Kammern, und das Wehen der reinsten Liebe durchzog mich ..."

Wie sehr man sich aber irren mögte, vielleicht in Folge mancher der gegebnen Mittheilungen sich Sybel in gar zu weichen Gefühlen ruhend zu denken, mag aus vielen die folgende Stelle zeigen:

Den 23. Siegsmonds.

... „Es ist dabei nur meine Absicht, zu zeigen, daß mir jedes schlaffe Wesen, jeder pedantische angenommene Ernst, jede steife Form zuwider ist, und da ist es denn oft gut, wenn man mit einem derben Witz dazwischen fährt, wo die Leute vor Weichheit sich nicht zu lassen wissen und vor Empfindelei vergehen mögten. Gar viele Frauen hier haben sich von mir ein Ideal gebildet, das aus einem weichen Teige der Empfindsamkeit und Hingebung zusammengesetzt ist; das muß gleich beim ersten Zusammentreffen ihnen zusammengedrückt werden, dann mögen sie

nachher ſehen, was Natur und Leben aus mir gemacht haben und noch aus mir machen werden. — O, daß ich recht natürlich wäre! B., laß uns beide verſuchen, der Natur ihre Rechte bei uns wieder einzuräumen, die ihr hier und da durch formelles Leben genommen ſind, laß uns recht friſch und fröhlich ſein und uns freuen, wenn's andre auch ſind, andre auf andre, ihnen eigenthümliche, Weiſe. Hör', B., geh' fleißig ſpazieren und jage Dich mit Deinen Mägdlein, blicke das Leben ſo friſch an, wie die Luft die Erde anhaucht. Heinrich ſagt noch immer, wir hätten nicht halb ſo friſch in Bonn gelebt, wenn wir nicht ſo fleißig ſpazieren gegangen wären und uns dabei rüſtig getummelt hätten. Und die Mädchen müſſen ſich auch tummeln, natürlich auf ihre Weiſe, maidlich und jungfräulich fröhlich; der Jüngling kühn und rüſtig ..."

Den 18ten Windmonds.

... „Ueberhaupt, B., auch Dein geiſtiges Bild in meinem Herzen treibt mich immer zum Guten, und zuweilen, wenn ich mich vergeſſen habe, dann ſchäme ich mich wirklich vor dieſem Deinem Bilde, was in mir lebt, daß es mich hat ſo fehlen geſehen ..."

... „Ich kehre jetzt wieder zu Deinem Briefe zurück. Du giebſt mir darum einen ſo großen Vorzug vor Dir, daß ich nach reiflich durchdachten Grundſätzen handle, Du nach einem dunkeln Gefühl. Da thuſt Du Dir Unrecht, denn was Du dunkles Gefühl nennſt, iſt die dem weiblichen Weſen angeborne Eigenthümlichkeit, mehr dem Herzen, als dem Verſtande zu folgen, und dieſe Eigenthümlichkeit gewinnt durch das Leben und durch die Uebung eine ebenſo große Sicherheit, als das Handeln nach Verſtandesbegriffen, und oft eine größre Taktfeſtigkeit. Als wenn das Gefühl und das Herz etwas Unklares wäre? Sie haben ebenſo viel Klarheit, als der Verſtand, und es kömmt nur darauf an, ſich dieſer Klarheit bewußt zu werden. Wie viele Menſchen in der Muſik und im Tanz ein natürliches Taktgefühl in ſich haben, und gewiß ein ebenſo richtiges, als die, welche es durch Kunſt ſich angeeignet, ſo haben die Frauen auch von Natur ſolche Mitgift in Beziehung auf den

Takt in der Handlungsweiſe erhalten, und daher magſt Du Dich tröſten, wenn Du hierin eine Ungleichheit zwiſchen Dir und mir erblickſt, die keine den andern vor- oder nachſetzende iſt. Wenn Du übrigens glaubſt, daß ich nun grade nach ſo reiflich durchdachten Grundſätzen handle, ſo irrſt Du auch, wenigſtens ſtrebe ich durchaus nicht darnach. Das Leben und die Handlung des Menſchen im Leben iſt viel zu mannichfach, als daß der menſchliche beſchränkte Verſtand für jegliche Handlungsweiſe ein allgemeines Geſetz oder einen Grundſatz auffinden könne; das iſt nur möglich für die allgemeinſten Verhältniſſe, und der Menſch, der darnach ſtrebt, ſein Leben ſo nach Grundſätzen gleichſam ſyſtematiſch zu ordnen, der wird unnatürlich und pedantiſch. Es giebt im Chriſtenthum nur einen Grundſatz, den ich auch nicht einmal Grundſatz, ſondern Lebensprincip nennen mögte, das iſt die Liebe, die Liebe zu Gott und die, welche daraus folgt, zu den Brüdern; wer in allen Verhältniſſen (und ſie iſt in allen und für alle Verhältniſſe) ſie wahrhaft übt, der lebt wahrhaft und überhebt ſich aller übrigen Grundſätze über dieſe und jene Handlungsweiſe. Hierauf richtet ſich alſo mein Streben, aus Liebe zu Gott ſeinen Willen zu erfüllen. Und hier, B., finden wir die Einheit unſrer Ungleichheit, in dem Willen Gottes. Denn iſt es nicht gleich, wenn Dir Dein weibliches Gefühl klar und deutlich ſagt, das iſt der Wille Gottes, und Du handelſt nun aus Liebe zu Gott nach dieſem Willen, und wenn mir die männliche Vernunft es ſagt, das iſt der Wille Gottes, und ich ihn nun darnach erfülle? — Außerdem, wiewohl es mich ſo ſehr erfreut hat, daß Du Dich der Liebe zu mir ſo ganz hingiebſt, und Dich ſtark in meiner Liebe fühlſt, muß ich Dich aber noch fragen, ob Du auch nicht zu weit geheſt in dieſem Gefühl. Du willſt Dich an Deinen Auguſt ſchließen, ſo feſt wie ein Kind ſich an die Mutter, ſo Dich ſtark fühlen in mir. Glaube mir, B., es iſt mir ſehr rührend geweſen, dieſe kindlichen und ſchönen Aeußrungen Deiner Liebe zu leſen, und hat mich tief bewegt, aber vergiſſeſt Du dabei nicht zu ſehr, was Du ſelbſt ſein ſollſt? Nicht das Verhältniß des Kindes zur Mutter iſt dem Verhältniß des Mannes und Weibes ähnlich, es iſt ein mehr gegenſeitiges Verhältniß. Das

Kind kann ohne die Mutter nicht ſein, das Weib ſoll aber, wenn es einmal ſein muß, ohne den Mann ſein können; denn wer bürgt, ob der Tod ihn nicht früh oder ſpät hinweg fordre? Mann und Weib ſollen, jedes für ſich, eine beſtimmte, feſte Eigenthümlichkeit bilden, ſollen jedes für ſich etwas ſein und eben darum ſich verbinden, weil ſie etwas ſind, und glauben, einer dem andern etwas ſein zu können. Drum, B., gieb Dich dem Gefühle Deiner Stärke in mir nicht zu ſehr hin, fühle Dich auch in Dir ſelber ſtark ..."

Den 11. Januar 1826.

... „Und wenn ich mit Menſchen- und Engelzungen redete und hätte der Liebe nicht, ſo wäre ich ein tönend Erz und eine klingende Schelle." Ich hatte heut Morgen wieder die Wahrheit ohne Liebe geſagt, und war ein todter Buchſtabe geworden, wo ich hätte Leben ſein können durch Liebe. Ach, B., die Liebe, die große unüberwindliche Liebe! Ja, laß uns den Vater bitten, daß ihr Strom immer mehr die Gefilde unſers Innern bewäſſere. Der Glaube kann Berge verſetzen, was würde die Liebe nicht können, wenn ſie vollkommen Wohnung gemacht hätte im Herzen, da ſie noch größer iſt, als der Glaube! Mit der Sehnſucht nach vollkommner Liebe will ich nun zur Ruhe gehn, möge mich auch der kommende Morgen damit erwecken und der folgende Tag dadurch ſeine Weihe erhalten. — Gute Nacht, m. B."

Den 15. Jan. 1826.

... „Ich kann Dir nicht ſagen, mit welcher Innigkeit ich jetzt beten kann und wie ich fühle, wie mich das Gebet neu belebt. Das war ein Fehler von mir, daß ich in der Zeit Deines Hierſeins mich faſt immer des Abends durch die Trubel des Tages zu zerſtreut glaubte, um Gott wohlgefällig beten zu können; ich fühle es aber alle Tage mehr, wie grade hier in dem unruhigen Getreibe eine beſondre Erhebung zum Vater dem Herzen Bedürfniß iſt. ..."

* * *

Wie in dem lieben Vollendeten die innigſte Brautliebe mit der höhern Liebe zu dem HErrn verbunden war, zeigt unter vielen ſehr ſchön noch die folgende Stelle:

Den 7. Februar 1826.

... „Ja, m. l. B., wenn die Liebe mir ſo überwallt im Herzen, dann ſtellt ſich auch mir, wie Dir, ſtets die Frage entgegen: Weiß m. B. denn wirklich, wie gut ich ihr bin? Kann ſie mir wohl nachempfinden dieſe ſüßen ſanften Regungen der Liebe, welche die Bruſt mir bald bewegen, bald frei machen? ... L. B., ich erkenne immer mehr, wie meine Liebe zu Dir gegründet iſt in dem Streben, mit Dir in Gemeinſchaft dem Vater der Liebe näher zu treten. Denn ſo oft ich den Weg, der zum Vater führt, auch nur im geringſten verlaſſen habe, ſei es nur im Herzen, oder ſchon in der That, und ich fühle nun, wie mir Gott nicht mehr ſo nahe, wie die Gemeinſchaft mit ihm geſtört iſt, ſo empfinde ich auch augenblicklich eine Störung in der Reinheit und Unbefangenheit meiner Liebe zu Dir, die erſt dann gehoben wird, wenn ich wieder als reuiges Kind vor Gott erſchienen und mit ihm mich verſöhnt habe. Ja, B., was iſt doch das Chriſtenthum eine unerſchöpfliche Quelle des Heils, daß es den Reuigen und tief Betrübten, den von Gott ſich entfernt Fühlenden immer wieder aufrichtet und freudig in die Zukunft blicken läßt nach dem hohen Ziele, wo ſeine Seele ganz Eins ſein wird mit dem Vater. L. B., welchem herrlichen, welchem unausſprechlich ſeligen Ziele eilen wir entgegen; in Gemeinſchaft eilen wir ihm zu und in Gemeinſchaft wollen wir es erlangen. Komm an mein Herz, meine B., komm' und ſei mit mir freudig in der großen, ſeligen Hoffnung! ...“

Der Tag des HErrn.

Feierlich ſteigt heut die Sonne
Aus dem glüh'nden Bett hervor,
Und mit Tönen höh'rer Wonne
Grüßet ſie der Vögel Chor;

Die Natur, ſie feiert heut
Auch den Tag, den Gott geweiht!

Heil'ge Ruhe liegt gebreitet
Ueber Dorf und über Stadt,
Jeder ſtill das Herz bereitet
Und geſchmückt mit Andacht hat,
Bis der Ruf vom Thurme ſchallt,
Still zur Kirch' die Menge wallt.

Gottes Stimme rufet allen,
Ladet Reich' und Arme ein,
Freud' und Trauer ſiehſt Du wallen
Zu der Kirche heil'gem Schrein,
Alle ſind vor Gott ſich gleich,
Und in ſeiner Liebe reich.

Kniee ruhen nun im Staube,
Herzen ſteigen himmelan,
Alle hebt ein freud'ger Glaube,
Den die Erd' nicht feſſeln kann.
Wie Geſang nach oben dringt,
Seele ſich zum Vater ſchwingt!

Da ertönen ſeine Worte
Durch des Dieners frommen Mund,
Dringen durch die offne Pforte
Tief hinein zum Herzensgrund,
Und der Worte heil'ge Kraft
Allen neues Leben ſchafft.

So von neuer Kraft durchdrungen
Trit die fromme Chriſtenſchaar
In das Leben, wo gerungen,
Wo gekämpft wird immerdar,
Wird die neue Kraft dann alt,
Neu der Ruf der Glocken ſchallt.

Den 26. Febr. 1826.

Trost beim Scheiden.

O klage nicht, daß schon entschwunden
Des Wiederseh'ns geweihte Stunden,
Laß fliehn die erdgeborne Zeit!
Was himmlisch ist in uns geboren,
Das geht mit keiner Zeit verloren:
Die Liebe — bleibt in Ewigkeit!

Den 23. März 1826.

Ein Silberblick im Leben.

Ich komme nur, um Dich zu grüßen
Mit einem Kuß und einem Blick,
Dich einmal in den Arm zu schließen —
Leb' wohl, ich kehre schon zurück.

Ja solch' ein Silberblick im Leben
Ist kurz nur, und doch Ewigkeit.
Du Liebe bist's, die ewig Leben
In unsern Seelen ihm verleiht.

Du Liebe bist's, die uns den Himmel
In seiner vollen Seligkeit
Hernieder trägt in dieß Getümmel
Der irdischen Vergänglichkeit! *)

Den 23. April 1826.

Den 4. Mai 1826.

... „B., m. l. B., ich liebe Dich so innig und warm und doch könnte ich so ruhig sein, wenn ich Dich recht lange nicht sehen dürfte. Aber ich meine, das ist gewiß das Zeichen

*) Ich weiß nicht gewiß, ob dieses Gedicht in Beziehung auf folgenden Vorfall steht. S. war bei Schleiermacher in der Kirche, das Wort bewegte sein Herz. O, daß ich doch mit meiner B. dessen Segnung heute theilen könnte, sprach er und — ging sogleich die vier Meilen bis Eichstädt, woher er am Abend noch zurück eilte! „Ei," sagte später Schleiermacher, „das war doch zu viel!"

einer recht reinen und geheiligten Liebe. Ja, B., grade meine so innige Liebe zu Dir, die macht mich so ruhig und freudig zu allem, zum Wiedersehen, wie zur Trennung, zur Vereinigung, wie zum lange Fernsein ..."

Bei dieser Innigkeit der Liebe beherrschte die so feste als weiche Seele des Jünglings die erste Thräne bis zu der Stunde einer Trennung in diesem Monat:

Den 17. Mai 1826.

... „Ja, l. B., es ist eigen, daß ich gestern beim Abschiede so wehmüthig wurde, und daß ich die Thräne, die im Auge bebte, nicht zurückhalten konnte. Zur Thräne war es noch bei keinem Abschiede gekommen. Du warst stärker, als ich.

Zürne, Berta, meiner Schwachheit nicht,
Zürne nicht der Thräne, die ich weinte.
Lausche, was sie leise zu Dir spricht,
Was die Liebe mit der Thräne meinte.

Jene Sonne, die im Herzen glüht,
Was da drinnen pranget auf den Auen,
Was so herrlich dorten aufgeblüht,
Können Deine Sinne niemals schauen.

Doch des Auges Spiegel wirft zurück
Treu das Bild von dem, was dort sich reget,
Also kennst Du aus des Auges Blick
Alles, was im Herzen sich beweget.

Auch die Thräne war ein treues Bild
Von der unaussprechlich reinsten Liebe,
Deren sanftes Weh'n mein Herz erfüllt,
Die ohn' Thräne Dir verborgen bliebe."

Am 19. Mai 1826.

„Gel. B., es wollte mit dem Arbeiten heut noch gar nicht gehen. Ich fühlte noch ein so wunderbares Wehen und Sehnen in dem Busen und hatte nun hier keine Seele, der ich das volle Herz ausschütten konnte. Da mußte ich denn meine Gefühle aussingen, und so sende ich Dir den Gesang zu, m. l. l. B.

Mai und Liebeswonne.

Ich bin bei meinem Lieb geweſen
In dieſem ſchönen Blüthenmai,
Wie iſt mein Herz allda geneſen,
Wie ward die Wonne drinnen frei!

Wo zarte Blumen neu geſproſſen,
Dort unter junger Zweige Grün,
Da hat ſich Herz an Herz geſchloſſen,
Da durfte Lipp' an Lippe glüh'n.

So wie die Knospen ſich erſchließen,
Erſchloſſen ſich die Herzen auch,
Und wie die Blüten Düft' umfließen,
So floß um ſie ein duft'ger Hauch.

Wie aus der Frühlingsſonne Strahlen
Nur mild und freundlich Scheinen bricht,
So ſchien auch in des Herzens Thalen
Der Liebe mild und freundlich Licht.

Nun konnt' ich Mai Dich erſt verſtehen
In Deinem Knosp'= und Blütenſchmuck,
Es deutet mir Dein Liebeswehen
Der treuen Liebe Kuß und Druck."

Morgentöne.

Der Tag erſchien, o Chriſten eilt,
Das Herz Gott hinzugeben,
Der mit dem neuen Strahl ertheilt
Uns allen neues Leben,
Der mit der Liebe treuer Hand
Uns leitet in das Vaterland.

Ja, Vater, wir gehören Dir,
So nimm, was ſtets Dein eigen;
Sieh', Herz und Seele bringen wir,
Du magſt den Weg uns zeigen,

Wir folgen Deinem Gnadenſchein,
Woll'n Deine lieben Kinder ſein!

Den 16. Juni 1826.

Den 24. Juni 1826.

„Ich komme, gel. B., in der Morgenſtunde mit rechter Innigkeit zu Dir, denn ich habe meine Seele geſtärkt durch Gebet. Ja, B., ich fühle immer mehr den reichen Segen, der darin ruht, daß der Menſch die erſten Augenblicke eines Tages dem HErrn weiht. Da kehrt dem Schwachen Friede in's Gemüth, und er trägt dieſen Frieden in den bunten Wechſel des Lebens hinein, und ſeine Seele wird nicht dadurch verletzt. Ja was man auch gegen regelmäßige Andachtsübungen ſagen mag; die Seele am Morgen zu erheben und Abends wieder zu ſammeln, das ſcheint mir ſo natürlich, daß man eigentlich hier gar nicht von Regel ſprechen darf, und die Seele begehrt dieſe Erhebung und Sammlung nicht etwa der Regel wegen, ſondern des innerſten und freieſten Bedürfniſſes wegen. — Ach B., Du glaubſt nicht, wie mein Geiſt in Liebe Dich umſchwebt; ich bin freudig, ich bin ruhig und mögte nur einen tiefen Blick thun in Dein ruhiges Auge, in Dein friedvolles Herz. Meine B., wie iſt meine Liebe doch am lebendigſten, wenn ſie ſich vereinigt hat mit der Frömmigkeit, wie ſchwach iſt ſie, wenn ſie nicht in dieſer ihren Grund hat! Drum regt mich auch eine fromme Seelenſtimmung immer am meiſten auf, zu Dir zu eilen, und drum komme ich auch meiſtens nur zu Dir, wenn ich Dir mit einem liebenden Herzen auch ein andächtiges bringen kann. Ich weiß nicht, wie ſich Menſchen lieben können, die keine Frömmigkeit haben, ja ich kann nicht begreifen, wie Menſchen ohne Frömmigkeit leben können, und in der Leere und Wüſte ihres kalten Herzens nicht verzweifeln ..."

Der Liebe Trübung.

Wenn der Jüngling ſeine Jungfrau findet,
Kraft und Milde zu einander neigen,
Alle ſinngebornen Triebe ſchweigen,
Nur der Geiſt dem Geiſte ſich verbindet,

Ach! des Himmels Harmonie'n
Dann die Liebe ſanft umziehn.

Doch der Menſch bleibt erdgeboren,
Um des Himmels Kind zu werden,
Muß er ſcheiden von der Erden.
Seine Unſchuld iſt verloren,
Leiſe regt ſich in der Bruſt
Mit der Liebe Sinnenluſt.

Nicht mehr in der Liebe Wellen
Spiegelt ſich des Himmels Bläue,
Und die Keime tiefer Reue
In des Jünglings Buſen ſchwellen,
Seiner Liebe trüber Blick
Sehnt nach Unſchuld ſtets zurück.

Den 18. Auguſt 1826.

Der Liebe Verklärung.

Wenn in meine reine Liebe
Sich der Sinne niedre Triebe
Heimlich drängen, und im Herzen
Trüben reines Geiſtes Wehen:
Ach, dann mögt' in bittren Schmerzen
Alle Liebe mir vergehen.

Und ich kämpfe, und ich ringe,
Daß der Geiſt das Fleiſch bezwinge,
Doch vergebens alles Mühen,
Und die niedern Triebe glühen;
Meiner Kraft muß ich verzagen,
Gott dem HErrn die Schwäche klagen.

Senkt er ſeinen Geiſt hernieder,
Heil'ge Kraft beſeelt mich wieder,
Fleiſches Waffen müſſen weichen
Vor des Himmels heil'gem Zeichen,

Und von Gottes Kraft genähret,
Strahlt die Liebe neu verklaret.

Den 19. Auguſt 1826.

Ach hätt' mein Herz ich Dir ergeben,
Und ganz gebannt den eignen Sinn:
Wie lebt' ich dann ein heilig Leben,
Du lenkteſt nur zum Himmel hin;
Du, Vater, lebteſt ſelbſt in mir,
Und ich, ich wüßte mich in Dir!

Den 11. September 1826.

„Meine B., ich wache wieder am Bett des kranken Auguſt H. Ich habe mich lange gequält und wollte arbeiten, aber das wollte heut durchaus nicht gehen. Da habe ich mir eine Predigt geleſen, und es bewegte mich darin der Vers, den ich Dir hier mittheile:

Ach ich bin ſündig,
Der Erde noch geneigt!
Das hat mir bündig
Sein heil'ger Geiſt gezeigt:
Ich muß noch mehr auf dieſer Erden
Durch ſeinen Geiſt geheiligt werden —
Der Sinn muß tiefer in ihn gehn,
Der Fuß muß unbeweglich ſtehn! —

Hierauf fährt er nach ernſter Berathung der damaligen ſchwierigen Verhältniſſe der Braut fort: „Ach, B., was iſt es ſchön, daß wir nicht mehr Knechte, ſondern Kinder Gottes ſind, daß wir in Allem zu ihm unſre Zuflucht nehmen können, ihn anrufen können mit: Abba, lieber Vater! — Ich fahre nun nach einigen Stunden fort und kann Dich ſchon mit einem guten Morgen begrüßen. Ich habe indeſſen mit vielen Unterbrechungen durch Auguſt's Krankheit mit Dir im Geiſt im Johannes geleſen und wunderbar, ich hatte hier eben mit Dir davon geſprochen, daß wir Kinder Gottes ſeien, und mußte auch grade im Johannes den Vers leſen: „Sehet, welch' eine Liebe

hat uns der Vater erzeiget, daß wir Gottes Kinder ſollen heißen!“ Eben ſchlägt es ſchon 6 Uhr, da iſt meine Wache aus und ich gehe zur Mutter hinüber. Da ruhe ich bis 8¼ Uhr und gehe dann in die Kirche. L. B., ich liebe Dich doch ſo ſehr, daß ich es Dir gar nicht zu ſagen weiß. Siehſt Du, B., wenn ich malen könnte, ich malte Dir hier mein Herz her, und aus meinem Herzen da ſtiege empor eine freundliche, liebliche Engelsgeſtalt, das Sinnbild aller der Empfindungen der Liebe, die in meinem Herzen aufſteigen, und dieſer Engel hielte in ſeinen Armen ein andres Herz, das wäre das Deine, und drückte es an ſich, und dadurch verklärte ſich dann ſein ganzes Weſen noch mehr. Ach, und ſo wollte ich Dir noch viele andre ſchöne Bilder malen, denn es ſchweben mir ſo viel vor ...“

Den 30. Januar 1827.

... „M. B., es iſt nicht möglich, daß noch irgend jemand ſo ganz in Dir leben könnte, als ich. Und ich werde noch immer mehr in Dir leben, meine Liebe wird noch immer zarter und edler ſich geſtalten, ich werde mit unbeſchreiblicher Liebe den leiſeſten Spuren Deiner Eigenthümlichkeit nachgehen und mit liebender Sorgfalt alles hegen und pflegen, was ich Wahres in Dir finde. Gewiß, m. B., ich werde mit Gottes Hülfe immer mehr von meiner Perſönlichkeit in meiner Liebe zu Dir abſehen, werde nur Dich lieben wollen in Deiner freien Eigenthümlichkeit, ohne Dir irgend etwas von meiner Perſönlichkeit aufzudringen; was Deine freie Liebe dann von ſelbſt annimmt, das erhältſt Du auf dem rechten Wege ...“

Den 24. Jan. 1827.

... „Ich dachte eben daran, was doch die Stellung der höhern Stände zu den niedern noch eine ſo unnatürliche ſei in unſrer Zeit, und darauf kam ich ſo: S—s Dienſtmädchen iſt an einer Herzensentzündung krank geweſen, heut traf ich ſie wieder im Zimmer und ſagte ihr, daß ich mich freue, daß ſie wieder geſund ſei, und fragte, ob ſie ſich denn wieder kräftig fühle. Das kam ihr nun ſo ungewöhnlich, daß ſie zuerſt etwas

verlegen wurde, so daß ich denn auch merkte, ich habe etwas gethan, was sonst wohl nicht in der Art sei, mich nämlich nach der Gesundheit eines Dienstmädchens erkundigt. Ich mögte immer mit rechter Liebe die niedern Stände an mich ziehen und so mit ihnen verkehren, daß ihnen das Gefühl des Unterschiedes ganz schwände; aber meist werden Leute dieses Standes noch angesehn, wie ganz andre Menschen, mit denen dann auch ganz anders umgegangen werden müsse ...."

Den 8. März 1827.

„Dein gedenk' ich, röthet sich der Morgen." B., wenn so der Tag beginnt, was habe ich dann für Sehnsucht, denselben Gott wohlgefällig zu vollbringen; mit jedem Augenblick, mit jedem Athemzuge mögte ich Gott an demselben näher treten. Dann vergesse ich alles, was dahinten liegt, und denke, es fängt das neue Leben erst an, und bin froh und freudiger Hoffnung. — Aber es ist uns gewiß gut, daß es uns nicht immer so glückt. Wir würden hochmüthig werden, wenn wir uns nicht oft recht gedemüthigt fühlen müßten ...."

Den 21. März 1827.

„Guten Morgen, m. l. B. Ich muß Dir doch gleich erzählen, daß ich diese Nacht einen gar schönen Traum gehabt habe. Du standest mit einem Male vor mir, schmiegtest Dich an mich, und schautest mich mit einem Blicke an, darin ein ganzer Himmel voll Liebe ruhte. Mir wurden alle Glieder von Liebe und Wonne erfüllt, ja ich empfand die geistige Freude auch körperlich, aber als ich kaum meines Glücks bewußt worden, war Deine Erscheinung schon wieder entschwunden; doch so hat mich dieses Traumbild mit Wonne erfüllt, daß ich beim Erwachen noch den Eindruck im Innern empfand. Gestern Abend habe ich Deiner auch recht innig gedenken müssen. Ich hörte einige Abschiedsreden junger Theologen im hiesigen Prediger-Seminar mit an. Der eine sprach über den Trost bei Trennungen von Freunden, und sagte, daß der festeste Trost hier sei, wenn man sich in Jesus Christus liebte, denn diese Liebe sei

erhaben über allen Wechsel der Laune und des irdischen Wohlgefallens, und verbinde die Seelen für den Himmel. Da wußte ich, wie ich Dich liebte, m. B. Aber indem ich das hier so schreibe, fällt es mir auf's Gewissen, wie ich Dich meinem innern Menschen nach also liebe, wie aber noch oft sich irdisches und sündliches auch in die Liebe hineindrängt. Doch danke ich Gott, daß er mir die Gnade gegeben hat, dieses zu erkennen, und die Sehnsucht, immer mehr frei zu werden von allem ungöttlichen Wesen. B., ich bitte Gott, daß ich Dich lieben möge in Jesus Christus."

Wie früher in der turnerischen Zeit viele thaten, fuhr Sybel fleißig fort, bei kranken Freunden und Verwandten nächtliche Wachen zu verrichten, und sich so trefflich auf seinen künftigen Beruf vorzubereiten, dem er, ach! nur so kurze Zeit, obliegen durfte.

Den 1. April 1827.

„Da bin ich ja plötzlich so reich geworden an lieben Worten von Dir; sie haben mir unendlich wohlgethan in dieser Zeit, wo ich theils auf Alberts Zimmer, still, ohne freundliches Gespräch verweilte, theils wenige Stunden bei der Mutter unter harten Kämpfen zubrachte, indem man mich auf alle Weise zu überzeugen suchte, daß es Pflicht sei, den Albert wegen der Ansteckung zu verlassen, indem ich Leben und Gesundheit zu erhalten, der Familie, der Braut und wer weiß wem schuldig wäre. Mein christliches Gewissen sprach aber anders zu mir; jeder Vorwitz bei so ansteckenden Krankheiten erschien mir als Frevel, aber die Stimme der Liebe erschien mir als Ruf Gottes, und so hab' ich mich denn seiner Hand ergeben; soll ich angesteckt werden, so kann auch dieses nur zu meinem Frieden dienen. Wer weiß, welche heilsame Gesinnungen und Vorsätze mir der liebevolle Vater grade auf dem Krankenlager in's Herz reden wollte. Ihm will ich mich ergeben im Sterben und im Leben ...."

Wirklich wurde Sybel in Folge seiner treuen Liebe durch die Blattern des kranken Freundes angesteckt. Am 19. April

konnte er jedoch ſchon das Zimmer verlaſſen, und ärntete die bitterſten Vorwürfe über — die Beweiſe der Liebe. „Denke Dir," ſchreibt er, „ſo wurde gefrevelt, daß man meine Krankheit für eine Strafe Gottes erklärte, daß ich den Albert nicht verlaſſen. Die Tante *** hat der Mutter einen Brief geſchrieben, worin ſie mich als einen dummen Schwärmer hinſtellt, der noch nicht dahin gekommen, in allem das Ende zu bedenken. Wenn man ſolche Herzloſigkeiten erfährt, wird einem faſt kalt um's Herz gegen ſolche Herzloſen, und man muß Gott ernſtlich bitten, einem hier die Liebe zu bewahren, denn ſelber kann man ſie nicht feſthalten. Mir iſt's oft ganz böſe durch die Glieder gefahren darüber, aber ich merkte wohl, das ſei nicht das rechte. Daß die Leute, die doch nun durch Schmerz und Leid heimgeſucht werden, wie die Tante ***, darin nicht Gottes Stimme vernehmen und zu einem demüthigen Sinn kommen! Aber nein. Sie wollen ſeinen Arm noch ſtärker fühlen. Nun er wird wiſſen, wie er ſie beuge ..."

Den 13. Juni 1827.

... „Aber ich wollte Dir ja, l. B., vom heutigen Tage erzählen. Im ganzen hat er mir nicht übel gefallen, das Herz hat ſo ziemlich auf der rechten Stelle geſtanden. Ein paar mal wollte es ſich etwas hoch heben, und ſich ſelbſt erheben, und als es denn das ſelber ſich geſtehen mußte, da war es doch nur die Netzhaut, auf der dieſes Geſtändniß ſchütterte, und ſo recht in die Kammern wollte es ſich gar nicht begeben. Ja, ja, das Herz iſt ein trotzig und verzagt Ding!" ...

Den 10. Juli 1827.

.... „Julie und K. ſpielten einige wahrhaft ſchöne Kompoſitionen von Beethoven. Der Geiſt, der darin wohnte, war nicht ſo ein unbeſtimmter, ſchwebender, ſondern er hatte lebendigen Gehalt, ſo daß einem die Töne mit einer Klarheit, faſt wie Worte, zuſprachen. Ich hatte ſehr lange keine Muſik gehört und bekam dadurch nun wieder ſolch Verlangen nach geiſtiger Muſik, daß ich gar ſehr wünſchte, öfter dergleichen hören zu können. Ach, B., die Muſik iſt etwas Göttliches, aber der

Mensch hat alles Göttliche angegriffen in seinem Hochmuth, er hat die Musik zu seiner Dienerinn machen wollen. Da ist die Göttliche, einer niedern Magd gleich, beschimpft worden, und hat alle Sünden und Leidenschaften der Menschen tragen und in sich aufnehmen müssen. Es giebt aber Musiken, denen man es abfühlt, daß sich ihr Meister dem Göttlichen hingegeben und sich von ihm hat ergreifen lassen. Wie das Wahre nicht etwa zu warten hat, bis der Mensch es mache, sondern schon da ist seit Ewigkeit, und der Mensch der vorhandnen Wahrheit sich nur hinzugeben hat, so ist auch alles wahrhaft Schöne schon da von Ewigkeit, nicht der Mensch bildet es erst, sondern, wie er die ewige Wahrheit nur nachbilden kann in seinen Gedanken, so kann er auch das ewige Schöne nur nachbilden im denkenden Gefühl. Gute Nacht!" ....

Komm Jesus zu mir.

Ach, daß doch Deine Liebe
Sich tief in's Herz mir schriebe,
Daß dieß nur mein Verlangen,
Dich Jesu zu umfangen!

Den alten Menschen lassen,
Den neuen ganz erfassen,
Ich selber kann's nicht zwingen,
Du Jesu mußt es bringen!

Komm, komm, mein Herz ist offen,
Erfüll' mein sehnlich Hoffen,
Senk' Deinen Geist hernieder,
Richt' auf die matten Glieder!

1827.

Einiges aus der Zeit vom Herbst 1827 bis dahin 1828.

In dieser Zeit trat Sybel, wie schon bemerkt, in die erste geordnete Berufsthätigkeit ein.

Es bestand damals eine kleine, von einer Wittwe verständig und wohlwollend geleitete, Bildungsanstalt für Töchter der mittleren Stände zu Charlottenburg. Auf meine Empfehlung übernahm Sybel zu meiner großen Freude den Hauptunterricht, welchen ich selbst eine Zeit lang gegeben, an dieser Anstalt; täglich zwei Stunden des Morgens. Es war ein freundlich traulicher Kreis, in den der fromme, begeistrungsvolle Jüngling trat — wenn nicht jeder rechtgeleitete, nur nicht gar zu unförmliche Kreis der lieben Jugend sich alsbald zu einem solchen gestaltet? Wohl mußte ich besorgen, daß Sybel, bei seiner damaligen Auffassung der geoffenbarten Wahrheit, ungeachtet seiner Verehrung gegen dieselbe im allgemeinen, zuweilen Gewalt anthun werde; wie denn z. B. die Lehre von den Engeln, vom Teufel, und manche andere, selbst die Lehre vom Worte Gottes überhaupt, sich im Zusammenhange der Schule Schleiermacher's und der eignen spiritualistischen Richtung ziemlich verflüchtigen mußte. Dieß geschahe selbst noch in den folgenden Jahren. Seine Behandlung und sein Verständniß der Heil. Schrift erlitt hierdurch manchen Schaden, bis auch in dieser Hinsicht die Stunde seiner Befreiung schlug, und er nun manches Vorurtheil als hemmende Fessel einer freien Erforschung des Inhaltes der Offenbarung erkannte, was ihm bis dahin als Bedingung derselben gegolten hatte. Wie aber konnte ich zweifeln, daß das Wirken Sybel's, welcher der gesuchten Gnade treuer war, als so viele der gefundenen, in diesem lieben Jugendkreise gesegnet sein werde?

Wirklich faßte er die hier zu lösende Aufgabe mit ganzem Ernste auf, und blickte mit innigem Danke zu Gott auf, der ihm solche Freudigkeit und Frische zu einem Geschäfte schenkte, welches für ihn, der immer gründlich und mühsam arbeitete, und nun in so mannichfachen, ihm zum Theil noch ganz ungeläufigen, Gegenständen unterrichten sollte, recht mühsam war.

Wie nun die gebende Liebe und Zutrauen allezeit bei der Jugend reichliche Erwiederung findet, so sahe sich Sybel bald hierdurch reich beglückt. Mit großer Unbefangenheit und Offenheit bewegten sich die Kinder um ihn, der nun frei das bildende Wort in ihre Herzen senkte. Ihre kindliche Zärtlichkeit gegen den ernsten Jüngling war aber so groß, daß die Vorsteherinn

ängstlich wurde, wenn wohl auch die größeren Mägdlein so traulich an seinem Arme hingen; bis sie sich überzeugte, daß ihre Besorgniß hier weniger gegründet sei.

Diese Liebe wirkte natürlich wohlthuend auf Sybel's Thätigkeit, ja auf die ganze Stellung seines Herzens zurück. „Mir ist immer," schreibt er schon nach einigen Monaten an die Braut, „als hätte ich mich seit unserm letzten Beisammensein sehr verändert, und das muß mein neues Berufsleben machen. Ich bin aber auch in vielem weit wärmer geworden, das Leben ist mir so lebendig und frei geworden, der Mensch ist mir noch kleiner, aber doch freier, und Gott noch weit größer und herrlicher erschienen."

Die Erinnerung an diesen ersten, in frommer Liebe und Arbeit durchlebten, Wirkungskreis blieb ihm daher noch nach Jahren theuer und unvergeßlich.

Besonders wohlthuend, und ohne Zweifel auch gesegnet, war Sybel auch das still zurückgezogne Wohnen in einem Stübchen zu Charlottenburg während des Winters. Als er im folgenden Sommer seine Wohnung wieder in Berlin nehmen mußte, war ihm das geräuschvolle Treiben ganz fremd und lästig geworden. Wie er indeß während des Winters in den späteren Stunden, einige Vorlesungen zu hören, wohl an den meisten Tagen auf einige Stunden rüstig nach Berlin eilte, so ging er jetzt während des Sommers täglich in des Morgens Frühe nach Charlottenburg, den Unterricht in dem lieben Jugendkreise zu geben. O, wie glücklich sahet ihr oft, trauliche Lindengänge des heimathlichen Waldgartens! unter eurem Schatten dahineilen den Jüngling mit dem glänzenden Antlitz, mit der betenden Lippe, dem freudestrahlenden Auge! Wie sahet ihr seine Brust sich heben bei den Morgentönen der Nachtigall, bei dem Frohlocken der schwebenden Lerche, bei dem Weben eurer grünen Wipfel!

Dieser Aufenthalt in Charlottenburg gab Sybel auch Gelegenheit, bei den, bis an sein Ende ihm lieb gebliebenen, Turnübungen in der Kauerschen Anstalt daselbst helfend mitzuwirken. Hierdurch befreundete er sich näher mit Kayser, einem der Lehrer dieser Anstalt, welcher nun in den engeren Kreis der Freunde (damals in Berlin vornämlich Baur, Bohnstädt und K.

Wilmſen) eintrat. Aus dieſem Kreiſe ging ſpäter noch ein Verſuch hervor, die turneriſchen Beſtrebungen im alten Sinne zu erneuen, dadurch der zunehmenden Erſchlaffung der Jugend entgegen zu arbeiten, bei ſich ſelbſt und der Jugend Munterkeit und Geiſtesfriſche zu erhalten.

Hier mögen nur noch einige, das Gemüths- und Geiſtesleben Sybel's in dieſer Zeit bezeichnende Stellen ſeiner Briefe folgen.

Den 13. Siegsmonds 1827.

... „Es iſt wunderbar, mir will's jetzt, wenn ich aus meinem ſtillen Gemache in Charlottenburg nach dem geräuſchvollen Berlin komme, dort gar nicht recht behagen. Ich meine aber nicht das Geräuſchvolle der Straßen, ſondern des geſelligen Weſens. Darin geht's doch in B. immer aus Dur, und noch dazu mit gezogenen Tremulanten. Es iſt wahrlich ſchwer, hierbei ſich immer im Auge zu behalten. Ich hab's heut ſchon wieder oft bemerkt, wie man ſich gehen läßt. Bei H—s wurde alles durch einander geſungen. Ein Lied aber traf mich doch, weil ich die Worte kannte und ihnen nachdachte. Es war das Lied aus dem Freiſchütz: „Und ob die Wolke ꝛc." Als die Stelle kam: „Dein Auge, ewig rein und klar, nimmt aller Weſen liebend wahr," ſtand alsbald die Idee der Liebe Gottes vor meiner Seele. Dann dachte ich aber auch an mich, und wie das unreine Auge nicht alle Weſen liebend wahrnimmt. Ach, ich fühlte es recht lebendig, wie ſchwer mir die Liebe wird ..."

26. Windmonds 1827.

... „Ich bin noch immer von geſtern her ſo bewegt, mögte zuweilen eine Thräne aus dem Auge fallen laſſen, und dann wieder fröhlich ſein. Ich bin auch innerlich fröhlich und bei Gott, aber es gehen mir ſo allerlei Gedanken durch, was der da droben wohl noch aus mir machen werde. Denn es ſteht doch ſo um den Menſchen A. Sybel gar nicht gut, und das weiß keiner beſſer, als er und Er. Man iſt eigentlich zu nichts recht zu gebrauchen. Wenn man ſich's recht ausdenkt, wird man ganz klein, l. B., aber es iſt wahr. Es iſt auch gut, daß der Menſch

in allem merkt, es ſei nichts an ihm, und daß er alles empfangen muß. Ich kenne aber viele, die haben viel mehr empfangen, als ich, drum bin ich aber nicht böſe. Wie man ja alle Geſchenke, wenn ſie auch klein ſind, mit Freuden hinnehmen muß, und auf's Herz ſehen, das da giebt; **das Herz aber, das mir wenig gegeben hat, iſt gewiß gut** ..."

7. Hornung 1828.

... „Ja B., ich liebe Dich mit der erſten jugendlichen Gluth, und es iſt noch was hinzukommen. B., ſo ganz Eins, ſo im Geiſte Eins, nein, ſo hätt' ich's mir doch nie denken können! Und wem danken wir's? — Ja, wie die Gedanken kommen, ſo höre ſie; ich denke eben, wenn Gott einen von uns riefe, der andere würde nicht klagen, hat er uns doch ſo lange ſchon unverdient ſo reich gemacht. Und wenn man, dort ankommend, von ſolcher Seele zuerſt begrüßt würde, o welche Seligkeit! ..."

24. Hornung 1828.

... „Wie mich die Erkenntniß meiner Eitelkeit heut auf dem Herwege ergriff, wie ich mich ſehnte, mich ſelber ſo aus mir herauszuwerfen, und einem Anderen ganz ohne Rückhalt anzugehören! Ja wie Chriſtus ſagt: „Wer ſein Leben haſſet, der wird's gewinnen!" Ja, B., haſſe Dich auch ſelbſt, und laß Dir das größeſte Zeugniß, daß Du es thuſt, dieſes ſein, **daß Dich kein Tadel kränkt.** Suche jedem Tadel ſeine Wahrheit abzugewinnen, denn jeder Tadel hat noch ſeine Wahrheit an uns. Und wenn einem jemand ſagte: Du biſt ein Lügner! wer will es läugnen? Und wenn einem jemand ſagt: Du biſt ein Dieb! wer will es läugnen, **daß er ſich nicht oft aneigne, was ihm nicht zukommt, es ſei nun mehr geiſtig, oder mehr irdiſch!** ..."

Berlin, den 29. Oſtermonds 1828.

... „Heut Abend ging ich noch mit **Albert** ein Stück in den Thiergarten, der Mond und die Sterne ſchienen, und da wir grade vorher über **die Philoſophen**, welche Gott grade ſo zu denken behaupten, wie er iſt, und ihn alſo vollkommen

in ihrem Gehirn tragen wollen, gestritten, so dacht' ich: Wer doch Gott nachdenken mögte in allem, was er gemacht hat? Nicht einmal, wie aus dem Samen die Frucht wird, kann man ihm nachdenken. O der Stolzen! ..."

B., den 27. Brachmonds 1828.

... „Berta, was war es heut auf dem Wege nach Charlottenburg schön! Die Linden blühen jetzt und duften! Ich begegnete dem Könige, und grüßte ihn und es ward mir so warm um's Herz, als ich dachte: „Das ist die Person, welche die ganze Gemeinschaft unsres Staates vertrit. Den hat Gott dazu gemacht!" Wie sich das in mir verändert, oder wie es sich weiter gebildet hat! Früher liebte ich nur das ganze deutsche Vaterland. Dem schlägt das Herz noch eben so warm und wärmer, aber die Liebe ist mehr auch in's Einzele gegangen, ich liebe auch unseren Staat und die Person, die ihn vertrit. Das war mir früher ganz gleichgültig. So wird die allgemeine Liebe immer voller, indem sie alles Kleinere, als zu ihrem Kreise gehörend, erkennt. Ist's nicht in der Liebe zu Dir auch so ...?"

Hierzu setze ich eine verwandte Stelle vom 24. Febr. 1829.

... „B., es ist heut Friedrich des Großen Geburtstag, und so mußte auch er heut festlich in unsrer Erinnerung leben, und alle die, mit denen ich sonst diesen Tag gefeiert, was ich als echter Preuße oft gethan. Erhebt sich doch das Gemüth beim Anblick eines hohen, schönen Berges, warum nicht bei der Betrachtung eines hohen Geistes — wenn auch die Betrübniß hinzukommen muß, daß dieser Geist das höchste Bewußtsein, sich in Gott durch Christum zu fühlen, entbehrte! Gott aber, der in die Herzen sieht, weiß, wer es verschuldet, und weiß auch die leisen Regungen des Geistes, die uns entgehen, zu verstehen und zu würdigen; und von denen ist unser Friedrich nicht ganz frei gewesen."

* * *

Sybel in der Zeit vom Herbst 1828 bis Frühling 1831.

Begleiten wir Sybel auch in dieser Zeit zuerst in sein Berufsleben, so sehen wir ihn hier auf dem eben gelegten Grunde fortbauen, und seine Thätigkeit als Lehrer in einem größeren, wohlgeordneten Kreise fortsetzen. Mit Vertrauen und Liebe berief ihn der frühere, verehrte Lehrer, Direktor Spilleke an die Realschule zu Berlin. Hier sahe er sich in einen Kreis wohlgeleiteter Lehrer versetzt, er durfte seinen Pflug auf geebnetem, vorbereitetem Boden ansetzen.

Was soll ich noch sagen, mit welchem Ernste er hier seine heilige Aufgabe der Jugendbildung auffaßte, mit welcher Liebe, mit welchem unermüdlichen Eifer er an ihrer Lösung arbeitete? Sybel blieb sich auch hier in seinem Wesen und Streben treu, und konnte er denn anders, als sein ganzes Herz dem Beruf hingeben, den Gott ihm jetzt anwies, und welcher überdieß seiner Neigung so ganz entsprechend war?

Immer mehr trat nun aber die Liebe, und zwar die, der Sünde wegen, sich selbst beschränkende, heiligernste Liebe als die Seele seiner erziehenden Thätigkeit hervor. Dieser strebte er durch unbefangne Beobachtung, durch bescheidnes Merken auf Geübtere, durch den frommen Blick nach oben und durch angestrengtes Nachdenken in der Weisheit und reifenden Erfahrung die nothwendige Form und Ergänzung zu geben. So konnten seine Leistungen auf dem eigentlich erziehenden Gebiete nicht anders, als ausgezeichnet sein, auf dem unterrichtlichen mogte er sich auch hier durch die größere Mühsamkeit seines Arbeitens, namentlich auf dem Gebiete der realen Wissenschaften, etwas behindert finden.

Indeß bereitete sich Sybel auf alle seine Lektionen mit der größten Gewissenhaftigkeit vor, suchte den Lehrstoff ebenso mit Verstand zu durchdringen, als mit Gemüth anzuschauen, ihn demnächst methodisch anzuordnen und vorzutragen. So erwarb er sich auch in unterrichtlicher Hinsicht ein ausgezeichnetes Zeugniß. In einem solchen vom Jahre 1830, worin der Direktor der Anstalt zugleich den einstimmigen Wunsch der „Sybel,

durch seinen lebendigen Eifer, seine Hingebung an die Sache und sein persönliches Verhalten, mit Vertrauen und Wohlwollen ergebenen Lehrer der Anstalt" ausspricht, daß er der letzteren erhalten werden mögte, „worin er schon so viel Segen gestiftet habe," wird namentlich von seiner Methode gerühmt, daß er durch diese „seine Schüler auch innerlich anzuregen, und ihnen ein lebhaftes Interesse für den Gegenstand zu erwecken wisse." Besonders wird die Angemessenheit seines Religionsunterrichtes hervorgehoben, wodurch er einen segensreichen Einfluß auf die Schüler ausübe, indem er ihnen zugleich durch sein ganzes Wesen fühlbar mache, daß ihr Gedeihen ihm wahrhaft am Herzen liege." Darum, und mehr noch in Ansehung der eigentlich erziehenden Thätigkeit wird ihm hierin „ein ganz vorzügliches pädagogisches Talent" zuerkannt.

„In Ansehung der Disziplin," heißt es, „ist es vor allem sein sittlichfrommer Sinn, so wie seine Ruhe und Besonnenheit, in welcher sich Ernst und Milde vereinigt, durch die er bei den Schülern sich Eingang verschafft. Er bedarf es daher nicht, durch Strafen Gehorsam zu erzwingen, vielmehr sind alle Zöglinge in hohem Grade mit Liebe und Achtung gegen ihn erfüllt, so daß er überall auf Folgsamkeit rechnen kann."

So wurde Sybel denn auch schon nach Verlauf eines Jahres die Auszeichnung, einer Klasse als Ordinarius vorgesetzt zu werden. „Ich habe 20 Stunden bekommen," schreibt er im Okt. 1829, „und bin Ordinarius der Klasse des Julius geworden. Da bin ich der besondere Wächter der Schüler über Sittlichkeit und Fleiß, ihr väterlicher Freund."

Hier hatte er, bei einer zahlreichen Schulklasse, ein weites Feld für seine liebende Aufsicht. In dieser Hinsicht nun beschränkte er sich nicht auf das, was er pflichtmäßig zu thun hatte, wiewohl er selbst den großen Umfang seiner neuen Pflicht im Sinne der trefflichen Instruktion des hohen Ministerii erkannte. Davon ausgehend, daß der Lehrer vor Allem suchen müsse, den Schülern seine Liebe auch darzuthun, und so den Weg zu ihrem Herzen zu gewinnen, unternahm er häufig am Sonnabend mit den Schülern kleinere und größere Wanderungen, ja blieb zuweilen auch mit ihnen über Nacht in einem benachbarten, schöner ge-

legenen Orte. *) Hier kam ihm die Erinnerung der turnerischen Wanderfahrten trefflich zu statten. So mit den Schülern wandernd, singend und spielend, arbeitend, und am Abend unter traulichen Gesprächen den Hunger mit einer einfachen Speise auf eine wohlthuendere Weise stillend, oder die müden Glieder mit ihnen auf ein gemeinsames Strohlager streckend, erschloß er leicht auch die Herzen derer, die sonst die gewohnte Tücke der gewohnten Weise noch lange entgegengestellt hätten.

Am Schlusse der Wochenarbeiten mit den Schülern nahm er jedesmal diejenigen unter ihnen mit in seine Wohnung, die besonderer Ermahnung bedurften. „Dieß thu' ich alle Sonnabend," schreibt er im Januar 1830, „und es ist meist recht erwecklich für mich. Ich suche ihnen meine Liebe zu ihnen und zum Guten zu offenbaren." Und am 13. März: „Vormittag, in den 4 Stunden, suchte ich das lebendige Streben der Schüler mit mir fortzureißen. Hier blieb ich nach, dort gelang es. Um 12 Uhr nahm ich, wie alle Sonnabend, die schlechten Schüler auf meinem Zimmer besonders vor. Sie müssen mir ihre Arbeiten vorlegen, und ich prüfe sie über das in der Woche Gelernte. Einen habe ich, glaub' ich, gerettet, der, ganz versunken in Faulheit und Schlechtigkeit, jetzt zu den tüchtigsten Schülern gehört." Vielleicht war dieß derselbe Knabe, von dem er nach einiger Zeit erzählt, daß er schon vor den Schülern öffentlich ausgehauen und von der Schule entfernt werden gesollt, als Sybel vorgebeten und ihn in seine besondere Zucht genommen. Nachdem er ihn ein halbes Jahr lang wöchentlich zweimal zu sich genommen, sei er gebessert, und der Vater, ein Maler, habe ihm durch ein sinnreiches Geschenk seine Dankbarkeit ausdrücken gewollt. „Mich hat das tief bewegt — schließt er — und hoch erfreut. O es thut doch so wohl, wenn wir schwachen Menschen eine Anerkennung unsrer geringen Dienstleistung finden. Mir bringt es immer die Thränen in die Augen. Aber wehe, wer etwas um der Anerkennung willen thut!"

Wenn indeß Sybel seine ganze Kraft seinem Berufe hingab, wußte er dabei doch mit ruhiger Besonnenheit eine solche

*) Köpnick und die Müggelberge.

Hingebung von einem früh verzehrenden, und darum noch nicht mehr wirkenden Eifer zu unterscheiden. „Wohl kann ich sagen," schreibt er am 7. Jan. 1831 in Ansehung seiner näheren Zöglinge, „daß ich redlich an ihnen arbeite, ohne mich zu zerarbeiten. Denn das ist meine Ansicht von der Erziehung, erst dann ist sie wahre Erziehung, wenn sie fast gar nicht bemerkt wird, der stille Einfluß meines ganzen Lebens ohne viel Bewegung und Redensart. Nur selten muß das Wort mahnen, aber dann tief eindringend." Wie aber auch einem solchen Wirken in Liebe und Besonnenheit nicht alle Demüthigung erspart bleiben konnte, sieht man aus einer Mittheilung vom 7. Mai 1826.

„Ich habe," schreibt er hier, „heut auf eine ganz neue Art zu klagen. Ich habe in der einen Klasse einen sehr unnützen Buben. Der hat sich nun heut so vergangen, daß mir einkommt, dem könnte ein körperlicher Denkzettel nützen. Ohne heftig zu sein, sondern sehr ruhig, gebe ich ihm also eine Ohrfeige, aber der Knabe bückt sich zwischen die Pulte, wird aber doch noch getroffen, und bekommt dadurch einen solchen Stoß an der scharfen Pultecke, daß es blutet. Ich bekam einen tüchtigen Schreck, nahm mich aber doch zusammen. Nach der Stunde ging ich mit dem Knaben zu dessen Eltern, stellte ihnen die Sache einfach und wahr vor und hatte das Glück, gute Leute in ihnen zu finden. Aber wie schlimm hätte die Sache ablaufen können! Ich hatte in jenem Augenblicke doch nicht die rechte, besonnene Liebe in mir, und da hat mich der liebe Gott durch so ernste Strafe zum Bewußtsein gebracht. Es hat mich dieser Fall wieder recht niedergeworfen. Ich glaube, nun werde ich bald demüthig werden, und die kalte Eisrinde meines Herzens wird springen.*) Ich werde immer mehr erkennen, wie ich in allen Dingen der Hülfe Gottes in jedem Augenblicke bedarf."**)

Ein andermal (29. Aug. 1829) erzählt er: „In der 6ten Klasse habe ich einen äußerst faulen und trotzigen Buben. Heut war er besonders faul und über die maßen trotzig. Da nahm ich

*) Wer da hat, dem wird gegeben werden, und wird die Fülle haben ff. Matth. 25.

**) Der Leser wird diesen Vorfall weiter unten als ein bedeutsames Vorzeichen erkennen.

ihn mit zu mir, faßte die ganze Kraft meiner Stimme zusammen, und hieb dabei so auf den Tisch, daß ein Stock in Stücken zersprang: so soll es Dir gehen, wenn Du weiter wagst, trotzig zu sein! Der Junge zitterte an Händen und Füßen. Nun war ich wieder ganz ruhig und ernst, setzte ihn auf einen Stuhl, und ließ ihn ein Lied, frommen Inhalts, lernen. Nach einer Stunde nahm ich ihn wieder, ließ mir das Lied sagen, fragte ihn, ob er's verstände, sprach mit ihm darüber, ermahnte ihn herzlich und fragte ihn, ob er seinen Fehler einsehe. Er bejahete es und versprach, sich zu bessern."

„Die Liebe ist der Liebe Preis" — ja eine so in der Wahrheit sich gründende, in weiser Besonnenheit dargelegte Liebe ist auch der Liebe Kauf. Ohne sie für sich zu suchen, mußte sie doch als der schönste Lohn gefunden werden. Und sie wurde ihm im reichsten Maße zu Theil, wurde ihm von der immer empfänglichen, lieben, dankbaren Jugend oft in so rührender Weise dargelegt, daß er, der noch jünglingsfrische, streitbare Mann, oft in Thränen vor den Schülern stand, und gewöhnlich in dem Aufblick und der Hinweisung zu dem Geber alles Guten sich wieder sammeln mußte.

„Rührend war in Berlin," schreibt ein vieljähriger Zögling Sybel's, „die Liebe fast aller seiner Schüler gegen ihn. Hierzu trugen wohl die wöchentlich wiederholten, fleißig besuchten Spaziergänge mit ihnen nicht wenig bei. Als er, schon in Potsdam angestellt, einst durch die Kochstraße in Berlin fuhr, als eben die Stunden beendet waren, begleiteten hundert Schüler mit Freudengeschrei den Wagen, bis er ausstieg, und mit ihnen ging." Wobei er mühsam von der Stelle kommen konnte, erzählt eine Augenzeuginn dazu, indem alle herandrängten, ihm die Hand zu drücken.

Am reichsten legte sich diese Liebe an seinen Lebenstagen dar. So wenig Inneres den Aeußerungen dieser Art oft bei den Schülern zum Grunde liegt, so hatten sie doch hier jedenfalls mehr Bedeutung. Auch diejenigen Klassen, deren Lehrer er nicht mehr war, schmückten ihre Schulzimmer, ladeten ihn zu einem Besuche ein, und legten ihm ihre Liebe dar, so gut sie konnten. Nachdem er im Jahre 1829 diese Festlichkeiten beschrieben, und

eine Reihe von Geschenken aufgezählt, sagt er: „Da stand ich nun davor. Berta, ich weiß selbst nicht, wie. Mir war's, als hätte ich nie Aehnliches empfunden, ich fühlte mich untergehen im Gedanken an meine Schwäche, und doch gehalten von der Liebe der Kinder und vom Danke gegen Gott. Ich konnte anfangs nichts, als stumm weinen; dann aber quollen mir die Worte des Dankes gegen Gott, der Freude und der Ermahnung so warm aus dem Herzen."

Der nun schon in so vielen Zeugnissen vorliegende sittliche Charakter Sybel's machte es möglich, daß ihm jetzt schon mehre Knaben mit großem Zutrauen von den Eltern zur häuslichen Leitung und Erziehung übergeben wurden. Hierdurch fand er eine erwünschte Gelegenheit, das häusliche Leben, welches wir im folgenden Buche darzulegen haben, auf das schönste vorzubilden. Zugleich konnte sein pädagogisches Talent in diesem näheren Kreise noch eine besondere Entwicklung finden.

Ich beschränke mich hier auf wenige Andeutungen, da der folgende Abschnitt zur weiteren Ausführung dieses schönen Verhältnisses eine noch geeignetere Stelle bietet.

Es war zunächst vorzüglich die Familie des Oberamtmann Karbe, welche Sybel durch die ganze Zeit seines Schulamtes hier und in Potsdam seine Söhne anvertraute. Sybel löste seine Aufgabe so, daß das Verhältniß zu dieser edlen Familie je länger je inniger wurde. Während er sich in den Söhnen Freunde erzog, die noch heut mit kindlicher Verehrung ihrem väterlichen Freunde nachblicken, wußte er seinen eignen Gefühlen gegen die Eltern derselben keinen andern Ausdruck, als den der kindlichen Liebe und Verehrung zu geben.

Wie das ganze Leben Sybel's in dieser, und selbst noch in der späteren Zeit, an jene turnerischen Bestrebungen in ihrem schönsten Sinne erinnert, so namentlich der eigenthümliche Charakter dieses Verhältnisses zu seinen geliebten Zöglingen.

Sybel wollte in dem Verhältnisse eines leitenden, erziehenden Freundes zu diesen Zöglingen stehen. Hierzu erkannte er kindliches Zutrauen, offne, herzliche Anschließung einerseit, andrerseit aber Gehorsam als unerläßliche Bedingungen; und es gelang ihm trefflich, dieselben so geltend zu machen, daß man

nicht wußte, ob der Gehorsam bei den Zöglingen überwog, oder die Freiheit und Offenheit, mit der sie sich an den regierenden Freund anschlossen.

Sybel verstattete es allen, ihn mit dem brüderlichen „Du" anzureden. Zugleich aber wußte er das hiermit, und durch den ganzen entsprechenden Ton ausgedrückte freie, zutrauliche Verhältniß so zu halten, daß die Zöglinge nie die Stellung vergaßen, die sie Sybel gegenüber einnahmen, ja sich vielmehr innerlich verbunden fühlten, ihm die ehrerbietige Ergebenheit überall zu beweisen, die ihm nicht bloß durch seine amtliche Stellung gebührte, sondern noch mehr durch die Art, wie er dieselbe erfüllte.

Folgende Stelle eines Briefes vom 22. Okt. 1828 läßt noch einen Blick in den Anfang dieses schönen Verhältnisses thun; ich füge derselben nur die Versichrung hinzu, daß das so im Namen Gottes mit Ernst und Liebe Angefangene im allgemeinen überall im gleichen Sinne fortgesetzt und der Vollendung näher gebracht wurde.

... „Um in unsrem kleinen Reiche ungestörte Ordnung zu haben, und besonders, damit immer ein jeder wisse, was er zu thun habe, so habe ich eine bestimmte Hausregel gegeben, die aber so natürlich ist, daß, wiewohl ich sie aufgeschrieben, nicht weiter darnach gesehen wird. Die Kinder wissen nun stets, ohne mich erst zu fragen, was geschehen muß, und es bewegt sich alles in Bestimmtheit und Ruhe. So wird denn immermehr eine schöne Stille in unsere Wohnung einkehren, wie sie für einen Sitz der Wissenschaft nöthig ist. Außer den Zimmern, auf Spaziergängen und in den Turnstunden mögen die Knaben sich frei bewegen, und nach ihrer Art fröhlich sein.

Des Morgens vereinen wir uns zu einem geistigen Mahl, indem wir eine Stelle der Heil. Schrift oder ein schönes Lied lesen, und darüber sprechen. Ich denke, das soll mit der Zeit auch Frucht bringen. Abends, wenn mir die Knaben gute Nacht sagen, erinnre ich sie an das, was sie noch an sich zu ändern haben, und daß sie nicht vergessen, Gott darum zu bitten; doch geschieht dieß nicht regelmäßig, sondern wenn mich meine Stimmung, oder eine Veranlassung von Seiten der Kinder dazu auffordert ...."

Wer nun je in einem Verhältniſſe geſtanden hat, wie das jetzige Sybel's war, wird ſich ſelbſt ſagen, wie dieſer die Zeit auskaufen mußte, um über ſeine nächſten amtlichen Pflichten hinaus noch irgend weiter arbeiten zu können. Sybel hatte eine bedeutende Anzahl Stunden zu unterrichten, und hatte ſtets viel Zeit zur Vorbereitung auf dieſen Unterricht nöthig. Die beſondere Aufſicht über die ihm anvertraute Klaſſe koſtete ihm auch manche Stunde. Kehrte er endlich aus der Anſtalt in ſeine Wohnung zurück, ſo empfingen ihn die munteren Knaben, denen er nothwendig wieder manche Stunde widmen mußte. So konnten ihm wenige freie Stunden übrig bleiben, und es iſt ſchwer einzuſehen, wie er dabei ſeinen vielfachen Briefwechſel fortführen und ſeine geſelligen Pflichten gegen ſeine zahlreiche Familie und Freunde in Berlin erfüllen konnte.

Wie viel vermag aber eine kräftig durchgeführte Eintheilung der Zeit! Konnte Sybel ſich zwar nicht ſo umfaſſenden theologiſchen und philoſophiſchen Studien weiter hingeben, als er gewünſcht hatte, ſo errang er doch jetzt bei ſeiner zweiten theologiſchen Prüfung die höhere Zenſur. Ja er gewann noch Zeit, bei Schleiermacher Dialektik zu hören, und dieſen Gegenſtand mit mehren Freunden in einem beſonderen Disputirkränzchen zu bearbeiten.

Im Jahre 1829 ſchloß er ſich noch einem beſonderen Leſekränzchen für deutſche Klaſſiker an, denen er mit großer Liebe ergeben war. Außerdem koſteten ihm die ſchon gedachten wöchentlichen Spaziergänge und Wanderungen mit ſeinen Schülern und Zöglingen einen ſehr großen Theil der Zeit, und namentlich der freien Nachmittage, die ihm ſein Schulamt übrig ließ. An die erneuten turneriſchen Beſtrebungen, deren ſchon gedacht wurde, iſt hier nochmals zu erinnern. Für dieſe haben gewiß jene Wanderungen unter ſeiner Leitung eine geſegnete Gelegenheit geboten. Hiermit in Verbindung ſtand auch die Feier eines beſonderen Maifeſtes, welches Sybel in Verbindung mit gleichgeſinnten Freunden im Jahre 1830 ordnete, und in der Nähe von Berlin in einem großen, geſelligen Kreiſe feierte. Es wurden hierzu eigne Lieder gedichtet und geſungen, und im Gegenſatz des ſchalen Treibens in den gewöhnlichen geſelligen Kreiſen eine reinere, vollere

Luft in dem lebensvollen Tempel der Natur gesucht, und wohl auch gefunden. Glückliche Zeit, wirst du dem gefallenen Geschlechte, auch auf dem schmalen Lebenswege, noch dießseit wiederkehren, wo solche Bestrebungen eine dauernde, beglückende Wirklichkeit finden?

Endlich nahm auch die Kunst in dieser Zeit Sybel noch in lebhaften Anspruch. Er hielt es auch für Pflicht, den Sinn seiner näheren Zöglinge möglichst für dieselbe zu wecken, und machte sich Vorwürfe, hierin nicht genug zu thun. Daß indeß die Kunst, soll sie zugleich aus einem höheren und dem Leben des Volkes hervorgehen, und so auf das Leben und für ein höheres wirken, noch ein andres Zeitalter suche, konnte seinem tiefblickenden Gemüthe nicht lange mehr verborgen bleiben.

... „Nach Tische ging ich," schreibt er am 24. Okt. 1830, „mit meinen Zöglingen nach der Ausstellung, und zeigte ihnen die Bilder, die mir am meisten gefielen. Ach, schöne Bilder waren da, und mein Sinn war so offen. In einige Gemälde habe ich mich ganz versenkt. B., den Eindruck macht die Kunst oft auf mich. Ich fühle, wie sie sein sollte, und eine unendliche Sehnsucht nach dem Lande des Friedens ergreift mich. Morgen gehe ich wieder hin. Ich sehne mich nach einem Freunde, der Künstler wäre. Er müßte einen tiefen, stillen Sinn haben. Berta, wenn der dann zuweilen zu uns käme, und uns von dieser Seite her lebendig anregte. B., wenn ich malen könnte, ich würde viel malen. Wenn ich ein Gedicht lese, so seh' ich seine Gestalten immer vor mir. Aber auch in Tönen höre ich es. Poesie, Malerei und Musik, die sind mir immer in einander ..." Und am 31. Okt.:

... „Heut folgte ich der Einladung zum Stiftungsfeste des jüngeren Künstlervereins. Es war eine Gesellschaft von 150 Personen. Der Scherz hatte aber so die Oberhand, daß es zu viel wurde. Bei Tafel kamen auch vielfache Witze vor, die leider oft in das Allerniedrigste versanken; auch brach bald eine gewaltige Rohheit und Sinnlichkeit aus, die mich schnell heimgehen hieß. Mit tiefem Schmerz eilte ich durch die mondhelle Nacht. Das, dachte ich, sind die Menschen, die in ihren Werken dem Volke ihre stille, einsame Begeisterung offenbaren,

das geistige Leben des Volkes steigern und erheben sollen? und mir ward sehr, sehr wehe. Und doch auch wohl. Ich fühlte mich selig im Geiste, und in dem Bewußtsein, daß er doch auch auf Erden seine Kirche habe ..." *)

Schon im Jahre 1828 ging ihm wohl die Ahnung der fragmentarischen Stellung der Kunst zuweilen auf. Bald nachdem er seinen Wohnsitz wieder in Berlin genommen, schreibt er der Braut, wie er der sehr entfernt wohnenden Mutter täglich eine Stunde widme, und fährt dann fort: „Liebe B., das Paradies ist verloren, die Sehnsucht darnach ist groß, und in der Sehnsucht ist es uns nah' ... Ich habe heut mit Baur etwas aus Tasso's befreitem Jerusalem gelesen; da dacht ich auch, und fühlte es mit Thränen im Auge, daß jedes Kunstwerk ein Seufzer nach dem Paradiese."

Fürwahr, diesem Gedanken kann sich der Weg zur richtigen Stellung der Kunst kaum verschließen! Gewiß darf diese neben der Kirche, mit und in derselben, mit ihren Symbolen, ja mit ihren, den Riß der Sünde in die Welt der Gegenwart überfliegenden, Schöpfungen des Schönen, Zeugniß geben von dem Dasein einer höheren Welt. Und jemehr ihre Priester sich bewußt sind, daß auch ihr Reich mehr in einer höheren Welt wurzelt, jemehr sie des Gegensatzes zu der Welt in der Gegenwart, auch über den abstrakt-ästhetischen Gesichtspunkt hinaus, sich bewußt sind, werden sie, im freien Dienste

*) Ich füge noch Einiges aus diesem schönen Briefe hinzu. „Heut Abend wird es anders sein. Ich feire mit 12 ernsten Freunden den 31. Okt., Luther's Heldenthat. Ich habe mir in Beziehung darauf Luther's 95 Sätze, ein Lied von Hutten, und dergleichen Reformatorisches gelesen. Ich will Einiges davon auch der Gesellschaft vorlesen. Ich wünsche, daß Luther's und seiner Genossen Geist unsere Gemeinschaft erfüllen möge. Gott, heilige Du mein Herz dazu! Laß mich in rechter Demuth unter den Freunden sein! Die Gedanken, die uns in der Erinnerung an Deine Glaubenshelden aufsteigen, blühen uns oft, und wir denken, wir geben sie uns selbst, da sie doch nur Dein Gnadengeschenk sind. O erhalte mich in dem Bewußtsein, daß ich alles, was ich bin, aus Gnaden bin, amen! — Liebe B., ich gehe jetzt, Du gehest mit mir .... Lebe wohl, lebe wohl!

der Kunst, dennoch die allumfassende Aufgabe der Kirche, die Erlösung, fördern helfen. Doch wie fern war und ist der große Troß der, am Sinnlichschönen übersättigten, Kunstjünger davon, diese Stellung der Kunst auch nur zu ahnen!

Welch' ein ungeheurer Kontrast mußte es aber sein, wenn Sybel nun mit dem empfänglichsten Gemüthe bald sich jenen Anschauungen des Idealschönen hingab, welche die Todesbrüche unsrer gefallenen Welt weit überfliegen, bald wieder zu der Anschauung der jammervollen Seelentodeskämpfe und Leiden der geliebten Mutter zurückkehrte, welche durch die selbstgeschaffnen, geselligen Wirren des Hauses sich jetzt schon zum Aeußersten steigerten.

So konnte die Welt, mit dem Herrlichsten, was sie hat, ihre Blöße und Todeswunden vor den Augen Sybel's nicht mehr verdecken, ja der Reichthum seines Gemüths und der Glanz seiner Ideale konnten jene Lücken weder schließen, noch überkleiden, welche die Sünde ihm auch in das Theuerste gerissen hatte. Ja selbst so von der Sonne der Erlösung angeschienen, mußte ihm die Welt ein unerfüllter Seufzer nach Erlösung bleiben; sein eignes, durch die Hand der Gnade schon weit über die niederen Kreise des Weltlebens erhobenes, Herz kam noch nicht über das „Wollen habe ich wohl, aber Vollbringen des Guten finde ich nicht," hinaus. Erkannte er auch Christum als den, welcher ihn allein aus diesem Todesleben erlösen konnte, so wußte er doch noch nicht, seine Hand im Glauben recht zu ergreifen und so den Frieden des Herzens und — der Erkenntniß zu gewinnen.

Ueberall schmerzten ihn die Wunden der Sünde, von der er alle Gebiete des Lebens, des eignen wie des fremden, durchdrungen sahe, und bis in das Innerste erschütterte ihn das Leiden der Mutter, selbst nicht ohne Gefahr für sein eignes Leben. Aber entweder verkannte er den geheimnißvollen Zusammenhang der Individual-Sünde mit der Universal-Sünde *) unseres Geschlechts, oder er schwächte den Begriff der Sünde, indem er den Einzelen als nur abhängig von dem Ganzen dachte, anstatt nach der einfachen Schrift- und Kirchenlehre, die

*) Erbsünde.

auf einmal göttliches Licht und Klarheit in die Widersprüche menschlicher Meinung bringt, noch einen Schritt weiter zu gehen. Hiernach hätte er gesehen, wie die Sünde ursprünglich eine freie That des, im Gehorsam Gottes göttlichfreien, Menschen war, mit welcher er den Gehorsam Gottes, des Lebens und der Freiheit Bedingung, brach und so dem Reiche des Todes, des Fürsten der Lüge und der Finsterniß verfiel, in dessen Gehorsam er wider das Lebenswort Gottes getreten war.*) Von diesem Todesleben im Dienste dessen, der „sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens“**) konnte er erst dann recht durch Christum Erlösung hoffen, der allein die größere Macht hat,***) die Werke des Fürsten der Finsterniß zu zerstören.

Diesen nothwendigen Zusammenhang des sündlichen Verderbens und der Sünde in ihrer gegenwärtigen Erscheinung mit jener ursprünglichen Sünde, und den entsprechenden Zusammenhang mit den verborgenen Mächten des Fürsten der Lüge erkannte er, ungeachtet der klaren Aussprüche der Schrift, nicht an. Er war in dieser Hinsicht noch zu abhängig von dem Systeme Schleiermacher's, dem er in anderer Hinsicht so viel verdankte. Indem er aber die Sünde nicht auf jenen ursprünglichen Mißbrauch der Freiheit, sondern — als läge sie nicht auf dem Gebiete des Geistes, sondern der Natur! — auf einen nothwendigen Naturzusammenhang zurückführte: schwächte er den Begriff der Sünde, und so konnte ihm auch die Erlösung nicht in ihrer ganzen Bedeutung aufgehen, wenngleich ihm Christus der Mittelpunkt seines Denkens und Lebens blieb, schon nach der Stellung desselben in jenem Systeme, noch mehr nach dem Bedürfnisse seines Herzens.

Noch hemmender für Sybel war der Einfluß der höheren Kritik, wie sie sich nennt. Indem er nicht vermogte, ihre Riesenträume, ihre schrift- und himmelstürmenden Versuche unter das Licht einer noch höheren Kritik zu stellen, mußte er ihre Ergebnisse wenigstens auf sich beruhen lassen. So mußte

*) 1 B. M. 3. Röm. 6, 16. Joh. 8, 41—44.

**) Ephes. 2, 1—6.

***) Joh. 8, 36. „So euch nun der Sohn Gottes frei macht, seid ihr recht frei.“ 1 Joh. 3, 8. Col. 2, 12. 13. ff.

sein Vertrauen zu der Schrift, als Gottes Worte, nothwendig geschwächt werden, und die Gefahr, in Deutung desselben menschliche Weisheit an die Stelle göttlicher Offenbarung zu setzen, mußte ihm im gleichen Maße geringer erscheinen. Dieß konnte namentlich auch auf seinen, in anderer Hinsicht so lebensvollen, anregenden, Religionsunterricht nicht anders als nachtheilig wirken. Gewiß war es in dieser Hinsicht nicht bloß die Verflüchtigung mancher einzelen Lehre, als z. B. der von den Engeln, von dem Teufel, von der Versöhnung, die er späterhin als eine frühere Schuld beklagte. Die Wahrheit (in Gott, in Christo persönlich, in seinen Wirkungen, seiner Offenbarung abbildlich) ist ja Eine, ein geschloßnes Ganze, und keine ihrer einzelen Beziehungen kann wesentlich verkannt werden, ohne daß die Erkenntniß des Ganzen und aller übrigen Beziehungen dadurch litte.

Wenn aber das Leben Sybel's schon in diesem Abschnitte, schon im Suchen nach der Wahrheit — die so nicht gesucht werden kann, ohne daß der Suchende bereits von ihr berührt wäre —, so reich erscheint: wie mußte, wie muß dasselbe sich einst im Gehorsam, im Leben der Wahrheit völlig frei geworden, reich und herrlich entfalten!

Endlich auch hier noch einige Stellen aus dem schriftlichen Nachlasse des Verewigten, aus der letzten Zeit dieses Abschnittes.

* * *

14. Weinmonds 1828.

... „Ich habe jetzt alles Vertrauen zu mir selbst verloren, ich weiß, daß ich nichts Gutes kann von meiner Natur aus, auch nicht einmal Dich lieben. O weh über die arme Menschheit; aber Einer ist, der mich mächtig macht, und das ist Jesus Christus, der HErr. Und durch ihn kann ich Dich lieben mit einer heiligen Liebe, welche durch die Gewalt der Hölle nicht überwunden werden kann ...."

5. Herbstmonds 1829.

... „Ach, gute Nacht, Berta! Noch eine Nacht, und ich hab' das Viertelhundert vollendet. Ob es wohl noch

mal so viel werden? Und wie bald kann's aus sein! In Deine Hände, o Gott, befehle ich meinen Geist, — und da ist Deiner mit darin ...."

2. Oktober 1829.

... „Berta, ich habe so wunderbare Tage in meinem Leben. Sie steh'n einzeln da. Da kann ich aus der höchsten Wärme übergehen in die größte Kälte, und so, daß mir's körperlich wird. Ich weiß nicht, wie's kommt, und es ist, als wenn mir ein fremder, kalter Geist die Liebe nimmt. Luther würde dann mit dem Tintenfaß nach ihm werfen. So ist's mir eben, und ich weiß keine Ursach ...."

„O Geist, flieh' nur zum ew'gen Geist,
Der dich dem eignen Nichts entreißt,
Der alle Qual des Sehnens stillt,
Mit Lieb' und Frieden dich erfüllt ..."

„Nur ohne Wechsel, ewig Liebe,
Ist Gottes Geist in seinem Triebe,
Der still und hehr das All durchweht,
Und ewig Lieb' und Leben sä't.

Er selber muß Dir Alles geben,
Was in Dir lebt ein ewig Leben;
Denn was Natur auch Hohes schafft,
Ihr dient ja auch des Todes Kraft.

Auch Liebe, von Natur geboren,
Die sich ein andres Selbst erkoren,
Sie kränkelt schnell, sie stirbt so bald,
Natürlich Herz ist warm und kalt.

Drum laß den Geist der Liebe säen
Die Lieb' in's Herz, dann wird sie stehen,
Wird grünen für die Erdenzeit
Und blühen in der Ewigkeit."

20. Ostermonds 1830.

Gebet.

Du wirſt es ewig gut verwalten,
Denn nie kann Deine Lieb' erkalten,
Zwar meine Lieb' iſt ſchwach und arm,
Doch Deine bleibet ewig warm:
Drum mögt' ich Dir, ach Dir allein,
Mein ganzes volles Leben weih'n!
In Dich nur mögt' ich mich verſenken,
Mein Nichts aus Deiner Fülle tränken!

Vor Dir, o HErr, zu knieen,
In heil'ger Andacht glühen,
Darnach ſehnt ſich mein Herz.
Es iſt ſo oft zerriſſen,
Und nur zu Deinen Füßen,
Da heilt der tiefe Schmerz!

28. Februar 1830.

... „Ich habe mich neulich mal wieder ſelbſt durch ein geiſtlich Lied geſtärkt. Ich konnt's nicht mehr zurückhalten:

Ich ſehe Dich, mein Heiland, vor mir ſchweben,
Und Gott in Dir und Dich in Gott nur leben;
Ich ſchaue, ſtaune, ſinke, bete ſtill,
Mein Leben ſich in Deins verlieren will.

Doch bleibt mir immer fern Dein heilig Weſen,
Mich will die Gnade noch nicht ganz erlöſen.
Ich wanke und ich ſinke ohne Muth,
Es ſiegt in mir noch immer Fleiſch und Blut.

O, komm doch, laß Dich bitten nicht vergebens,
Du, lange ſchon die Sehnſucht meines Lebens,
Komm, Jeſu, komm und lebe nun in mir,
O, ziehe mich doch endlich ganz zu Dir!

Den 12. Lenzmonds.

Den 3. Brachmonds 1830.

... „B., in dem Getreibe Berlins fühl' ich mich ſo einſam. Du fehlſt mir überall, B., Theil meines Lebens! Berta,

ich habe in der Stille noch einmal unſer Beiſammenſein durchlebt ... Immer beſtimmter wird mir nun der Gedanke zum Willen, ein eignes Hausweſen zu gründen. Ich fühle, wie im Einsſein mit Dir meine Liebe zu allen Menſchen wächſt. Durch gemeinſames Leben mit Dir wird mein Geiſt heiterer, meine Aeußerung inniger zu allen Menſchen. Ja, glaube es, B., ich werde noch ein anderer. Ich fühle und weiß zu ſehr, was Du in mir nur dulden, nicht lieben kannſt, und bin betrübt bis zum Tode, wenn ich mir geſtehe, klar geſtehe, wie viel das noch iſt. Aber liebe nur das Wahrhaftige in mir recht innig, es wird ſiegen! Das Leſen der Schleiermacher'ſchen Monologen mit Dir hat mir neu und friſch ein Ideal meines Lebens hingeſtellt, ich habe mich auch mit meinem Willen dem hingegeben, ich will es erlangen; aber nicht aus eigner Kraft, durch Gottes Gnade, der ja nur wollen kann, daß ich ſo werde, und immer und immer wieder gebeten, mir geben wird. Immer beſonnener und kräftiger iſt das Leben zu ergreifen. Berta, nur auch friſch hinan! ..."

In dieſem Jahre lag es ihm noch ob, ſeiner Militärpflicht zu genügen. Die angeſtrengten Bemühungen ſeines Direktors, der ihn jetzt für unentbehrlich hielt, und ſelbſt des Geiſtlichen Miniſterii, erlangten nur ſoviel, daß ihm geſtattet wurde, ſich dieſer Pflicht in der kürzeſten Zeit zu entledigen, in der etwa der Dienſt gelernt werden mag. Er wählte unter den ihm freiſtehenden Garniſonſtädten Prenzlau, weil ſeine Braut damals in der Nähe lebte. Hier bot ſich ihm nun eine glänzende Gelegenheit, Ausdauer und Geduld zu beweiſen und zu üben.

Wiewohl er mit frohem Muthe dieſer Zeit entgegen ging („ich werde mit Leib und Seele Kriegsmann ſein," ſchreibt er kurz vor dem Abgang nach Prenzlau), ſo wurden ihm doch, während der heißeſten Sommermonate, Anſtrengung und Beſchwerden ſo gehäuft, daß mancher andere ihnen hätte erliegen mögen. Seine Behörde wünſchte es an ihm jedermann zu verleiden, unter ähnlichen Umſtänden ſie zu beläſtigen, und Pr. zu wählen.

Indeß überwand Sybel alle Schwierigkeit mit unermüdlicher Geduld, und erwarb ſich auch hier Liebe und Anerkennung.

„Wieder ist ein Tag meiner Passionszeit vorüber," schreibt er am 22. Juli 1830, „denn es ist 6¼ Uhr, und um 6 bin ich vom Exerziren gekommen. Der Major, der heut sehr gnädig gegen mich war, erklärte mir: Ich habe es Ihnen darum so schwer gemacht, damit Sie, wenn Sie später einmal ruhig im Fenster liegen, und die Soldaten vorbeiziehen sehen, nicht sagen: „Ach, das ist ein Kinderspiel, so ein bischen Soldat sein," sondern denken: „Die armen Teufel haben ein schweres Leben!" Das hat wirklich viel Wahrheit, und wenn er's mit Besonnenheit darum gethan hat, bin ich ihm Dank schuldig."

Am 7. August wurde er entlassen, und „frei wie ein Vogel, der in den Lüften schwebt," eilte er sogleich nach Berlin, mit herzlichem Gebete zu Gott, ihm erneute Kraft zu verleihen in seinem Schulamte.

Der Verf. mag hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es ihm doch als ein tief demüthigender Nothstand erscheint, wenn auch die werdenden Diener des Evangelii Christi so noch in die Uniform gezwängt werden, und das Gewehr schultern lernen müssen. Dieß hat zwar ohne allen Zweifel für viele sehr viel Gutes, mag auch unter den obwaltenden Umständen schon darum das Beste sein, weil, wären die Kandidaten des Predigtamtes von dieser Pflicht überhaupt entbunden, ein noch größerer Haufe feiger, träger, für das Pfarramt also am alleruntauglichsten, Gesellen sich zu demselben drängen würden. Aber dieser Nothstand muß doch einmal aufhören, und das damit verbundene Fremdartige für die Diener des Friedens auch jetzt schon anerkannt werden. Mögte es nicht halb für einen Scherz genommen werden, der wohl hier nicht an seiner Stelle wäre, so wollte ich so sagen. Man mögte die Pfarramtskandidaten für die Dauer ihrer gesetzlichen Dienstzeit unter die übrige Wehrmannschaft — die an geistlicher Führung und Pflege gar keinen Ueberfluß hat — vertheilen, sie mit den Kriegsmännern ohne Unterschied in den Kasernen ꝛc. wohnen lassen, und die Einrichtung treffen, daß sie ihnen als Lehrer in der Führung der geistlichen Waffen zur Seite stehen, ihnen auch wohl selbst, nach Art der dienenden Brüder in den Klöstern, leibliche Dienste leisten müßten. Daneben könnten sie die Versäumten

in Schulwissenschaften unterrichten, in die Garnisonschulen gewiesen und überhaupt so im Dienste der Wehrmannschaft beschäftigt werden, daß ihre Kameraden sie nicht um ihre Muße zu beneiden hätten. Endlich mögte man diejenigen, welche sich in diesem Verhältnisse gar zu ungeistlich erwiesen, auch Gehorsam, Demuth, Liebe, Geduld nicht lernen, Anstrengung nicht ertragen mögten, als für das geistliche Amt untauglich, ganz dem Kriegsdienste zuweisen, wo sie dann schon Fleiß und Gehorsam lernen, und zugleich die Lücken ausfüllen mögten, die sonst durch Anwendung dieser Maßregel in den Reihen der Wehrmänner entstehen mögten.

Sonntag, den 5. Sept. 1830.

Liebe Berta!

Nur noch wenige Tage, und ich bin wieder ein Jahr älter.*) Wie die Zeit eilt. Wahrscheinlich habe ich doch die größre Hälfte meines Lebens schon hinter mir. Ich mögte die Eil' aufhalten, um noch länger mit Dir leben zu können. Und doch sind das nur flüchtige Wünsche. Wer würde sich nicht freudig in der Hand eines so lieben Vaters wissen? Aber davon bin ich überzeugt, der Mensch kann sehr viel zur Erhaltung und Verlängerung seines Lebens thun. Die Weisheit ist mir der Begriff, der die besonnene Führung des Lebens im Innern und Aeußern bezeichnet. Dem Manne geht sie immer mehr in ihrer Erhabenheit auf, wird seine Sehnsucht. Ach Berta, wie sie fehlt! Ich mögte klagen, aber ich lasse die Klage aufgeh'n in das schmerzvolle Verlangen, immer besser zu werden, immer fester und tiefer einzudringen in den Geist, der überall nah', überall da ist. Lebe wohl, meine Berta. Strebe mit mir, heiliger Begeisterung voll, laß uns immer mehr Eins werden in Gott! ..."

Dank für die Braut.

O Vater, Deine Güte
Bewegt tief mein Gemüthe,

*) 26 Jahr.

Zieht mich, vor Dir zu knieen,
Und in dem Herzen glühen
Mir Andacht, Lieb' und Dank.

Die Du mich ließeſt wählen,
Die Seele meiner Seelen,
Haſt Du mir heut gegeben,
Da Du in dieſes Leben
Sie her zu mir geſandt.

Wie kann ich anders danken?
Ich will feſt ohne Wanken
Sie lieben, und mein Leben
Ihr ganz zu eigen geben:
So thu' ich, was Du willſt.

8. Siegsmonds früh.

Immer näher kam nun die Zeit ſeiner amtlichen Beförderung, und mit ihr die ſeiner ehelichen Vereinigung; immer lebendiger wurde die Ahnung derſelben, und immer höher ſtieg die Sehnſucht nach ihr.

Berlin, den 5. Januar 1831.

.... „Der Tag iſt vorüber, und mein Herz iſt bei Dir. Vielfach bin ich heut mit meinen Kräften in Anſpruch genommen worden. Nachmittag machte ich eine Eingabe an den Magiſtrat zu Brandenburg wegen einer dortigen Predigerſtelle und ſchrieb an L., um mich zum Sonnabend bei ihm anzumelden. Eben ſchrieb ich noch eine Eingabe an die Potsdamer Regierung, die ich mitnehmen will. Ach Berta, liebe B., wir wollen hoffen, daß der HErr uns ruft, aber nach ſeiner Ordnung müſſen wir uns auch äußerlich bewerben. Es zog mich grade nicht nach Brandenburg, aber ich denke, es könnte grade ſein Wille ſein, mich dort hinzuſtellen, und da muß ich ſeinen Willen verſuchen ... Liebe Berta, ich habe eben Deinen lieben, lieben Brief erhalten. Er iſt ſo voll heiliger Liebe. Berta, ich bin ſo glücklich in Dir. Gott wird uns bald ganz vereinen. Auch ich muß die Sehnſucht halten ....“

Den 28. Jan. 1831.

... „Mich betrübte die Sache auch, aber so an's Leben ging sie mir nicht. Ich glaube aber auch, daß man nach einer Seelenruhe streben muß, die einen vor dergleichen Erschütterungen sichert. Alles ist Euer, sagt Paulus: Gegenwärtiges und Zukünftiges. Du mußt Dich noch mehr stählen für's Leben. Ich will Dir keine Schmerzen machen, m. B., ich will auch, so viel ich kann, von Dir abwehren, ach, ich will Dich so unendlich lieb haben, Berta, aber Schmerzen werden doch kommen. Was können einem die eignen Kinder, wenn Gott sie schenkt, neben vielen Freuden, tiefe Schmerzen schaffen! Und wenn ich einmal von Dir scheiden müßte, Berta, was könnte Dich noch treffen! Es giebt aber gegen das alles ein Mittel, das ist die Ruhe in Gott. Der Pfeil trifft, aber er verwundet nicht. Liebe, liebe Berta, ich habe so inniges Mitleid mit Dir, ich fühle Deinen Schmerz in der Liebe zu Dir mit, und um so mehr mögt' ich Dir helfen, Dich mit Deinem Schmerz in meine Brust fassen, und mit meiner Liebe heilen alles, alles Wunde. Berta, daß Du so bald die Meine sein sollst, ganz die Meine. Ich will Dein Hüter sein, Dich liebend schützen. Stark, ja stark fühlt sich meine Liebe, und sie wird mich noch stärker machen, denn sie selbst wird noch tiefer, noch heiliger werden; alles wird sich einen. Berta, der Gedanke solcher Einheit schwellt mir die Brust! ..."

Ohne Zeit.

... „In stiller Sehnsucht meines Geistes harre ich heut Deiner Ankunft, und bitte Gott, er möge uns seinen Geist senden, damit wir in seiner Liebe bei einander sein mögen. Ach, B., ich wollte, ich könnte Dich so lieben, wie ich mich sehne, unwandelbar und über alles Irdische hinaus ..."

Dein A.

„Ist es nicht zu wenig, l. B., wenn ich Dich nur grüße? Nein. Ist nicht solch' ein Gruß des ganzen Geistes Neigen zu Dir? Gewiß. So grüße ich Dich."

Dein A.

„Eben habe ich Deinen Brief geleſen. L. B., ich mögte Dir ſo viel Liebes ſagen. Nimm die wenigen flüchtigen Zeilen liebend von mir auf. Ich fühle mich ſo frei und wohl in Dir. Mir iſt wohl beim höchſten Schmerze, denn mir ſchlägt ein treues Herze! O Gott, daß Du uns Liebe geſchenkt haſt!"

Dein A.

„Ach, ich mögte Dir ſeit geſtern Abend immer und immer wieder ſagen, wie Dich meine Seele liebt, und daß ſich mein Leben ganz um das Deine rankt, und daß keine Mängel und Gebrechen Deiner Wirklichkeit mir das ideale Bild Deines Weſens, was mir auch durch alle Wirklichkeit immer hindurchleuchtet, zu trüben vermögen. Berta, meine Berta, mit Dir dem Himmel entgegen, ach nein, noch mehr, mit Dir in den höchſten Augenblicken des Lebens auf Erden ſchon im Himmel! Wie Dich mein Arm umſchlingt, ſo umfaßt Dich mein Geiſt. Ich bin, o fühle es mir nach, was ich dabei empfinde, ich bin Dein A."

Sehnſucht nach Leben und Frieden.

Ich ſchaue Dich Leben in Blumen und Bäumen,
Ich hör' Dich aus ſüßem Vogellied,
Ich ahne Dich droben in weiten Räumen,
Wo Stern bei Sternen ſo ruhig zieht.
Du weh'ſt in der Menſchen großem Kreis,
Du machſt bei Lieben das Herz mir heiß;
Doch fühl' ich, ach allzubald! Dich ſchwinden,
Ich ſuche ſehnend und kann Dich nicht finden.
Komm wieder, komm wieder, du ſelige Luſt,
O ſenke Dich ewig tief ein in die Bruſt!

17. Wonnemonds 1830.

O, laß mich, fern vom Menſchentreiben,
Hier in dem ſtillen Walde bleiben,
Wo Blumen blüh'n und Nachtigallen
Mir Ruh' in's trübe Herze ſingen,
Wo unter dunklen Buchenhallen
Mich heil'ge Schauer tief durchwallen.

Drittes Buch.

Mannesalter.

Frühling 1831 bis Herbst 1838.

„Eins aber ist noth.“
„Wer sein Leben verlieret um meinet- und des Evangelii willen: der wird es behalten.“
Luc. 10, 42. Marc. 8, 35.

Erſter Abſchnitt.

Schulamtsjahre in Potsdam.

Frühling 1831 bis Winter 1834. — 27ſtes bis 30ſtes Lebensjahr.

„Aber was mir Gewinn war, das habe ich um Chriſti Willen für Schaden geachtet. Denn ich achte es alles für Schaden gegen die überſchwengliche Erkenntniß Chriſti Jeſu, meines HErrn."

Phil. 3, 7. 8.

Hoch glänzt der Himmel in der Sterne Pracht,
Ihn ſchmückt des Kreuzes, ihn der Thiere Zeichen; —
Doch muß dein goldner Schimmer erſt erbleichen,
Willſt Tag du werden, ſüßer Traum der Nacht! —

So mußt' auch vor der Wahrheit Uebermacht
Der hehre Glanz der Ideale weichen,
Du ſtrebſt das Ewigeine zu erreichen,
Das Tag aus Nacht, das frei und ſelig macht!

Doch wie am Tag' auch jene Sterne blinken,
Des Sehers Auge nimmer ſie verliert,
Ob reich'res Licht die Sonne zwar gebiert:

Bleibt unverloren, was dir jetzt entſchwand,
Es glänzt dir neu an jenes Himmels Rand,
Wo JESUS Sonne iſt — die nie wird ſinken!

Es war etwa ein Jahr vor seiner amtlichen Berufung an die höhere Bürgerschule zu Potsdam, als Sybel von der Höhe des Brauhausberges seiner Braut die schöne Gegend von Potsdam zeigte, welche diese noch nicht kannte. Sie standen lange im stillen Anschauen der herrlichen Natur versunken, und ihre Herzen gingen auf in Dank und Liebe zu dem HErrn, der sehr herrlich ist, schön und prächtig geschmückt; der solche Erde ausbreitet als seiner Füße Teppich, dessen Kleid das Licht, der den Himmel über sich wölbet wie ein Gezelt. Und Sybel sprach: Ach, meine B., wenn wir einst in einer so schönen Gegend leben sollten, würden wir die Seligkeit wohl tragen können?

Und nicht lange nachher erhielt er den Ruf eben dahin, und im Frühling des folgenden Jahres führte er die geliebte Braut als geliebtere Gattinn an diesem Orte seines neuen Wirkens heim.

So schenkte der HErr ihnen diese Seligkeit; es war der schöne Rahmen, den die Hand der ewigen Liebe um das schönere Bild schloß, welches sie im Genusse seiner höheren Gaben nun finden sollten. Oft aber traten sie noch, nach der Tage Last und Mühen, auf die Stirn jener lieblichen Höhe, und ihre Seele lobte den HErrn, der alles wohlgemacht!

Am zweiten Ostertage, 4. April 1831, wurde Sybel die Braut als Gattinn angetraut. Mit rüstigem Jünglingsmuthe war Sybel noch zuletzt diesem ersehnten Ziele entgegengeschritten. Am Charfreitage hörte er noch die Predigt bei Schleiermacher, entschloß sich dort mit Baur, auch an der Feier des Heil. Abendmahls Theil zu nehmen, und wanderte

dann noch am ſelben Tage mit dieſem und Bohnſtädt bis Neuſtadt, ſieben und eine halbe Meile weit, und legte die andre Hälfte des Weges bis Gramzow am folgenden Tage gleichfalls zu Fuß zurück. Hier, wohin ihnen manche Freunde aus dem 14 Meilen entfernten Berlin gefolgt waren, weilten ſie im Kreiſe der gaſtlichen Familie des Ob.-A. Karbe*) während des Auferſtehungsfeſtes des HErrn, an deſſen zweitem Tage, wie bemerkt, die beide einander angetraut wurden.

Der väterlich verehrte und geliebte Freund, Prof. Piſchon, hatte den weiten Weg nicht geſcheut, war ihnen bis dahin gefolgt, um dem lieben Paare den kirchlichen Segen zu ertheilen, und damit zugleich die väterliche Treue zu beſiegeln, mit welcher er Sybel von den Tagen der früheſten Jugend an begleitet und geleitet hatte.

Als Trautext legte er ihnen das große Wort des HErrn an das Herz: „Sei getreu bis an den Tod, ſo will ich Dir die Krone des Lebens geben!“ Offenb. 2, 10, und zeigte ihnen, wie dieſe Treue im Kreiſe der Ehe und des Hauſes, im Amte und im Glauben zu beweiſen ſei. „Nicht einſam und verborgen, mein theurer Sohn,“ ermahnte er Sybel, „kannſt Du hinfort daſtehen, berufen, ein Herold der Gnade und Erbarmung Deines Gottes und Heilandes zu ſein. Der Diener des göttlichen Worts iſt wie eine Warte, geſetzt auf weit hinausſchauendem Berge, ein Zeichen und Leitſtern aller, welche in den Irrgängen der Welt nach ihm ſehen. Darum, auch in Dein ſtilles, häusliches Leben hinein muß der Blick der Menſchen dringen dürfen, daß auch von dort ihnen ein Vorbild leuchte für ihren Wandel, und Du nicht anderen predigeſt, und ſelbſt verwerflich werdeſt. Ja, den ſtillen Frieden des Hauſes, welcher Dich erquicket, ſollſt Du auch der Gemeine bringen, und mittheilen können in den Hütten,

*) Des innigen Verhältniſſes zu dieſer theuren Familie iſt bereits oben gedacht worden. Die Frau Ob.-Amtmann, von den übergroßen Bemühungen für den feſtlichen Tag überwältigt, konnte nur leider des Tages Freude nicht theilen. Nachdem ſie jedoch die Braut wie eine eigne Tochter ausgeſtattet, vertraute ſie ihr auch, als die ſchönſte Mitgift, die einzige Tochter zur ferneren Erziehung an.

wo Kummer und Gram, Haß und Zwietracht gewohnt. Darum sei treu bis an den Tod in Deinem Berufe, daß auch das häusliche Leben Dich von demselben nicht losreiße, sondern Dir neue Kraft und Erholung gebe zur treuen Vollbringung ..." Und hierauf die Hinweisung auf Den, dessen schönstes Werk die Treue und Festigung des Herzens ist, welches ihn im Glauben liebet, „von welchem allein die Treue in der Liebe kommt, die Kraft, alle Hemmungen niederzukämpfen;" auf daß sie „den HErrn und Heiland im Herzen tragend, allezeit sprechen könnten: so lebe nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir."

Oft lasen sie späterhin an festlichen Tagen dieß weihende Wort des theuren Mannes. Sehen wir, in welchem Maße es menschlicher Schwachheit vergönnet war, unter Mitwirkung der Kraft des Höchsten, sich den Segen des hochzeitlichen Tages zu bewahren, und dem großen Worte treu zu werden!

Als Sybel mit der Frau in Potsdam einfuhr, empfing sie das Spiel der Glocken vom hohen Thurme mit dem Liede: „Lobe den HErrn, den mächtigen König der Ehren," welches auch bei ihrer Trauung gesungen worden, und oft schon dem jauchzenden Herzen das Wort geliehen. Welch' ein Zeichen, welch' beglückende Mahnung hätte dieß auch einem weniger empfänglichen Herzen sein müssen, als unsers Sybel's war!

Daß die Treue gegen den HErrn die reichste Quelle des Segens und der Freude ist, daß sie hienieden schon Herz und Mund mit Lob der ewigen Treue Gottes füllet: sollte nun Sybel in der glücklichsten Ehe erfahren. Der Leser wird nach dem Vorigen das Bild dieses Glückes selbst voraussehen.

Schon im Wonnemond konnte er mit Beziehung auf die Schlußfrage des oben *) mitgetheilten Gedichtes (Stilles Gedächtniß an B.), aus innigbewegtem Herzen singen:

Erfüllt!

Was sehnend je das Herz erfüllet,
Ach, alles, alles ist gewährt,

*) Siehe S. 106.

Die tiefſte Sehnſucht iſt geſtillet,
Der Mai, er iſt zurückgekehrt!

An meiner Bruſt das Veilchen blühet,
Ich athme nah' den Blütenduft,
Und neues Leben mich durchglühet,
Mein Veilchen haucht mir Himmelsluft.

Und rings umher welch' freudig Leben,
Ach die Natur ſo grün und ſchön,
Den Geiſt umzieht ein heilig Weben,
Wie auf des Friedens ſel'gen Höh'n.

Was ſehnend je das Herz erfüllet,
Ach, alles, alles iſt gewährt,
Die tiefſte Sehnſucht iſt geſtillet:
Der Mai, er iſt zurückgekehrt!

Doch, wie in der angeführten Stelle der Traurede ſchön geſagt iſt, ſoll der chriſtliche Mann ſich nicht im häuslichen Kreiſe verlieren, in der Liebe zu Weib, Kind und Habe nicht den höheren Beruf vergeſſen, ſondern darin vornämlich zur treueren Vollbringung dieſer höheren Berufspflichten erſtarken. Die Treue und Wackerheit im Amte und in der Familie iſt aber überdieß noch durch die Stellung des eignen Herzens, durch den Entwicklungsgang des inneren Lebens bedingt. Indem wir uns hiernach in der Anordnung dieſes Abſchnittes leiten laſſen, geben wir zuerſt die Hauptzüge

Zur Geſchichte ſeines inneren Lebens.

„Es iſt ein köſtliches Ding, daß das Herz feſt werde, welches geſchiehet durch Gnade."
Hebr. 13, 9.

Wenn der Mund der ewigen Wahrheit ſpricht: „Es ſei denn, daß jemand von neuem geboren werde, kann er das Reich Gottes nicht ſehen!" ſo fragt ſich, wie weit dieſes, den natürlichen Menſchen durchaus der Sünde unterwerfende, Wort auf

Sybel jetzt noch Anwendung leiden konnte? Unmöglich ist es noch auf ihn, wie in jenen Tagen auf Nikodemus (Ev. Joh. 3) anzuwenden. Dieses Mark und Bein des Redlichen erschütternde Wort war Sybel längst bedeutungsvoll, und wie fern war er wenigstens von der Gegenfrage eines Nikodemus: Wie kann ein Mensch geboren werden, wenn er alt ist? Um so bedeutsamer muß es aber auf der anderen Seit' erscheinen, wenn eine so liebliche, so lange schon unter dem Einflusse der Gnade gestandene, Natur gleichwohl noch der Wiedergeburt im engeren Sinne bedurfte, und wenn die Thatsache erweislich ist, daß Sybel die Gnade derselben erst jetzt erfuhr.

Aus dem Vorigen liegt aber dem Leser längst vor Augen, wie in Sybel nicht bloß der Reichthum einer schönen Natur zur zeitlichen Entwicklung gekommen, sondern wie dieselbe auch bereits vielfach von der Gnade berührt und durchdrungen war. Er hatte nicht allein den tiefen Bruch der menschlichen, bis in ihr Innerstes verletzten, Natur mit bittrem Schmerz erkannt, sondern auch das gänzliche Unvermögen erfahren, diesen Zwiespalt des Wollen und Vollbringen des Guten durch alle Anspannung menschlicher Begeisterung aufzuheben. Ja er hatte Jesum Christum längst als den erkannt, dessen Gnade allein den Bruch der Natur heilen und seine Seele erlösen könne. So war es namentlich nicht die natürliche Bescheidenheit, die früher sogar öfter an dem begeistrungsvollen Jüngling vermißt wurde, es waren die Keime der christlichen Demuth, die längst von dem Einflusse der erneuenden Gnade in seinem Leben Zeugniß gaben.

„Als er zu Potsdam noch am Neustädter Thore wohnte," erzählt ein Freund, der erst späterhin großen Einfluß auf ihn gewann, „war er einmal krank, als ich ihn besuchte. Ich hatte ihm einige Bändchen über das Leben und die Bekehrung des Pfarrers Lutz geliehen. Als wir nun über dieses Buch sprachen, sagte er mit thränendem Auge: „Ich erkenne, daß mir noch viel fehlt, ehe ich bekehrt bin, und merke, es muß noch etwas mit mir vorgehen." Das ist unter vielen noch ein Zeugniß eines bereits in der Bekehrung und Wiedergeburt begriffenen Herzens!

Ueberhaupt erscheint mir die innere Entwicklung Sybel's

ſchon im vorigen Abſchnitte in einer Richtung begriffen, die unter gewiſſen Umſtänden mit Nothwendigkeit zu dem Ziele führen mußte, an welchem wir ihn hier werden anlangen ſehen. Es war der kräftigſte Aufſchwung eines nach Wahrheit, Liebe und Gerechtigkeit dürſtenden Herzens, mit welchem wir ihn leben und lieben, beten und arbeiten ſahen, und indem er kein Mittel natürlicher Ausbildung und Vollendung ungebraucht ließ, diente ihm dieß doch nur dazu, ihm das Bedürfniß der Gnade immer fühlbarer zu machen.

Bei alledem hatte ſich Sybel bis dahin größtentheils nur in Kreiſen bewegt, in denen das wiſſenſchaftliche Intereſſe das überwiegende war; oder aber die Form der wiſſenſchaftlichen Auffaſſung des Chriſtenthums war hier ſelbſt eine ſolche geweſen, daß ſie die einfachkräftige Durchbildung deſſelben in das Leben, die Wiedergeburt zu dem ernſtentſchiednen Wandeln auf dem Wege, den der Fürſt des Lebens nun einmal „ſchmal und ſpärlich betreten geheißen*), mehr hemmen als fördern mußte. Dieß kann namentlich bei der, übrigens ſo praktiſchen, Tendenz der Theologie Schleiermacher's unmöglich anders ſein, nachdem einmal in dieſem Syſteme der Begriff der Sünde aufgehoben, ihr der Stachel von der Erlöſung, auf dem Wege der bloßen, das menſchliche und Schriftbewußtſein weit überfliegenden, Spekulation gebrochen iſt. Dieſe Theologie war aber noch immer von dem überwiegendſten Einfluſſe in dem Leben Sybel's und in den Lebenskreiſen überhaupt, in denen er ſich bis dahin bewegte.

Die Anſchauung einer entgegenſtehenden Geſtaltung des chriſtlichen Lebens, wo das Intereſſe des Herzens, des Mittelpunktes im Leben, vorwiegt, oder doch mit dem einſeitigen der objektiven Erkenntniß gleichen Schritt hält, war ihm noch im hohen Grade fern geblieben. Zwar gewährte ihm dieſer, ohne Zweifel von der erziehenden Weisheit geordnete, Gang ſeiner Entwicklung den Vortheil, daß er vor mancher anderen Einſeitigkeit bewahrt blieb, der die menſchliche Schwachheit auch da ſo leicht unterliegt und zu allen Zeiten unterlegen iſt, wo das religiös-aszetiſche Intereſſe — wenn auch auf gutem Grund der heilſamen Lehre —

*) Matth. 7, 13. 14.

vorherrſcht. So konnte er den Lauf ſeiner natürlichen, von der Gnade nur noch mehr äußerlich angeſchienenen, Entwicklung frei, bis an die äußerſte Gränze ſeines Vermögens, fortſetzen, und zuletzt in dem Hafen des Friedens angekommen, mußte ſeine Bekehrung um ſo gründlicher, ſeine Lebenserfahrung um ſo reicher ſein.

Nun aber denke man ſich Sybel mit Chriſten in nähere Berührung treten, in denen entweder das theologiſche Erkennen eine feſte, durch die Uebereinſtimmung der Kirche aller Jahrhunderte getragene, überdieß mit der Lehre der Schrift und der eignen Herzenserfahrung einfach zuſammenſtimmende Geſtalt gewonnen, oder deren Wiſſen, wenn ſonſt auch mehr dem „Glauben ähnlich," in der Frucht eines glaubensfrohen, friedvollen und feſtentſchiedenen Wandels das Zeugniß der Wahrheit vor Augen zu legen ſchien: wie mußte Sybel dann mit Freuden finden und dankbar hinnehmen, was er ſo lange vergeblich geſucht hatte? Und wenn er nun durch einfach kindlichen Herzensglauben, wie ihn der HErr Zöllnern, Sündern und — Schriftgelehrten als einige Bedingung des Heils empfiehlt, wie er die Apoſtel, und die Heroen der Wiſſenſchaft und des kirchlichen Lebens bis zu den Reformatoren und weiter herab beſeliget, wie er zu allen Zeiten die geiſtlich armen, ſeligen Menſchen Gottes zur Freiheit und Kindſchaft Gottes erhoben, auch ſich befriediget und beſeliget fand, wie er ſich durch eine immer noch mehr menſchliche Weisheit und Begeiſtrung unmöglich befriediget finden gekonnt: ſo konnte er nun wohl nicht anders, als beharren in dem, was ihm, je länger je mehr, ſich als eine Kraft Gottes kund gab.

Vielleicht aber hätte die Thorheit des menſchlichen Herzens ihn dennoch länger von den ſicheren und feſten, aber ſinnlich ſchmuckloſeren Wegen der Wahrheit zurück gehalten, hätte nicht die Hand des HErrn noch anderweitig mitgewirkt.

Faſt mögte ich in dieſer Hinſicht zuerſt den Segen des Hauſes nennen. Hier fand ſich Sybel ſo mit Freuden und Segnungen überſchüttet, daß ſein demüthiges Herz dadurch tief beſchämt und täglich mit Lob und Preis zu Dem getrieben ward, den er ſtets als den Geber ſo unverdienter Gaben erkannte.

Wurde hierdurch ſchon ſein Herz für die freien Einwir-

kungen der Gnade gernempfänglich gemacht, so geschahe dieß noch mehr durch das liebe Kreuz, welches, der Segnungen größte wohl, mit diesen gleichen Schritt hielt, ja sie zuweilen noch zu überwiegen schien. Nachdem seine geliebte Gattinn ihm den ersten Sohn geschenkt — ein Maß der Freude, welches für ihn überschwänglich war — verfiel jene in einen Zustand der Schwäche, der ihr auf lange Zeit fast das Bewußtsein raubte. Hierdurch sahe er sich denn lange auf die schwerste Glaubensprobe gestellt. Zu gleicher Zeit bedrängte ihn manche Schwierigkeit seines arbeitvollen Amtes, und die Sorge für einen bedeutenden Hausstand, der außer mehren Zöglingen auch verschiedene Glieder seiner Familie einschloß, lag auch auf ihm.

So sahe er sich immermehr gelockt und getrieben, sich dem HErrn in der That und Wahrheit ganz auf Gnade zu ergeben. Kindliches, nothgedrungenes Herzensgebet und Aufmerken auf die Zeugnisse seiner realen, wirksamen Gegenwart, unbefangnes Lesen der Schrift, wurden ihm bald tägliches Bedürfniß. So war er innerlich hinlänglich vorbereitet, um das Wahre und Göttliche demüthig anzuerkennen und begierig sich anzueignen, was ihn der HErr jetzt in den neuen Lebenskreisen finden ließ.

Und wenn er auch hier nun, in der Freude des Findens, nochmals mit Wahrem Irriges, mit den Zeugnissen göttlicher Kraft und Lebens auch Menschliches aufnahm und selbst verwechselte: so wird dieß den auf den Gebieten des Lebens aus Gott Erfahrenen so wenig befremden, als ihn auch nur zweifelhaft machen, daß die Wiedergeburt Sybel's jetzt schon zu einer höheren Entwicklung gelangte.

Mit diesen Bemerkungen bin ich indeß weit entfernt, das Uebernatürliche, das Geheimniß der Wiedergeburt natürlich erklären zu wollen. „Der Wind bläset, wo er will, und Du höreſt sein Sausen wohl; aber Du weißt nicht, von wannen er kommt und wohin er fähret!" Dieses Wort des HErrn *) erkenne ich vielmehr, auch weit über den nächsten Gesichtskreis eines Nikodemus hinaus, als gültig an. Ueberhaupt darf und will ich in einer Erzählung eigentlich gar nicht erklären, sondern

*) Joh. 3.

nur erzählen. Wer aber vermag auch nur die Geschichte eines Menschenlebens rein thatsächlich zu erzählen? Wie viel Lücken bleiben überall zu schließen, wie fließen überall göttliche und menschliche Thätigkeit, äußere und innere Entwicklungsreihen in einander, so daß auch die einfachste Erzählung, soll sie uns irgend als Darstellung gelten, die mannichfachsten Schlüsse und Kombinationen des Erzählenden voraussetzt. Diese nun, wie ich hier thue, dem Leser vor Augen stellen, anstatt sie künstlich zu verbergen, wird mir hoffentlich zur geringsten Unehre gereichen.

Zudem bleibt ja auch die Wiedergeburt immer eine „Geburt," und so, wenn gleich eine „Geburt aus Gott" eine geschichtliche Thatsache, die einerseit ebenso durch einen natürlichen Zusammenhang der äußeren und inneren Geschichte des Menschen vermittelt ist, als sie andrerseit ein übernatürliches, nur der Natur der Wirksamkeit und Wissenheit Gottes völlig offenbares, Geheimniß bildet. Eine Erzählung, die jenen Zusammenhang einfältig darzulegen sucht, thut daher eigentlich nichts weiter, als daß sie die natürlichen Umstände darlegt, unter denen die göttliche Thatsache geschah, und die Wirksamkeit der Gnade sich verherrlichte; daß sie also das Göttliche von dem Menschlichen sondert, und sofern ihr dieß gelingt, die Geschichte erst recht genießbar macht.

Indem ich nach dieser Unterbrechung den Faden der Erzählung wieder aufnehme, bedaure ich nur, grade in Hinsicht dieser wichtigsten Thatsache nur ungenügend berichten zu können. Ich selbst sahe zwar den theuren Freund auch während dieses ganzen Abschnittes seines Lebens jährlich einige mal, gewöhnlich aber nur auf einige Stunden; indem ich mich dann aber freute, die alte und die neue Liebe bei dem Freunde zu finden, begnügte ich mich wohl, seinen zunehmenden Wachsthum in Christo, im Glauben, Leben und Erkennen, wahrzunehmen, ohne grade nach dem Zusammenhange dieses Fortschreitens zu forschen.

Indeß liegen mir die schriftlichen Mittheilungen dreier dem Verewigten innigst verbundenen Freunde, und außerdem einer demselben noch näher verbundenen Hand zur Benutzung vor.

„Als ihm das erste Söhnlein geschenkt worden," heißt es in der letzten, „weinte er laut vor Freude und Dank über die

große Gnade. Es wurde ihm in Verbindung hiermit aber eine noch größere Gnade, die zwar durch viel Kreuz und Leiden errungen werden mußte, aber doch ewig Segen und Frieden brachte. Sein Leben war von Kindheit auf ein Gnadenzug zum HErrn durch viele, oft schwere innere Kämpfe, die kein Menschenauge gesehen. Das völlige Aufgeben seiner selbst lag ihm noch hart an, und es gab da wohl Zeiten des Sieges, aber das völlige Besiegtsein vom HErrn war noch nicht erfolgt. Das gefährliche Streben nach eigner Weisheit, um mit dem Fünklein verliehenen Lichtes die ganze Fülle desselben zu erschließen, erfüllte noch die kräftig jugendliche Brust. Nun lernte er sich demüthigen unter die gewaltige Hand Gottes, und begriff, daß es freie Gnade sei, mehr Verständniß seiner Offenbarungen dem sich demüthig Hingebenden zu schenken. Der HErr entzog ihm auf lange Zeit durch ein schweres Nervenleiden die geliebte Gattinn, an der er vielleicht noch zu sehr gehangen; zugleich schwebte der Säugling, in Entbehrung der Mutterbrust, vielfach in Gefahr. In dieser Zeit der geistigen Einsamkeit fand er niemand, der seinen Schmerz so ganz verstand und theilte, wie seinen HErrn, und seine ganze, ungetheilte Liebe wandte sich zu Ihm. Eifrig und mit mehr Gebet las er die Schrift, weniger als Studium, wie um Frieden zu finden.*) So lernte er im Kampfe der Leiden die höchste Weisheit, der Weisheit des HErrn sich demüthig zu unterwerfen, und vernahm so die leisen Zusprüche und Offenbarungen des heiligen Geistes über manche ihm früher unverständliche Stelle. Er erfuhr oft im Gebet die Seligkeit und den Frieden, der im kindlichen Glauben der demüthigen Seele wird, durch menschliches Wissen nicht zu

*) In einer am Neujahr 1835 entworfnen Skizze seines Lebens in Potsdam sagt Sybel selbst hierüber: „Täglich sahe ich Mutter und Kind hinsterben, und hatte keine Zuflucht als den Herrn Jesus. Ich habe ihn frühe geliebt, aber ich hatte noch immer viel für mich behalten und war besonders eitel auf meine theologischen Kenntnisse gewesen, nach denen ich mir die Heil. Schrift eigenwillig ausgelegt. Erst in dieser Zeit lernte ich, mich ihm kindlich hingeben, und er schenkte mir, unter schwerer Arbeit für die Schule, unter Sorge für Mutter und Kind und für die Zöglinge, große Freudigkeit.

erlangen steht. Auch sein fleißiger Besuch des Hauses des HErrn wurde durch die einfach gläubige Predigt des lieben B. reich gesegnet. Oft wurde er hierdurch tief im Innersten bewegt, sein kindlicher Glaube erweckt und gestärkt, und die Glaubenskämpfe gewannen ein Ende."

Eben dieser, in der Geschichte Sybel's bedeutungsvolle Freund, berichtet selbst: „Es wird mir schwer, ja unmöglich sein, über den wichtigsten Punkt, seinen Uebergang zu seiner nachmaligen so entschiedenen und einfachen Glaubensrichtung vollkommenen Aufschluß zu geben. Eine solche Umkehr hat überall ihre Werkstätte im Verborgenen des Herzens, welches den Augen des Freundes nicht selten verhüllt bleibt." Hierauf wird ausdrücklich gesagt, daß eine, durch Sybel's frühere Lebensrichtung längst vorbereitete, plötzliche Bekehrung nicht erfolgt sei, es sei vielmehr „mit seiner wahrhaften Bekehrung bis zur Erlangung der Kindschaft Gottes so allmälig gegangen, wie mit Zunahme der Tage im Jahre." Seine veränderte, einfache Glaubensrichtung sei sichtbar geworden, ohne daß sich „mit Gewißheit angeben ließ, auf welche Art sie geschehen." Hiermit stimmt ferner auch der Bericht des lieben Pfarrer Karbe überein, der Sybel schon früher als Schulfreund verbunden gewesen, jetzt aber, um Ostern 1832, als er als Kandidat auf längere Zeit zu Sybel zog, mit ihm in die innigste Herzensverbindung trat.

Auch er bezeugt zwar, daß er in Sybel eine große Veränderung wahrgenommen, daß die Liebe zu Christo, ob sie ihn gleich von Jugend auf erfüllte, ihn doch jetzt erst zu ihm, als dem Heiland der Sünder, recht ergriffen habe. Dagegen ist auch er sich keiner unvorbereiteten, besonders nachzuweisenden, Erweckung Sybel's bewußt.

Daher kann ich kaum zweifeln, daß es nur von Einer mitwirkenden Ursache unter vielen zu verstehen sei, wenn der liebe Pfarrer R. in seiner Mittheilung mit großem Nachdrucke eine Nachmittagspredigt hervorhebt, durch welche Sybel jetzt erst erweckt worden, und (nach seinem eignen Zeugnisse) von seinem früheren philosophischen Glauben zu dem einfältigen Kinderglauben an Jesum Christum, den für ihn Gekreuzigten, gekommen." Gleichwohl geht hieraus, vielmehr aber aus dem weiter

darzulegenden Bilde seines ferneren Lebens und Wirkens, unwidersprechlich hervor, daß der innerste Lebensgrund Sybel's eine wesentliche Veränderung erlitt. Lassen sich die Umstände seiner Wiedergeburt auch nicht näher nachweisen, als geschehen ist, so erfolgte dieselbe doch wahrhaft und wesentlich jetzt in einer Weise, die nicht als bloße Fortentwicklung seines frühern Glaubens und Lebens zu betrachten ist.

Hiermit werden die früheren Zeugnisse der vorbereitenden Gnade in dem Leben Sybel's keineswegs geläugnet, der segensreiche Einfluß der theuern Männer, deren sich der göttliche Erzieher bis dahin bedient, um Sybel auf den Weg der Wahrheit und des Lebens zu führen, nicht herabgesetzt. Gewiß hätte ohne diese Vorbereitung eine Wiedergeburt Sybel's zu der Höhe des christlichen Lebens (wie sie zwar noch nicht in diesem, wie in dem folgenden Abschnitte zur Entwickelung kommen, und vor Augen gelegt werden kann) nicht ohne die gewaltsamsten Erschütterungen des äußern und des innern Lebens, wie etwa bei der Bekehrung eines Saulus, zu Stande kommen können. Ebenso gewiß ist aber, daß Sybel auf dem vorbezeichneten Wege seines Ringens nach Erkenntniß und Heiligung nie zu dem Ziele gelangt sein würde, welches er nun durch die göttliche Kraft des Glaubens erreichte. Sybel umfaßte nun die von allen christlichen Konfessionen aller Jahrhunderte festgehaltenen Grundwahrheiten der Kirche von der Sünde, der Gnade und der Versöhnung u. s. f. mit dem Glauben, welchen Gott in den Heilsbegierigen wirket: und so kam göttlicher Friede und Freude im heiligen Geiste in sein Herz, Klarheit, Festigkeit und Sicherheit in allem Wesentlichen der christlichen Lehre in seine Erkenntniß.

Sybel's ganzes künftiges Leben gab Zeugniß von der Wahrheit, daß durch den Glauben an den Namen Jesu die Macht empfangen wird, Gottes Kind zu werden,"*) daß „das Evangelium eine Kraft Gottes ist, selig zu machen alle, die daran glauben,"**) und daß, „so Jemand in Christo ist, er eine neue Kreatur, das Alte vergangen und alles neu worden ist."***)

*) Joh. 1, 12.
**) Röm. 1, 16.
***) 2 Cor. 5, 17.

Zwar erscheint auch jetzt noch das Alte als natürliche Unterlage des durch die Gnade gewirkten Neuen, ja es trit oft in noch grelleren Gegensatz zu diesem, wie allezeit nach großen Bildungsepochen geschieht, wo sich Neues von Altem scheidet, und dieses so lange höhnend und versuchlich neben jenes trit, bis das Neue endlich sich als höhere Kraft erweiset, und das Alte vom Neuen umgebildet oder ganz verschlungen wird.

Daher werden wir auch in diesem Lebensabschnitte des auf dem Gebiete des neuen Lebens noch unerfahrnen Mannes Mängel, Einseitigkeiten und vielleicht selbst Schroffheiten nicht vermissen können; nur wird unsre Wehmuth über diese Schatten und Flecken des Alten auf dem heiligen Gewande des Neuen schwerlich den bittersten Schmerz überreichen, mit welchem Sybel selbst dergleichen an sich wahrnahm. Vielmehr sehen wir diesen Schmerz durch die ferneren Entwicklungsstufen seines neuen Lebens hin nur zunehmen, aber dieser, Mark und Bein durchdringende, Ernst der täglichen Buße zeugte auch, daß das Alte an Sybel der heiligenden Macht des Neuen bereits untergeben war.

Daß aber auch das neue Leben der Wiedergeburt aus Gott seine Entwicklungsstufen hat, wie das Leben der ersten Geburt, ja daß in den Gebieten des höheren Lebens, wo der Geist zur Herrschaft über die Natur, im Gehorsam Gottes zur Freiheit sich unter der Sonne der Gnade wieder hinaufentwickelt, diese Entwicklungsstufen des Geistes und der Freiheit nur noch mannichfacher sein werden, wird der Unbefangene schon im voraus erkennen.

Es folgen nun noch einige, den Entwicklungsgang des geistigen und geistlichen Lebens bezeichnende, Stellen aus Sybel's schriftlichem Nachlasse, bevor wir die Ausgestaltung desselben in den äußeren Lebenskreisen verfolgen.

Potsdam, den 17. März 1832.

... Deine Worte, lieber Baur: „Wie ruhig und sicher wird es mir in der simpeln Lebensgeschichte Christi," haben mir meinen Zustand wieder lebendig vor Augen gestellt. Da ist keine Ruhe und keine Sicherheit, und viel, viel Schwanken. Der innerste Glaube ist fest und diese Gewißheit

giebt mir allerdings Frieden: „Gott war in Chriſto und verſöhnte die Welt mit ihm ſelber;“ aber wenn ich nun trennen will plane Geſchichte und begeiſterte Auffaſſung, dann will mir noch immer eines von beiden als Nichtiges fallen. Suche ich kritiſch die plane Geſchichte, da iſt hier ein Vorurtheil, da eine Uebertreibung, dort eine Verrenkung, und die begeiſterte Auffaſſung wird ein Zerrbild. Halt' ich aber dieſe feſt, ſchaue andächtig ihre hohen Bilder an, dann iſt die Kritik meine Feindinn, die ich ängſtlich gefangen halte, damit ſie nicht hervorbricht, und mir meine Andacht raubt. Und wenn ich nun unterrichte, wie geht es mir da? Ja, ich komme meinen Schülern damit: der Markus iſt mir darum ſo lieb, weil er die Jugendgeſchichte Chriſti, die keine geſchichtliche Klarheit hat, wegläßt, ich zeige ihnen auch, hier und da ſteckt's, da iſt keine Klarheit; und dann kommt die liebe Weihnachtszeit, da wird's einem ſelber ſo nach engliſcher Muſik, die Kritik ſchweigt, und man lieſt mit ihnen alle die Verkündigungen und Beſchattungen, und man fürchtet: Ach, haſt Du ihnen nichts geraubt, iſt's nicht doch wohl anders, als Du Dir denkſt; es ſchwankt ja doch noch, auch in der Wiſſenſchaft! Indem ich ſo darüber ſchreibe, da fühl ich's wieder klar, wie ich für mich ſelber doch nicht fürchte und zage; redliches Suchen und Forſchen, ernſtes Lauſchen auf die Wahrheit, weiter will Gott von uns nichts; aber nun ſoll ich lehren, ich bin berufen dazu. Darf ich denn mit meinem halben Wiſſen herausrücken, oder laſſe ich ſtehn, was daſteht, und wirke nur auf fromme Geſinnung und inniges Gefühl? Helft mir, ſo ihr könnt, lieben Freunde! ...“

Dieſe Stelle iſt aus einem Schreiben an einen Kreis von gleichgeſinnten Freunden gerichtet, die mit Sybel zuſammen durch eine Reihe von Jahren hin ein fortgehendes Briefkränzchen bildeten. Bald aber ſonderte ſich die Richtung Sybel's mehr und mehr von der der lieben Freunde, wodurch er auch mit dieſen, wie mit ſich ſelbſt, in mannichfache Kämpfe verwickelt wurde. Bemerkenswerth an obigem Schreiben iſt noch, wie darin dem ausgedrückten Schwanken in der Grundanſicht vom Worte Gottes auch noch ein Schwanken im Tone der eignen

Rede entspricht, der zuweilen noch ganz zu dem niederen Weltlichen herabsinkt. Späterhin waltet zwar auch oft in den Briefen an die Freunde ein heiterer, scherzender Ton vor, der aber stets so gehalten ist, daß er vielmehr nur von der Freudigkeit und Sicherheit in der Nachfolge des Weltüberwinders Zeugniß giebt.

An dieselben Freunde schreibt er im Juni 1832, nachdem er ihnen von der Taufe seines ersten Sohnes Nachricht gegeben:

„Ich habe in diesen Tagen viel über die Taufe gedacht, auch Luther's Taufbüchlein gelesen. Mit welchem Ernste der Luther das alles ansieht. Wahrlich, ich sage euch, einen solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden, so möchte ich in Beziehung auf Luther sagen. Ueberhaupt stehe ich jetzt ganz eigen zu den Reformatoren. Ihre Glaubensstärke überwiegt die unsrer Zeit. Wir alle können bei ihnen in die Schule gehen, wie die Maler bei Dürer und Raphael, und die Musiker bei Bach. Jede Zeit ist wohl in einem Zweige des Lebens lange Meister der folgenden. In unsrer Zeit ist das Wissen zu einer solchen Meisterschaft gesteigert. Aber noch immer liegt es im Kampf mit dem Glauben. Wir sind größtentheils noch so gestimmt, daß wir dem Wissen den Glauben anpassen. Es muß umgekehrt sein! Der Grundsatz fides praecedit intellectum ist genugsam zu unsrer Zeit ausgesprochen, aber nicht treu genug befolgt. Ich glaube aus mir andre zu verstehen. Wir müssen bei Meistern in die Schule gehen, um Glauben zu lernen: dann mögen wir Wissen lernen. So wird die Versöhnung gefeiert werden. Ob sie in Hegel schon wirklich geworden? ..."

Von den Freunden ohne Zweifel darum angegriffen, daß seine Ansicht der Lehre vom Teufel eine festere, schriftgemäßere Gestalt gewann, und verdächtiget, durch gläubigeres Ausgehen von der kirchlichen Lehre sich geistiger Trägheit hinzugeben, erwidert er am 22. Dez. 1832: „Ich werde nicht müde, die Wahrheit zu erprüfen, aber grade dadurch bin ich soweit gekommen. Ich weiß, daß Schleiermacher's fromme Richtung viele seiner Schüler so geleitet hat. Seiner Frömmigkeit hat unsre Zeit auch mehr zu danken, als seiner Kritik. Sein frommes Selbstbewußtsein leitet ihn so, mich so, wenn

ich in seiner Schule reden will. Seine subjective Auffassung der Religion läßt viel zu. Die objective Wahrheit ist uns in der Schrift gegeben, das Subject muß eins werden mit ihr, und das geht nicht ohne Nachdenken und Forschen. Aber Willkür und subjective Hypothese wird ausgeschlossen. Wie der Naturforscher die Natur ansehen muß, wie sie ist, und dabei genug zu denken und zu forschen hat, so der Schriftforscher die Schrift. Der Naturforscher kann sich auch aus der Kröte keine Blume machen, und doch ist sie ein Geschöpf Gottes; und wer hat doch geweint, als er eine Kröte gesehn, und Gott gedankt, daß Gott ihn nicht zu solchem Thier gemacht? Solche Kröte ist die Geschichte von Lots Töchtern u. dergl. Der Naturforscher hat ewig zu forschen, der Schriftforscher auch. Vom Mästen der Seele ist da nicht die Rede, aber daß sie nach Lebensbrot gerungen, und viel darum gebetet, das kannst Du glauben. Vom Nachdenken will ich mich beunruhigen lassen, vor dem Zweifel bewahre mich Gott. Das Schwanken auf dieser Meereswoge hat mich seekrank gemacht. Die stille Fläche ist dem Forschen günstiger. Der oberflächliche Rationalismus ist vorüber, es geht in ein neues Zeitalter, Schleiermacher hat es vorbereitet und andre; in die alte, tiefe Dunkelheit wird's nicht gehen, es wird den Bruch der Geschichte wieder ausfüllen, der zwischen jetzt und der Reformation durch den Rationalismus entstanden. Unsre Zeit versteht die Reformatoren nicht mehr, das sind sämmtlich abergläubische orthodoxe Leute. Das ist alles „hinter sich verfluchen." Das hab' ich nicht gethan. Auch meine Eitelkeit wird angegriffen: „Wenn Leute, wie Du, ihren Kopf dran geben!" — Ich möchte ein Prophet sein: B., du mußt auch mit fort in die alte, tiefe Dunkelheit, und der Teufel wird Dich auch solange zwicken und zwacken, bis Du Dich ergiebst. Und wenn der Löwe Deiner Aufforderung folgt, und mit gegen mich kratzen will, dann muß ich doch an 1 Petri 5, 8. denken, und mich wehren. — Nein, so schlimm steht's nicht! „Ein neu Weltalter sah herauf ich steigen, die alten Helden schreiten von den Bergen, wir reichen ihnen treu die Hand. Seid einig, einig, einig!" — Tholuck's literarischer Anzeiger hat viel Einfluß

auf mich gehabt. Auch Steffen's: Wie ich wieder Lutheraner geworden. Dazu Hahn's Schrift. Vieles in der evangelischen Kirchenzeitung. Ich finde, alle diese Leute denken auch, und liegen eben nicht auf der Ofenbank. Doch genug! ..."

P., den 26. Nov. 1833.

... „Nun noch von unsrem Johannes. Der liebe Kleine erholt sich wieder. O, welche Freude! Lieber Albert, in dieser Zeit habe ich wieder gelernt, welch' eine Waffe das Gebet ist. Mit Freudigkeit konnt' ich's denken, mein Kind hingeben zu müssen.

Ich mögte wohl wissen, was Du vom Gebete hältst. Auch darin glaube ich, sind wir sehr verschieden. Schon dadurch, daß ich auch zu Christus bete, worin Du zwar keinen Unterschied finden willst. Dann müßte es Dir aber doch auch gleich sein, und Du müßtest zu Christus beten können. Mit ihm rede ich, wie seine Jünger mit ihm redeten in seiner leiblichen Gegenwart, und verlasse mich auf sein Wort, daß er bei mir sei, und mich höre. Ich schütte ihm das Herz aus, wie es grade ist, mit seinem Schmerz, mit seiner Freude. Mir meinen Johannes zu lassen, oder so es sein Wille sei, ihn mir zu nehmen, und mich zu trösten. Bittest Du auch für Andre? Bittest Du auch für mich? ..."

Eine verwandte Stelle entnehme ich aus dem schönen Geburtstagsschreiben an den geliebten Vater einiger Zöglinge.

P., d. 29. Sept. 1833.

Lieber Herr O.-A.

„Ich freue mich, daß Ihr Festtag heute auf einen Sonntag fällt, der mir Muße, Ruhe und Freudigkeit schenkt, mich Ihnen in Liebe hinzugeben. Es trit mir unwillkührlich an diesem Tage all' der Segen vor die Seele, der mir und allem, was ich mein nenne, durch den Zusammenhang mit Ihnen geworden, und ich danke Gott von Herzen dafür. Es waren so schwache Fäden, die uns anfangs verbanden. Ach! wie werden ähnliche Verhältnisse oft angeknüpft und gehen dann aus einander, und man gedenkt ihrer nur aus der Ferne. Wie anders ist es mit uns geworden; es

wuchs mit der Zeit das Band der Verhältniſſe und das Band der Liebe. Daß das Band der Liebe nun immer ſo wachſe, daß es immer heiliger werde, das iſt das Gebet meines Herzens .... Ach! Sünde iſt Sünde, und wer in Einem wider das Geſetz handelt, der iſt's ganz ſchuldig. Wo ſollen wir alleſammt da vor Unruhe bleiben? Es muß jeder ſein Bündel ſchnüren und Ihm zuwerfen. Er hat unſre Laſt ſchon getragen, ehe an uns zu denken war. Die Gnadenthür iſt offen, nur hinein! hinein! Glauben Sie, daß man für einander bitten kann? Ich will, ſo oft ich daran denke, auch Ihrer vor dem HErrn gedenken und ihn bitten, Ihnen die Unruhe zu nehmen und Freudigkeit des Glaubens zu ſchenken. Und ich habe es ſchon gethan. Ich meine auch, und habe es erfahren, daß nichts die Herzen feſter verbindet, als Fürbitte ..."

Ein Zeugniß ſeines fortſchreitenden Ernſtes giebt die folgende Stelle aus einem Briefe an die Freunde vom 16. Mai 1834:

... „In B.'s Anſichten vom Schauſpiel und vom Tanz kann ich nicht ganz eingehen. Beide Künſte liegen zur Zeit im Argen. Nichts Chriſtliches, nichts Erlöſendes, nichts Heiligendes, iſt in ihrer zeitlichen Geſtaltung. Es fehlt uns aber auch alle Anſchauung, wie auch ſie könnten vom chriſtlichen Geiſte durchdrungen werden, deſſen Möglichkeit ich allerdings nicht bezweifeln will. Für mich halte ich es für Unrecht, Bälle und Schauſpiele zu beſuchen. Ich machte mich dadurch fremder Sünden theilhaftig, gäbe Inſtituten, die zur Zeit im Argen liegen, und dazu dienen, viele tauſend Menſchen in's Verderben zu ſtürzen und im Verderben zu erhalten, meinen Beifall. Da iſt keine Stätte, Chriſtum zu verkündigen. Die Liebe zu Ihm, dächte ich, könnte niemand dahin führen ..."

So ſchritt Sybel kräftig zu dem Mittelpunkt der Wahrheit und des Lebens in Chriſto vor. Indem er ſich in Anſehung der Grundwahrheiten durch das einſtimmige Bekenntniß der Kirche leiten ließ, und ſo in allem weſentlichen ſo richtig, als ſicher zum Verſtändniß der Wahrheit gelangte: ſahe er mit Erſtaunen die Räthſel ſeines Geiſtes und Herzens gelöſt, die zu löſen er auf dem mehr außerkirchlichen Gebiete ſo lange vergeblich bemüht geweſen.

Was wunder, wenn der Glückliche nun auch nach allen Seiten hin Zeugniß seines Glaubens und seiner Glaubensfreude gab!

Auch konnte es wohl nur dazu dienen, ihn in dem Bewußtsein, in ein neues Lebensgebiet eingetreten zu sein, zu bestärken, wenn selbst manche der vieljährigen, sonst dem Evangelio nicht fremden, Freunde ihn jetzt lebhaft angriffen und ihn zur Vertheidigung seines Glaubens nöthigten.

So schreibt er kurz nach seiner Abreise von Potsdam:

... „B.'s *) Brief hat mir sehr wohl gethan. Ich stimme mit seinem Glauben, der eine Form haben will, und frage nur, ob er stimmen würde mit meiner Form, die mit dem Lutherschen Katechismus spricht: „Ich glaube, daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein Herr, der mich (nun kömmt eine Hauptsache) verlornen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben, gewonnen von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels; nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, theuern Blute und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben, auf daß ich sein eigen sei, und in seinem Reiche unter ihm lebe, und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld und Seligkeit; gleichwie er ist auferstanden von den Todten, lebet und regieret in Ewigkeit. Das ist gewißlich wahr!" So spricht Luther, und ich habe das hierher geschrieben, weil ich fürchte, es mögte B—s ganz unbekannt sein, wie es mir bis vor einigen Jahren unbekannt gewesen ist. Ueberhaupt ist zwischen mir und B—t noch Liebe, der läßt mich noch nicht; B. und Karl aber sind voll der abscheulichsten Vorurtheile; jener hält mich erstorben im Buchstaben, und dieser wähnt sogar, ich mögte es nach den letzten Gesprächen mit ihnen für Sünde halten, weiter mit ihnen zu verkehren. Und was greift Ihr denn eigentlich in mir an? Ihr nennt es den Buchstabendienst. Ich will's den Christusdienst nennen. Ich habe immer an ihn

*) Nicht weniger als fünf Freunde des Buchstabens B. sind in dem Leben Sybel's bedeutungsvoll. Zwei der in diesem Schreiben Angeredeten stimmen überdieß auch in den Vornamen überein.

geglaubt, aber ich weiß und glaube seit einigen Jahren, daß daß er mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat durch sein Blut. Es ist wahrhaftig wahr, ich liebe ihn seitdem inniger, ich weiß, was ich ihm gekostet habe, und wie er mich nicht gelassen, wie er mir nachgegangen, und wie ich mich nur immer halb ergeben. Jetzt will ich mich wenigstens ganz ergeben, jetzt will ich ihn über Alles lieben, jetzt will ich sein Wort über Alles glauben, grade wie er's ausspricht, ohne dran zu deuteln; und dieses, daß ich Euch versichere, daß ich Ihn mehr liebe, das hasset Ihr an mir, das feindet Ihr an? Und Ihr redet von Duldsamkeit? An mir beweiset Ihr sie schlecht! — Karln mögte ich nach den letzten Gesprächen, in denen auch viel Sünde und Hochmuth von meiner Seite war, bitten, doch nicht Philosoph sein zu wollen. Du wirst in Deinem ganzen Leben keiner, und wenn Du Dich auf den Kopf stellst, eben so wenig, als ich. Du mußt es machen wie die Holländer, und ein rechter Theologe werden. Die Bibel, das Wort Gottes studiren, und das den Gemeinden einfach und schlicht verkündigen. Es ist für die Armen am Geiste, den Armen wird das Evangelium gepredigt. Prediger, laß doch die Philosophie, studiere das Herz und die Sprache des Volks, der Armen, der Nothleidenden, steige von Deiner schwindelnden Höhe herab zu dem hülflosen Volke! Und lerne auch sein Verderben kennen, wie es im Holz- und Wilddiebstahl, in Hurerei und Ehebruch, in Lüge und Gottesvergessenheit seine Tage hinbringt. Und für solch' Volk hat der Heilige sein Blut vergossen zur Vergebung der Sünden, so sie Buße thun und glauben. Das predige. Und wer nicht glaubt, der ist ewig verloren. Wer Ohren hat zu hören, der höre! — ..."

Am vollkommensten findet sich der theologische Standpunkt Sybel's, der nun für sein ganzes Leben im wesentlichen unverrückt blieb, ausgesprochen in einem anziehenden Aufsatze, den er in einem theologischen Verein von Predigern und Kandidaten, nicht lange vor seinem Abgange von P. vorgelesen.

Es war dieß eine Erwiederung auf den Vortrag eines anderen Mitgliedes, worin darauf gedrungen worden, „daß die Mitglieder nicht darauf ausgehen sollten, Proselyten ihrer Farbe

zu machen, wodurch der, in einem höheren Geiſte freie Verein in eine geformte Parthei ausarten würde, daß aus dem Vereine zu verbannen ſei ein Beſtreben, welches offenbar darauf hinarbeite, zu bekehren, und zwar ſo, daß man dreiſt auf eine in gewiſſer Weiſe ausgedrückte Meinung den Stempel der Unchriſtlichkeit drücke, ſie verketzere und durch ſolches unlautere Mittel die Gewiſſen einſchüchtere und dahin zu bringen ſuche, die entgegenſtehende Anſicht äußerlich aufzunehmen und ihr mit ängſtlichem Herzen blind anzuhangen." Nachdem Sybel hierauf das Verwerfliche eines ſolchen Strebens vollſtändig anerkannt, giebt er das Vorhandenſein einer auf Proſelytenmachen ausgehenden Richtung eben ſo einfach zu, und fragt nur, in welchem anderen, beſſeren Sinne denn die Anhänger dieſer Richtung jenes Wort verſtehen. Er geſteht, daß unter der Zahl der Vereinsglieder ſich ſolche befänden, die nicht bloß, wie alle übrige, die Heil. Schrift als Grundlage ihrer theologiſchen Ueberzeugung betrachteten, ſondern ſich darin von ihnen unterſchieden, daß ſie die Schrift in ihrem wörtlichen Sinne verſtanden wiſſen wollten, und eben dieſen wörtlichen Sinn auch in den kirchlichen Bekenntnißſchriften feſtgehalten fänden, die ſie nun wegen ihrer Uebereinſtimmung mit der Schrift, und weil ſie die Kern- und Grundwahrheiten derſelben beſtimmt hinſtellen, zugleich mit der Schrift als Grundlage ihres Glaubens feſt hielten. Dieſe in den Bekenntnißſchriften niedergelegten „einfachen und beſtimmten Kern- und Grundwahrheiten der Heil. Schrift" ſähen ſie als die Säulen der Kirche, als dasjenige an, was durch alle Jahrhunderte der Kirche feſtgeſtanden, und wenn auch verdunkelt und umhüllt, immer hindurchgeleuchtet habe, und was daher der Kirche erhalten werden müſſe, wenn die Wahrheit überhaupt in derſelben bleiben ſolle. Nicht aber, daß ſie ſich ihren Glauben dadurch vorſchreiben ließen, fänden ſie ſich vielmehr in freier, freudiger Uebereinſtimmung damit. Eben dieſe Uebereinſtimmung mit dem Weſentlichen der Kirchenlehre aller Jahrhunderte gebe ihnen auch das freudige Bewußtſein, im weſentlichen die Wahrheit zu beſitzen, ja eine gewiſſe Entſchiedenheit, über ihren Glauben Rechenſchaft zu geben, und über

die Christlichkeit einer Ansicht zu urtheilen. Es sei, versichert er im Bewußtsein seiner Redlichkeit, aber dabei nicht die Absicht, die entgegenstehende Ansicht zu verketzern und ihre Verfechter einzuschüchtern, wenn sie ihnen mit dem Zuruf, das ist unchristlich, entgegenträten, sondern dieß sei nur ein Zeugniß der Bestimmtheit ihrer Ueberzeugung. Der Verein habe überdieß die natürliche Lebhaftigkeit einzler Glieder in Anschlag zu bringen, könne hier nicht ein verwerfliches Proselyten seiner Farbe machen finden, und würde durch Ausschließen solcher Mitglieder vielmehr selbst aufhören, ein freier Verein zu sein. Die Kirchengeschichte weist zu allen Zeiten Männer auf, die, wie Athanasius, Augustinus, Bernhard, Luther, Spener, sich mit ähnlicher Entschiedenheit über das Wesentliche des Christenthums geäußert, und, nicht im Namen einer selbstgemachten Weisheit, sondern der kirchlichen Wahrheit, Proselyten gemacht.

So müsse der Verein sich vielmehr freuen, Glieder zu haben, die, was ihnen als das Wesentliche der christlichen Wahrheit dastehe, nun auch anderen eifrig als solche darzustellen und für dieselbe zu gewinnen suchen. Ja, er müsse es sich sogar gefallen lassen, wenn selbst auch in dieser Weise einmal zu weit gegangen werde. Dann möge nur der Vorsteher einschreiten. Die gefürchtete Gefahr der Einschüchterung und Ausartung sei wohl darum schon nicht zu fürchten, da alle Glieder des Vereins ja theologische Bildung besäßen, und den angefochtnen Gliedern jedenfalls nur mit solchen Proselyten gedient sein könne, „die aus innerster Ueberzeugung zur Annahme derselben wesentlichen Wahrheit sich entschlössen. Und geschähe dieß, so sei ja Uebereinstimmung, ja Gleichförmigkeit der Ueberzeugung nur Gewinn, so es eben Ueberzeugung, nicht Maske wäre: dadurch ärte der Verein nicht aus zur geformten Parthei.

Der Gegner hatte die Mannichfaltigkeit der religiösen Ansichten theils als eine Mannichfaltigkeit der bloßen Form angesehen, über die man sich zu freuen habe, wie sich der Naturfreund über den Reichthum der verschiedenen Gestaltungen der Natur freue, theils aber dieselbe doch als durch die menschliche Beschränktheit und Sündhaftigkeit bedingt bezeichnet.

Sybel erklärt nun in jener Hinsicht den Vergleichungs-

punkt zwiſchen dem Natur- und Geiſtesleben für verfehlt. Dem Reichthum der Natur ſtehe hier zwar eine Mannichfaltigkeit des Berufes und der Gaben gegenüber, nicht aber der Ueberzeugung, am wenigſten der religiöſen. Vielmehr ſei die Verſchiedenheit der Ueberzeugung, der Kirchen und Sekten, ein Uebel, was zwar unter Leitung des HErrn zum Guten wirken müſſe, doch aber, ſelbſt im Sinne des Gegners, in der menſchlichen Sündhaftigkeit wurzele: „Die Wahrheit abſolut, ihrem Weſen nach iſt nur eine, als Offenbarung der Gottheit mit ſich ſelbſt immer übereinſtimmend und läßt keinen Widerſpruch zu, die Wahrheit abſolut iſt die in ſich ſeiende Wahrheit," mit dieſen Worten des Gegners ſtimme er ein, nicht aber mit denen: „Die Wahrheit relativ iſt die in andern ſeiende Wahrheit." Nein, ruft Sybel aus, die Wahrheit relativ, iſt keine Wahrheit mehr, ſie iſt nur abſolut; auch in anderen iſt ſie die abſolute Wahrheit oder keine Wahrheit mehr. „Ein Chriſtus und viele Chriſten," in denen aber Chriſtus derſelbe ſein muß, aber nicht „Ein Glauben und viele Glaubensformen," wobei auch des Glaubens Einheit verloren gehe.

Hierauf läßt ſich Sybel in die Unterſuchung der ſpekulativen Frage über das Verhältniß von Geiſt und Form ein. Hier frage ſich nur, wie ſich der Geiſt zu ſeiner Form verhalte? Die Antwort ſei: „Wie der Inhalt zu ſeiner Form, wie das Weſen zu ſeiner Erſcheinung." Es finde hier alſo die allerbeſtimmteſte Geſetzmäßigkeit ſtatt, die Form ſei nichts Zufälliges, ſondern des Geiſtes nothwendig übereinſtimmende Erſcheinung. So ſpreche Chriſtus, die perſönliche Wahrheit: „Ich, in meiner menſchlichen Erſcheinung, bin die Wahrheit und mein Wort iſt die Wahrheit." Daher ſei die Form durchaus nichts Gleichgültiges, die Eine Wahrheit habe auch nur Eine Form. Der Eine Inhalt der Wahrheit ſei von Chriſto, als ſein Geiſt auf ſeine Jünger übergegangen, und habe ſeine Form der Wahrheit in der Heil. Schrift. „Jemehr daher die einzlen Glieder der Kirche mit der Schrift in Ueberzeugung, Wort und That konform werden, jemehr haben ſie die Wahrheit und werden ſo auch unter ſich konform werden." Daher das richtige Streben in der Kirche, mit dieſer in der Schrift ausgeprägten Urform des Chri-

ſtenthums übereinzuſtimmen. Dieſer Urform trete nur die menſchliche Einſeitigkeit und Sündhaftigkeit entgegen. Nur die Quantität der Wahrheit und ihrer Form, nicht die Qualität ſei in den Gliedern der Kirche verſchieden, da die letztre nur Eine ſei. Qualitativ ſei die Wahrheit nur von der Lüge verſchieden, und eine Verſchiedenheit der Chriſten in dieſer Hinſicht weiſe nur auf Verſchiedenheit des Quantums von Wahrheit und Lüge in ihnen. „An der Uebereinſtimmung mit der H. Schrift und mit denen, die ſie verſtanden durch alle Jahrhunderte hin, — und ihre Uebereinſtimmung mit der Heil. Schrift durch ihre Bekenntniſſe dargelegt, ſei daher das Maß der Wahrheit in den Einzlen zu erkennen. Je mehr wahres Chriſtenthum, je mehr werde ſich auch Uebereinſtimmung im Bekenntniß entwickeln. Diejenigen, welche dieſes anerkennen, müßten daher natürlich auf eine ſolche Uebereinſtimmung dringen. Und wenn ſie nun von anderen verlangen, daß ſie ihre Form aufgeben, ſo wollen ſie nicht, daß ſie dagegen die eigene Form annehmen ſollen, ſondern die Form, welche der Wahrheit Kleid iſt, aber nicht das Modekleid, ſondern ihre alte, einfache Volkstracht, in der ſie immerdar durch die moderne Welt hindurch geſchritten, und immerdar hindurch ſchreiten wird.“

Endlich warnt Sybel vor den zwei gefährlichen Klippen, an denen viele auf dieſem Standpunkte ſcheiterten. Die erſte ſei der Hochmuth, wenn der Einzle die Wahrheit, die er als rechtgläubiger Chriſt in großem Maße haben könne, für ſeine eigne Wahrheit halte, anſtatt ſie jederzeit als ein Geſchenk der Gnade zu betrachten; wodurch er nun aber alsbald aus der Wahrheit in die Lüge falle.

Die andere ſei die, zu vergeſſen, die Form ſei nur etwas durch ihren Inhalt, alſo: die todte Orthodoxie. Die Gefahr, an letztrer Klippe zu ſcheitern, ſei beſonders in unſrer Zeit groß; es ſei leicht möglich, ein Heldengewand anzulegen, ohne ein Held zu ſein, im Kleide der kirchlichen Wahrheit einherzugehen, eine kirchliche Sprache zu führen, ohne ihr Leben in ſich zu tragen. Worauf er dann in einer Weiſe ſchließt, die ihm aller Herzen gewinnen mußte, und welche augenſcheinlich

zeigt, wie bei seinem Uebergange auf das höhere Gebiet der Wahrheit des Herzens Liebe und Demuth dieselbe geblieben, oder doch die alte Liebe nur eine neue, heilige Liebe geworden: „Davor haben wir uns also zu hüten, sehr zu hüten, daß wir nicht scheinen wollen, was wir noch nicht sind, daß wir nicht da die Form der Wahrheit zeigen, wo wir ihren Inhalt noch nicht lebendig erfaßt haben. Auch unsre Schwäche in der Wahrheit sollen wir uns bekennen, das sollen wir vorzüglich hier in unsrem Verein thun, damit einer dem andren helfe und ihn fördre in dem Wesen der Wahrheit, damit jeder dann auch mit Recht ihr Gewand trage. Dahin gehe unser Weg, das sei unser Ziel, dahin suche jeder den andren in seiner Art zu führen, das sei unser Band! Aber auch dahin müssen wir streben, jeder in dem andern das Quantum der Wahrheit, wie groß oder wie klein es nun sein mag, zu entdecken, anzuerkennen, zu lieben und zu mehren."

Ich will nun dem Urtheil des Lesers über den theologischen Standpunkt Sybel's nicht vorgreifen. Jedenfalls aber sieht man, wie er in gründlicher, historischer und wissenschaftlicher Durchbildung, mit freiem, klaren theologischen Bewußtsein diesen Standpunkt einnahm, auf welchem er sich nicht allein mit der evangelischen Konfession, sondern mit der Kirche Christi überhaupt — und mit seinem innersten Lebensgrunde, in fester, freudiger Uebereinstimmung fand.

Irre ich nicht, so wird man auch die aufgestellten Sätze, so scharf und bedenklich einige derselben erscheinen, als im allgemeinen in der Wahrheit gegründet erkennen müssen, wenn gleich gar nicht zu läugnen ist, daß sie in ihrer Anwendung auf das Leben dem gefährlichen Mißbrauche kaum entgehen können.

Namentlich wird dem jüngeren, überhaupt grade dem wackeren, vielleicht noch von dem Weine des Evangeliums überwältigten Theologen schwer die Selbstverläugnung und Besonnenheit beiwohnen, überall das Wesentliche von dem Unwesentlichen, das Göttliche von dem Menschlichen, das Nothwendige, Allgemeine von dem Freien und Eigenthümlichen richtig zu unterscheiden, und so im Umgange und Urtheil mit der Wahrheit auch die

Liebe und Gerechtigkeit zu verbinden, wenn er ſich grade durch Sätze in dem obigen Sinne leiten läßt. Es wird wenigſtens immer große Gefahr vorhanden ſein, daß unter Händen des wohlgemeinten, zumal ſo wohlbegründeten Eifers dasjenige nun doch zur tödtenden Feſſel werde, was freilich nur als Regel der Freiheit, als Bedingung des Lebens geltend gemacht wird. —

Gewiß, die Wahrheit iſt nur Eine, und die chriſtliche Wahrheit iſt auch keine unbeſtimmte, von menſchlicher Wiſſenſchaft erſt zu entdeckende; nein, ſie iſt ja die in Chriſto erſchienene und geoffenbarte, die in der Heil. Schrift kund gemachte, der Kirche durch den Geiſt der Wahrheit anvertraute, und in deren einſtimmigen Bekenntniſſen bezeugte Wahrheit! Fern ſei es daher, der nicht viel weniger unchriſtlichen, als unkirchlichen Willkür das Wort zu reden, womit man, zu ihrem unſäglichen Schaden! in der evangeliſchen Kirche ſo lange gelehrt und gelebt hat. Sobald aber die Regel der Wahrheit über das Eine und Allgemeine hinaus geltend gemacht, die menſchliche Auffaſſung der göttlichen Offenbarung gleich geſetzt, oder auch in Nebendingen uniforme Sprache gefordert wird: ſo iſt Gefahr, daß Tod gefunden wird, wo man Leben ſucht.

Wir werden ſpäterhin ſehen, wie weit Sybel durch die ſeltene Verbindung der Liebe und des Ernſtes in ſeinem Gemüthe, durch die Leitung des Geiſtes des HErrn, vor jenen Verirrungen bewahrt blieb, denen er zunächſt ſchwerlich ganz entgehen konnte.

Wie gar anders (mit dieſer wehmüthigen Bemerkung ſchließe ich dieſen Abſchnitt) würde die durch des HErrn Gnade zwar doch zu einem herrlichen Ziele geleitete, theologiſche Entwicklung Sybel's noch gediehen ſein, hätten ſeine akademiſchen Schulen ihn von demjenigen ausgehen gelehrt, wozu er ſich jetzt erſt nach vielen Irrungen, wie durch ein Wunder der Gnade! hinarbeitete: zur Feſtigkeit in der kirchlichen und chriſtlichen Lehre. So von dieſer ausgegangen, in die Tiefe der chriſtlichen Grundwahrheiten eingeführt, in dem feſten, gediegenen Zuſammenhang der kirchlichen Lehre heimiſch geworden, dann aber auch von den Lehrern weiſe geleitet, wie in dem Nothwendigen feſt, ſo in dem Freien frei zu ſein: wie hätte dann auch er zu einer freien,

naturgemäßen Fortbildung der heilsamen Lehre das seinige beitragen mögen!

Doch fern sei es, an diesem Orte zu klagen oder anzuklagen, wo es vielmehr gilt, die Gnade des HErrn zu preisen, der es dem Aufrichtigen alle Zeit gelingen lässet, und Sybel zu einem so herrlichen Ziele führte!

Wir begleiten diesen nun in den

Kreis des amtlichen Lebens.*)

„Die Lehrer werden mit viel Segen geschmückt. Sie erhalten einen Sieg nach dem andern, daß man sehen muß, der rechte Gott sei zu Zion."
Ps. 84, 7. 8.

Sybel trat in seine neue amtliche Stellung, als Ordinarius der ersten Knabenklasse an der höheren Bürgerschule zu Potsdam, ein, bevor er noch diese große Veränderung seines inneren Lebens erfahren hatte. Indeß faßte er, wie wir bereits in seiner vorigen Stellung gesehen, den Beruf des Lehrers in seiner hohen Bedeutung mit großer Begeisterung auf. Ihm weihte er um so mehr jetzt seine ganze Kraft, als er damals in diesem Berufe fast seine Lebensaufgabe zu finden glaubte. Ueberdieß erkannte er es dankbar an, daß dieses, obwohl nicht grade hoch besoldete, Amt ihm zunächst auch den Eintrit in den Ehestand möglich gemacht, dessen Segnungen ihn in der That nur zu immer größerer Treue gegen sein Amt antrieben. Aber auch hiervon abgesehen, hatte Sybel bereits gelernt, Amt und Beruf unter allen Beziehungen obenan zu stellen. Hier fand er sich im Dienste nicht allein einer menschlichen Ordnung, sondern im Dienste seines HErrn, dem zu dienen die Lust seines Lebens war.

Meinem Wunsche gemäß wäre mir Sybel hier nochmals in die, um dieselbe Zeit verlassene Stellung als Ordinarius der ersten Mädchenklasse gefolgt. Hier würde seine Stellung gewiß um vieles leichter, genußreicher und auch von großem Segen begleitet gewesen sein. Indeß erschien ihm die Stellung als Lehrer

*) Vergl. oben Seite 192. ff.

der männlichen Jugend ernster und einflußreicher, seinem persönlichen Berufe angemessener.

Die besonderen Umstände dieser Stellung aber brachten es, im Vergleich zu der eben verlassenen, nothwendig mit sich, daß der Eifer und die Thätigkeit Sybel's dadurch ebenso einerseit gehemmt und erschwert, als andrerseit auch gestählt und angespornt wurde.

Die Einrichtung der Schule war damals bereits im Schwanken, von ihrer bisherigen Stellung einer gehobenen Bürgerschule zu einer höheren wissenschaftlichen Stufe hin, begriffen. Dieß konnte für die gesammte Anstalt während dieser Zwischenzeit unmöglich anders, als ungedeihlich sein. Grade dieser Mittelstand einer Schule, die weder einen gründlich wissenschaftlichen Aufschwung nehmen, noch sich im Kreise der eigentlichen Volksschule bewegen durfte, mußte Sybel am wenigsten zusagen. Demgemäß fand er auch das Publikum, in dessen Kreis die Wirksamkeit der Schule fiel, im allgemeinen in einer ebenso lauen, unbefriedigenden Stellung zu der Schule, ohne die ernsteren Anforderungen einer gründlichen Bildung und Erziehung der Zöglinge für Wissenschaft und Leben, wie er dieß in Berlin gewohnt gewesen. Endlich konnte ihn doch auch die wohlwollende, freundliche Aufnahme, die er auch bei dem jetzigen Lehrerkreise fand und fortwährend erhielt, nicht ganz für die höhere Einheit der Gesinnung und des Strebens entschädigen, die ihn ohne Zweifel in seiner früheren Stellung gehoben und getragen hatte. Vielmehr war es in dieser Hinsicht unvermeidlich, daß er jetzt in mancher wesentlichen Beziehung seinen Weg allein gehen mußte; und wenn ihn auch das fortgehend freundliche Vernehmen, in welchem er mit allen Amtsgenossen blieb, jeder unmittelbaren Behindrung überhob, ja ihn selbst vielfach zu Dank und Liebe verpflichtete: so konnte ihm dieß alles doch unmöglich Ersatz gewähren für den Segen eines in gleichem Ernst der Gesinnung und des Strebens verbundenen Vereines von Erziehern.

Wie überall, so namentlich in Ansehung der Jugenderziehung, strebte Sybel weit über das Gewöhnliche hinaus mit einer von oben gekommenen, und vielmehr von obenher sich läuternden Begeisterung, seine Aufgabe zu lösen. Er hatte seine

Jugend unter den Anregungen der großen vaterländiſchen Zeit verlebt, die großen Ideen derſelben hatten in ſeiner Bruſt kaum den Glanz der jugendlichen Auffaſſung verloren, und wenn der zu chriſtlichmännlicher Beſonnenheit gereifte Geiſt auch vielfache und große Irrungen zu berichtigen fand, ſo hielt er doch die zum Grunde gelegene Wahrheit mit gleicher Treue feſt.

Die Schule war Sybel Bildungsanſtalt im weiteren Sinne des Wortes, ſo daß ſich Unterricht, Anleitung und Erziehung gleichmäßig vereinigen, die vaterländiſche, chriſtliche Jugend zur Löſung ihrer Lebensaufgabe im Vaterlande, und im Reiche Gottes heranzubilden. Dieſe Auffaſſung iſt, Dank ſei es der fortgeſchrittenen Zeit, ſeit Jahrzehenden faſt allgemein geworden. Sybel aber lebte und webte in dieſer Aufgabe. Er faßte ſie nach ihrem ganzen Inhalt und mit einem Ernſte auf, der ihn überall perſönliche Achtung, unmöglich aber überall Eingang finden ließ. Wo war und wo iſt noch der ſittliche Aufſchwung jener großen Zeit, welcher die Jugend jenes Bildungskreiſes zu dem Ernſt des Sinnes hätte erheben, zu der Enthaltſamkeit und Verläugnung des eitlen, dem Genuſſe und der Sinnlichkeit hingegebnen, Weſens geneigt machen, zu der Ausdauer der Willens- und Geiſtesarbeit hätte ſtählen mögen?

Indeß mußte grade der chriſtliche Standpunkt, den Sybel ſchon bei ſeinem Anzuge in Potsdam einnahm, dazu dienen, ihn ſich in die Zeit ſchicken zu lehren. So auf die Zeichen des Willens ſeines HErrn wartend, lernte er zwar nie, die Höhe jener Aufgabe vergeſſen, und gemach auf der Bahn des Alltäglichen einhergehen, aber auch in den höchſten Gebieten des Lebens ſich ſelbſt verläugnen, und die leiſen Fäden, welche die Geburt des fernen Zukünftigen vermitteln, in Demuth und Liebe an die gottgeordnete Gegenwart anknüpfen.

Indem ich nun den Leſer, ſo viel möglich, zur wirklichen Anſchauung des Lebens und Wirkens Sybel's an dieſer Bildungsanſtalt*) führe, folge ich hierin zunächſt der Mittheilung

*) Sie umfaßte damals in 5 Klaſſen 3—400 Knaben von dem früheſten Knaben- bis zum mittlern Jünglingsalter, aus den mittlern und zum Theil auch den höheren Ständen der Stadt.

eines werthen Freundes, damaligen Amtsgenoſſen Sybel's. Was dieſer Freund als Augenzeuge berichtet, mag um ſo mehr als unpartheiiſches Zeugniß gelten, als er ſelbſt bekennt, Sybel während dieſer Zeit übrigens weniger nahe geſtanden zu haben, als er jetzt wohl wünſchte. Er erzählt im weſentlichen alſo:

... „Sybel's Geſtalt und Haltung flößte Vertrauen ein und gebot Achtung; ſein lichtes Haar, das er gewöhnlich etwas lang trug, ſchmälerte nicht den ernſtfreundlichen Ausdruck ſeines Geſichtes; die freie Stirn zeugte für deutſche Biederkeit; ſeine Bewegungen waren leicht und gewandt, und die Art ſeiner Bekleidung liebte er ſtets ſo, daß ſie jene nicht hinderte. Er hielt ſich ſtets in grader, freier Haltung, er geſtikulirte im Sprechen wenig, ſein Auge ſprach um ſo mehr. Beſcheidenheit zierte ihn, obwohl er ſelbſt nur von einer gewiſſen Schüchternheit ſprach, die ihm einwohne.

Bei näherer Bekanntſchaft merkte man bald, daß nicht nur eine gewöhnliche geſellſchaftlich-ſittliche Richtung in ihm war, ſondern ein entſchiedenes Streben, ſein ganzes Leben bis in die kleinſten Beziehungen durch wahrhaft chriſtliche Sittlichkeit beherrſchen zu laſſen.

Bald war er ſeinen Mitarbeitern ein Muſter von Strenge gegen ſich ſelbſt. Dabei aber rügte er es offen und ernſt, wenn jemand über die Beſtrebungen eines andren ſchmähſüchtig urtheilte, und ich danke ihm es noch, von ihm in dieſer Beziehung öfter an das rechte Maß erinnert worden zu ſein.

Sybel brachte ſchon eine entſchiedene pädagogiſche Richtung mit, und zwar die, welche aus der Liebe zu Chriſto hervorgeht, in dem Knaben den einſtigen Bürger des Himmelreichs heranbilden will; — ich vermogte damals nicht, ihn in dieſer Beziehung zu faſſen. Das Trennende aber, was zwiſchen uns beide trat, war grade das, was uns hätte verbinden ſollen — das Religiöſe, oder vielmehr Sybel's dogmatiſche Richtung. Sybel erkannte gewiß und wußte auch zu achten ein religiöſes, chriſtliches Streben in mir. Er hoffte von mir, daß ich über kurz oder lang wohl auf die rechte Bahn des Glaubens kommen würde, er gab mich gleichſam nicht auf. Er ſchrieb noch in der letzten Zeit an mich und begann ſeinen Brief: „Der Friede des

HErrn komme zu Ihnen! Das iſt mein erſter Wunſch für Sie; denn Ihr Brief iſt ein Zeugniß davon, daß dieſe köſtliche Gabe noch fehlt ..." und ſchließt dann den Brief: „Ceterum censeo Carthaginem esse delendam, seu *Ἀμὴν, ἀμὴν, λέγω σοι, ἐὰν μή τις γεννηθῇ ἄνωθεν, οὐ δύναται ἰδεῖν τὴν βασιλείαν τοῦ θεοῦ.*"*)

Wir ſprachen uns darüber aus, es hielt uns aber aus einander, und gewiß aus dem gleichen Grunde, aus welchem ſeine übrigen Kollegen ihm nicht viel näher traten, als es gleich anfangs in den erſten Wochen geſchehen war.

Sein natürliches Wohlwollen gegen jedermann konnte er auch ihnen nicht entziehen, ſeine dogmatiſche Ueberzeugung aber trennte ſie, und nöthigte ihn, in ihnen ſolche zu ſehen, die des Heiles und der Gnade nicht nur ermangelten, ſondern auch unterließen, darnach zu ringen; beſonders in ſpäterer Zeit trat dieß immer mehr hervor. Sie wurden einmal über das andre durch ſeine liebenswürdige Perſönlichkeit angezogen, dann aber auch, wenn auch nur leiſe und faſt unmerklich, wieder zurückgeſcheucht, welches letztere ſogar einmal recht ernſt gegen N. zu Tage kam.

Er pflegte mit dieſem bei dem Ergehen auf dem Hofe unter den Schülern über religiöſe Gegenſtände zu ſprechen. Hierbei geſchahe es nun, daß Sybel bei einer Aeußerung von N. dieſem gradezu ſagte: „Das ſpricht aus Ihnen der Satan!" Der letztere war darüber entrüſtet und ſchüttete ſein Herz mir aus. Ich hatte Mühe, ihn hierüber zu beſänftigen. Wie noch weit ſegensreicher, mögte ich ſagen, hätte Sybel's Wirken, beſonders auch in Hinſicht auf ſeine Mitarbeiter, ſein mögen, wenn er mehr eingehend und gleichſam nachgiebiger ſich zu Jedes religiöſem Standpunkt herabgelaſſen hätte. Doch erinnere ich mich noch, daß wir alle mit ihm oft ſehr froh geweſen ſind; heiter im Geſpräch war dann Sybel ſehr mittheilend und für die Verhältniſſe andrer, ob freudige oder traurige, hatte er immer ein offnes, theilnehmendes Herz.

Es war ihm bald eine liebgewonnene Idee, die hieſigen Lehrer näher zuſammen zu bringen, und führte es auch in der

*) Joh. 3, 3.

Weiſe aus, daß ein Lokal ausfindig gemacht wurde, in welchem wir uns wöchentlich einmal verſammelten, und in freier Unterhaltung einander genießen und fördern wollten; es zerſchlug ſich dieß aber bald wieder.

Uns Lehrer an der Anſtalt vereinigte er bald auf eine andre Art. Es war ihm nämlich bei ſeinem Unterrichte in den niedern Klaſſen aufgefallen, wie wenig ſich das eingeführte Leſebuch für die Schüler eignete. Seine Klage hierüber brachte den übrigen Lehrern die gefühlten Mängel in gleicher Beziehung erſt recht zum Bewußtſein, und wir alle folgten willig ſeinem Vorſchlage, ein Leſebuch zu ſammeln. Die Prinzipien hierzu hat Sybel ſelbſt in der Vorrede zum erſten Theil des preußiſchen Leſebuchs angegeben. Wir kamen alle vierzehn Tage einmal zuſammen, und jeder trug für die Sammlung paſſende Stücke vor, die dann zur Aufnahme die Stimmenmehrheit erhalten mußten. Mit beharrlichem Eifer und Fleiß förderte er dieß Werk, und wir hatten bald mit ihm die Freude, den erſten Band gedruckt und auch bald in mehrere Schulen eingeführt zu ſehen.

Seinen Schülern wollte Sybel, in heiliger und ernſter Liebe zu ihnen, Lehrer und Erzieher ſein. Für Autorität hatte er nicht ernſtlich zu ſorgen: er war jedem imponirend durch ſeine ſittliche Würde, ſtets gleich bleibenden, liebevollen Ernſt und entſchiedene Willenskraft, die nicht mehr das hohe Ziel, ein Jünger Jeſu zu ſein, aus dem Auge verliert. Aber die ſündliche Natur des gefallenen Menſchen erkennend, ließ er mit wehem Herzen dem Geſetze ſein Recht. Jede Strafe vollzog er mit heiligem Ernſt nach reiflicher Ueberlegung. Wie ſegensreich er hierdurch wirkte, vermag ich durch Beiſpiele nicht zu belegen, da den Schülern, die in dieſer Beziehung ſeine ernſte Liebe empfangen haben, es wohl erſt ſpäter zum Bewußtſein kommen wird; doch hörte ich erſt kürzlich von einem jetzt 14—15jährigen Schüler das ſchöne Bekenntniß, daß er wiſſentlich nie wieder gelogen habe, ſeitdem Sybel ihm als kleinen Schüler bei einer begangenen Lüge das Schreckliche der Folgen der Lüge vorgeſtellt, und ihn deshalb geſtraft habe. Im äußerſten Falle griff Sybel auch zur Züchtigung mit dem Stocke, widerrieth aber einem jeden

seiner Kollegen, mit der Hand den Knaben in das Gesicht zu schlagen. Für kleine Vergehen führte Sybel auch wohl Ordnungsstrafen ein, die in kleinen Geldzahlungen bestanden, die sich die Schüler, namentlich aber seine Pensionäre, von ihrem Taschengelde erübrigen mußten. Es wurde dann nach einiger Zeit das so eingegangene Geld an die Armen überwiesen, auch wohl an die Mission — und gewiß war darunter auch manches Stück Geld, mit dem er sich selbst gestraft hatte; denn er fing stets damit an, daß er das, was er von andren verlangte, zuerst selbst auf das gewissenhafteste erfüllte. Er kam auch später darauf, sich von einzelen seiner Schüler Mittheilungen über das Verhalten ihrer Mitschüler machen zu lassen. Ich glaube, daß dieß Gehässigkeit erzeugte, und wie mir es schien, wurden die Schüler nicht heimisch in der Anhänglichkeit und Liebe zu ihm. Sie sahen keine Schwäche an ihm, fühlten aber auch das Großartige seiner Liebe nicht. (Ich spreche hierin aber nur meine subjective Ueberzeugung aus; es kann vielleicht anders gewesen sein; ich hatte nicht Gelegenheit genug, das Verhältniß Sybel's zu seinen Schülern genau kennen zu lernen.*) Sybel's

*) Nach meiner Ueberzeugung konnte jener Mangel der Anhänglichkeit nur bei denjenigen Schülern stattfinden, die gegen einen sittlichen Einfluß, wie ihn Sybel bezweckte, bereits zu verhärtet waren, seinen väterlichen Bemühungen wenigstens innerlich Trotz und Eigenwillen entgegensetzten, oder die ihn auch durch größere Vergehungen zu disziplinarischen Maßregeln nöthigten, wie sie in einem schlaffen Zeitalter unmöglich die Billigung und Unterstützung aller Eltern finden konnten. Jeder Sachkundige sieht, hier konnten Schwierigkeiten zu überwinden sein, an denen wenigstens theilweise jede pädagogische Kunst, Kraft und Liebe scheitern mußte; namentlich auf die Dauer einiger wenigen Jahre, während welcher die Meisterschaft in jener größesten der Künste auch gar nicht zu erreichen stand.

Mit dem obengedachten Verfahren aber hat es thatsächlich folgende Bewandtniß. Das Laster der heimlichen Sünden hatte auch zu einem Kreise der Anstalt Eingang gefunden. Diese würdigte die Größe der Gefahr, einige Zöglinge wurden alsbald von der Schule verwiesen. Damit aber war das Werk des „Mörders von Anfang" (Joh. 8, 44.), welcher den gedeihlichsten Herd seines verzehrenden Wirkens in den geschlechtlichen Sünden, vor allem

Disziplin in den Lehrstunden war gewiß eine musterhafte. Er betrachtete die Schule nicht nur als ein Institut des Lernens, sondern hauptsächlich auch als eine Anstalt des Erziehens der Kinder zu Christen. Auch wurde etwas ordentliches bei ihm gelernt. Seine Aufgaben, die er den Schülern gab, waren reiflich überlegt und daher den Kräften der Kinder angemessen; gegen Faulheit war er unerbittlich. Seine eigenen Schulobliegenheiten erfüllte er selbst auf das gewissenhafteste und verlangte dieß auch nach Kräften von seinen Schülern. Nach angestrengter Thätigkeit gönnte er ihnen auch gern die rechte Erholung. Er sann darauf, sie auch hierbei nützlich zu beschäftigen, er leitete ihre Spiele und ging im Sommer sehr oft mit ihnen aus in's Freie, suchte durch Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte ihre Liebe zum Vaterlande zu wecken; er lehrte sie deutsche Lieder singen und wußte sie zu bewegen, daß sie sich selbst gute Liederbücher anschafften und die Lieder im Chorgesange übten. Zu

---

in jenen heimlichen Jugendsünden findet, nicht aufgegeben! Noch waren die feurigen Pfeile des Böswichts in vielen anderen Zöglingen zurückgeblieben. Leicht konnten der Anstalt noch größere Opfer fallen, es war die größeste Wachsamkeit nöthig! Wer nun die Schwierigkeiten des Verfahrens unter solchen Umständen kennt, die Heimlichkeit, mit der die einmal von jenem Gift des Mörders infizirte Jugend dem Auge des Wächters sich zu entziehen weiß, wird auch begreifen, wie die erziehende Liebe eines Mannes, dem nichts so fremd war, als alles heimliche Wesen, sich eben zur Ueberwachung jener heimlichen Sünden gleichsam eines isopathischen Gegenmittels bedienen konnte, wenn er die zuverlässigeren unter den Knaben als Wächter gegen einen Feind benutzte, dem einstweilen nicht mit den gewöhnlichen Waffen zu begegnen war. Sybel brachte aber, indem er diese Maßregel ergriff, ein Opfer, zu dem er sich gewiß erst nach der reiflichsten Ueberlegung entschloß. — Gern würde ich übrigens diesen, der Erinnerung des werthen Freundes, wie es scheint, nicht mehr völlig gegenwärtigen, Punkt ganz hinweggelassen haben, wenn er mir nicht grade Gelegenheit gab, ein vielleicht weiter verbreitetes Mißverständniß zu beseitigen. Irre ich nicht, so machte Sybel auch vor den Schülern selbst kein Hehl daraus, daß sie damals stets bewacht sein würden. Hierdurch allein würde aber das Anstößige der Maßregel ganz hinwegfallen.

persönlicher Tapferkeit und beharrlicher Ausdauer in der Ertragung von Mühseligkeiten und Anstrengungen hat er gewiß bei manchem den Grund gelegt — wie er auch Winter und Sommer ein geübter Vorturner war. Er sah es gern, wenn die größern Schüler auch außer der Schulzeit ihn aufsuchten; er hatte deshalb einige Abendstunden in der Woche dazu bestimmt; dann las er ihnen Lehrreiches und Erweckliches vor und suchte sie zu bewegen, sich darüber zu äußern. Oft auch suchte er die Eltern einzeler Schüler auf, gewiß davon ausgehend, daß der Lehrer auch ein Seelsorgeramt habe, gleich dem Geistlichen, und nicht selten geschah es dann, daß die Eltern, um deren Kinder er gekommen war, sehr bald an ihm einen ernsten Freund besaßen ..." .

Hierauf schließt die Mittheilung des werthen Freundes mit den Worten: „Daß ich Sybel grade so gefaßt — ich mogte und durfte aber nicht schreiben, was die Erinnerung nicht brachte — wird Ihnen zur Darstellung seiner Persönlichkeit ein Beleg mehr sein, wie Sybel unter uns in vielen Beziehungen einzig und musterhaft gewesen ist."

Fast dürfte aber diese Mittheilung allein hinreichen, den Leser zu vermögen, sich in Verbindung mit dem früher Erzählten ein anschauliches Bild der schulamtlichen Thätigkeit Sybel's zu machen, zumal da sich nachmals doch erwies, daß die Vorsehung ihm dieses Amt nur als ein durchgehendes geordnet hatte. Ich beschränke mich daher darauf, noch einige, sein Schulamt betreffende, Stellen von Sybel's Hand mitzutheilen, und hieran nur einige ergänzende Bemerkungen zu knüpfen.

In einem Briefe an die Kränzchenfreunde vom 21. März 1832 drückt er einige Gedanken aus, die mit der vorerwähnten Abfassung des preußischen Lesebuches in genauer Beziehung stehen und zugleich ein Zeugniß seiner wohlgegründeten pädagogischen Ansichten geben:

... „Der ***sche Kinderfreund hat seiner Zeit gewiß viel Gutes gethan, aber ich glaube nicht, daß er unseren Anforderungen an Volksbildung und Erziehung mehr genügen kann. Seine Erzählungen liegen zu sehr auf dem dürren Gebiete des Lebens, erregen und beleben die Kinder zu wenig. Ein Kind lernt auch

beſſer leſen, wenn es, nachdem es die erſten Schwierigkeiten in einer Fibel überwunden, von dem Inhalte ſeines Leſebuches angezogen wird. Sein Leſebuch muß ſein Lebebuch werden. Die ſpäteren Abſchnitte, z. B. die brandenburgiſche Geſchichte iſt durchaus unpopular geſchrieben, beſonders für Landkinder. Außer der religiöſen Poeſie iſt gar nichts Poetiſches darin. Volkslieder gehörten auch hinein. Hebel hätte ſolch' Buch ſchreiben müſſen ..."

Ich füge hier gleich einige Stellen aus einem charakteriſtiſchen Briefe hinzu, den Sybel zwei Tage ſpäter an dieſelben Freunde richtete, ohne mich hierbei ganz auf den uns jetzt leitenden Geſichtspunkt zu beſchränken.

... „In der Nacht hatte ich einen wunderlichen Traum. Baur und ich waren zu Eiſelen in eine erſchrecklich ſeichte Kaffeegeſellſchaft geladen. Als wir von ihm gingen, ſprachen wir über den Gegenſatz dieſes und des Turnlebens, und der Gedanke, daß das alles gewichen ſei, was mit demſelben ſo herrlich aufzublühen anfing, brachte uns zu den bitterſten Thränen. Eiſelen kam hinter uns, hörte noch von unſerm Geſpräch und weinte mit uns. Ich erwachte mit den Gefühlen des tiefſten Schmerzes. Der Traum ſtand im Zuſammenhang mit Tagsgedanken. Mir fehlt hier immer ein öffentlicher Turnplatz, wo ich zu jeder Zeit hineilen und mich körperlich mühen könnte. Eine Freiſtunde, Nachmittags von 2—3 Uhr, die zum Arbeiten ſehr ungeſchickt iſt, benutze ich ſchon lange zu turneriſchen Uebungen, leider in der Einſamkeit. Bisher beſtanden ſie nur in Laufübungen, beſonders bergan. Jetzt verbinde ich auch Armübungen. Ich ſammle Steine und werfe rechts und links, in die Weite und nach dem Ziel. Heut habe ich mich auch mit ſehr großen Steinen auf einen ziemlich hohen Berg hinauf gemüht. Nach ſolchen Mühen fühle ich mich gar friſch und freudig." *)

*) Aehnliche Uebungen blieben Sybel bis in ſein letztes Lebensjahr eine jugendliche Luſt, die er ſich gern gewährte, wenn er nicht fürchten durfte, irgendwie Anſtoß damit zu geben. Neben ſeinem Arbeitspulte, an welchem wir ihn bald mit täglicher Inbrunſt beten und arbeiten ſehen werden, hatte er jederzeit ein Paar tüchtige Armſtärker, die er gern in kräftigen Schwingungen kunſtgemäß

Meine Programmſchrift iſt fertig geſchrieben und wird nun gedruckt werden. Mir kommt es ſelbſt ganz wunderlich vor, daß ich unter die Preſſe ſoll und dann in's öffentliche Leben. Ich denke immer: So'n d..... K... — Mit meinem Doktorwerden iſt's mir auch leid geworden. Mir kommt es jetzt weit bürgerlicher und ſchlichter vor, bloß Herr Sybel zu heißen. Die Wiſſenſchaftlichen kommen ſich ſo zu unſrer Zeit wie eine adliche Kaſte vor, und ſolch' wunderliches Dr. vor dem Namen mögte ein dem „von" verwandtes Blut geben. Es gefiel mir neulich gar ſehr, als die Akademie anzeigte, in einer öffentlichen Sitzung hätten Herr Schleiermacher, Herr Ancillon u. ſ. f. geleſen ..."

Den 25. März. „Heut hab' ich wieder einen ſchönen Sonntag verlebt. Als ich früh mit Berta in's Wohnzimmer kam, war das Klavier von unſern Knaben mit unſern Blumentöpfen und mit dem Chriſtusbilde dazwiſchen ſehr ſchön geſchmückt. Seit einigen Sonntagen erfreuen ſie uns durch ſolchen Schmuck, und es weiß dann gleich jeder im Hauſe, daß Sonntag iſt. Um zehn wanderten wir alle in die Kirche, auch Berta, die nun vor ihrer Niederkunft das letzte Mal dort geweſen. Das alles ſtimmte ſo feierlich. Wir ſangen dort das Lied: In allen meinen Thaten. Berta lag dabei ihre ſchwere Stunde im Sinne, und ſie ward oft zu Thränen bewegt. Nach der Kirche machten wir zwei einen Spaziergang, dann folgte das friedlich ſtille Mahl, wo wir grade auf einige Gedichte im Geſpräch kamen, die dann geleſen wurden. Nach Tiſche blätterte ich in meinen alten Papieren, meiſt Auszügen, die ich mir aus Geleſenem gemacht, umher, und manches Wort ergriff mich wieder mit neuer Kraft. Auch die Auszüge aus Solger's Schriften fielen mir in die Hände, und regten mich an. Nur Eins ſeiner Worte: „Glau-

bewegte. Auf ſeinen Spaziergängen ſteckte er noch in L. gern ein geeignetes Seil in die Taſche, um unter bergenden Bäumen ſich einige Augenblicke in munteren Sprüngen zu ergehen. Gewiß, Sybel war kein Pietiſt; oder aber er war es, aber ein Pietiſt iſt etwas ganz anderes, als die Welt ſich denkt, und diejenigen haben in jeder Hinſicht kaum ein Schattenbild von Sybel, die ſich unter ihm einen ärmlichen Pietiſten in ihrem Sinne vorſtellen.

ben und Wiſſen widerſtreiten ſich darum nicht, weil man nur dem Wiſſenden glaubt.“ Mich erwärmt ſolch' ein Gedanke. Ich ſtehe in Demuth vor dem Wiſſenden, vor Gott, und lauſche ſeinem Worte, und nehme es kindlich an. Und wenn ich's darnach näher beſchaue, mir's zerlege und erkenne, wie das Alles iſt und warum, dann ſtaune ich noch bewegter die Wahrheit an, die ich nun nicht bloß glaube, ſondern auch weiß. — Nicht, daß ich's ſchon ergriffen hätte, aber ich ſtrecke mich darnach. — Der Geiſt erforſchet die Tiefen der Gottheit. Und das zu aller Zeit, aber immer in andrer Form, von einer Klarheit zur andren. Es iſt mit dem Wiſſen, wie mit dem Glauben. Er geht vom Glauben in den Glauben, und ſo fort, und ſo das Wiſſen vom Wiſſen in das Wiſſen. Das Kind iſt ein Menſch, der Jüngling, der Mann. — Im Wiſſen iſt kein Hochmuth,*) es iſt Demuth, Verläugnung ſeiner ſelbſt, Eingehen in die Wahrheit. Drum macht die Wahrheit frei, weil ſie uns von den Vorſtellungen des ſelbſtiſchen Verſtandes befreit. Dann hab' ich eine Stunde in Schwarz Erziehungslehre, im erſten Theile der Geſchichte der Erziehung, geleſen. Ich kann dieſen erſten Theil nicht genug empfehlen. Da lernt man aus der Geſchichte. Da trit das Werden der Idee der Erziehung vor uns, da iſt Einheit des Idealen und Realen, und die Erkenntnißquelle der objektiven Wahrheit. Daß man wunderlicher Weiſe immer meint, die Geſchichte gebe nur eine niedere, empiriſche, wie man ſich ausdrückt, Erkenntniß. Allerdings, der eine ſieht den Baum an und ſagt nachher: Das iſt ein Ding, das einen Stamm, Zweige und Blätter hat; der andre ſchaut in ihm die Kulmination des Pflanzenorganismus, ſieht in ihm den Spiegel alles Pflanzenlebens in kleineren Rahmen, und ſpricht anders von ihm. Es kommt auf's Auge an!“

Hierauf bleibt er bei der Erziehungsgeſchichte von Sparta ſtehen, wobei Schwarz der Knabenliebe, und der Freundſchaft, als Bildungsmittels von „eigner, uns faſt unverſtändlicher Art“ gedenkt, und unter andern erwähnt, „daß man in Sparta einen

*) Gewiß, bei einem Wiſſen, welches ſich in Demuth vor den Geheimniſſen des Allwiſſenden beugt, von ihm zu lernen trachtet!

Bürger ſtrafen konnte, weil er nie einen Knaben geliebt, und einen anderen, weil aus ſeinem Geliebten ein feiger Menſch geworden.“ Mir, bemerkt Sybel hierzu, fiel die Aeußerung „uns faſt unverſtändlicher Art“ auf, weil ich mich erinnere, daß im Turnleben, was doch wahrlich kräftig genug war, etwas Aehnliches ſtattfand. Mit welcher ſchwärmeriſchen Liebe hingen wir jüngeren an den älteren! Und hatten ſie nicht gegen uns auch eine äußere Zärtlichkeit? In Hoffnung, daß wir einſt tüchtig würden, liebten ſie uns; wir ſie, in Sehnſucht, zu ſein, wie ſie. Es war eine wunderbare Zeit! ...“

Das oben erwähnte erſte Progamm, welches Sybel zu der öffentlichen Prüfung der Schule im Frühjahr 1832 ſchrieb, mag, nebſt dem im folgenden Jahre zu gleichem Zwecke verfaßten, als ein öffentliches Zeugniß deſſen angeführt werden, was Sybel hätte werden und leiſten mögen, wäre es ihm geordnet geweſen, die pädagogiſche Laufbahn weiterhin zu verfolgen.

In dem letzteren legte er, eine Frucht früherer Studien, das Syſtem der Erziehung des großen Lehrers Amos Komenius auf eine ſehr anziehende Weiſe dar. Ohne Zweifel hat dieſes gern geleſene Schriftchen hie und da einen Forſcher angeregt, eine weitere Bekanntſchaft mit den Schriften des Komenius zu ſuchen, eines Mannes, der recht geeignet iſt, das große Erſtaunen zu mildern, mit welchem ſo mancher neuere Pädagoge ein geringeres Fündlein als höchſteigne, dem 19ten Jahrhundert vorbehaltene Entdeckung betrachtet.

In dem erſten Programm aber giebt er „Andeutungen über Mängel und Verbeſſerungen im öffentlichen und häuslichen Erziehungsweſen.“

Da dieſer Aufſatz eines genügenden Auszuges nicht wohl fähig iſt, ſo möge hier wenigſtens deſſen Eingang eine Stelle finden:

„Die Menſchen gehören einem irdiſchen, vergänglichen und einem geiſtigen, ewigen Leben an. Hiernach hat ſich unter ihnen ein Verein für ihr irdiſches Wohl, für den Frieden des Leibes, und ein Verein für ihr ewiges Wohl, für den Frieden des Geiſtes, geſchloſſen. Jener iſt die bürgerliche Gemeinſchaft, der Staat, dieſer die kirchliche, die Gemeinde. Wie nun Leib und Geiſt in der Perſon des Menſchen Eins und ihre Grenzen

ſchwer zu beſtimmen ſind, ſo beſtehen auch jene Gemeinſchaften ineinander und bilden ein Ganzes. Dieſes Ganze iſt ein lebendiges Uhrwerk, jeder einzele Menſch daher ein Glied ſeines Getriebes. Nur bei geordneter Thätigkeit eines jeden Gliedes beſteht die Ordnung des Ganzen, nur ſo gedeiht irdiſcher und himmliſcher Friede unter den Menſchen. Da aber eine geordnete Thätigkeit beſtimmte Geſinnungen, Tugenden, Erkenntniſſe und Fertigkeiten erfordert, und ſolche nicht ohne beſondre Mittheilung und Pflege erworben worden, ſo ſind auch ſchon frühe Anſtalten unter den Menſchen geſtiftet, die das heranwachſende Geſchlecht dadurch zu tüchtigen Gliedern des Staats und der Kirche bilden ſollen, daß ſie ihm die Geſinnungen, Tugenden, Erkenntniſſe und Fertigkeiten, deren ein kräftiger Staatsbürger und ein Gemeindeglied bedarf, mittheilen.

Seit der Reformation ſind ſolche Anſtalten nicht nur für gewiſſe, ſondern weil der Proteſtantismus zur Erlangung des ewigen Friedens nur bewußte und ſelbſtſtändige Glieder der Kirche fordert, für alle Stände der menſchlichen Geſellſchaft errichtet worden. Das iſt alſo der alleinige und wahre Zweck aller Schulen: die Jugend zu tüchtigen Gliedern des Staats und der Kirche zu bilden. Nur eine entweihende Abſicht läßt den Knaben und Jüngling die Schule beſuchen, damit er als Mann durch die Welt komme, ſich ſein Brot erwerben, Ehre und Anſehen erlangen könne. Leider haben aber die Schulen, indem ſie ihren Zweck einſeitig ausführten, ſelbſt dazu beigetragen, daß dieſe kleinliche Anſicht ſich verbreitet hat. Seitdem Schulen beſtehen, haben ſie ſich damit begnügt, Lehranſtalten zu ſein, nur Erkenntniſſe und Fertigkeiten für's bürgerliche und kirchliche Leben mitzutheilen, ohne die wichtigſte Seite des Lebens, den geiſtigen Grund deſſelben, die Geſinnung und ihre Offenbarung, die Tugend vorherrſchend in ihren Zöglingen zu bilden. Das iſt ſchon die Klage des großen Reformators der Schulen, der im Anfange des 17ten Jahrhunderts wirkte, des Amos Komenius. Hier ſeine allerdings nach der Weiſe jenes Zeitalters etwas ſtarken Worte darüber: „„Auf Frömmigkeit und Sittlichkeit wenden die Schulen die geringſte Sorge, daher gehen denn auch ſtatt ſanfter Lämmer wilde Eſel und ungezähmte

Mauleſel aus ihnen hervor, und die Schüler bringen ſtatt der Anlage zur Tugend nur einen geſchminkten Anſtand ihrer Sitten, einen vornehmen, ausländiſchen Schmuck und zu allen weltlichen Eitelkeiten geübte Augen, Hände und Füße mit hinaus. Wie wenigen dieſer in den gelehrten Schulen (niedere Schulen gab es zu jener Zeit noch faſt gar nicht) gebildeten Menſchen kömmt es in den Sinn, den übrigen Vorbilder zu ſein in der Selbſtbeherrſchung, Keuſchheit, Demuth, Menſchenfreundlichkeit, im Ernſte, in der Geduld und Enthaltſamkeit?' Woher das, als weil auf Schulen nicht nach Sittlichkeit gefragt iſt.'" Und das iſt der Vorwurf, den wir auch noch zu unſrer Zeit dem größten Theile der Schulen machen müſſen, daß ſie einſeitig die Kenntniſſe und Fertigkeiten, nicht aber die Geſinnungen und Tugenden in der Jugend ausbilden, daß ſie den Kopf üben, aber das Herz vernachläſſigen, daß ſie mehr abrichten, als eigentlich erziehen."

Hierauf bezeichnet er als Grundurſach des Uebels dieſes, daß von den meiſten Lehrern das leichtere Geſchäft des bloßen Lehrens der ſchwereren, alle Kräfte des Geiſtes in Anſpruch nehmenden, erziehenden Thätigkeit vorgezogen werde, welche letztre freilich auch über den Kreis der bloßen Schulſtunden hinaus ſich fortſetzen und vollenden müſſe. In letztrer Hinſicht ſei daher inniges Zuſammenwirken der dem Schulamte hingegebenen Lehrer mit den Eltern unerläßlich.

Solle dieſe Thätigkeit aber einen gedeihlichen Fortgang haben, und der große Bildungszweck der Schulen erreicht werden, ſo müſſe, wird demnächſt dargelegt, chriſtliche Frömmigkeit wiederum die Seele auch des häuslichen Lebens werden; ſo müſſe kindlicher Gehorſam und heilige Ehrfurcht gegen die Eltern und Lehrer wieder herrſchend werden, nachdem an die Stelle eines knechtiſchen Verhältniſſes nur zu ſehr ein herriſches, ſelbſtiſches Weſen der emanzipirten Jugend getreten, und der Leichtſinn unweiſer Eltern lange dazu geholfen habe, daß die Jugend ihren Lehrern ebenſo geringſchätzig begegnen lernte, als den Eltern; ſo ſei endlich Wahrhaftigkeit wieder an die Stelle des lügneriſchen Weſens zu ſetzen, worin die Schüler nicht ſelten von den Eltern ſelbſt geſtärkt würden, und ſei die Jugend dahin zu leiten, daß ſie den Kreis der Schule als

den ihres Berufes betrachten, und ihm mit heiliger Treue obliegen lerne. —

Man kann mit Wahrheit sagen, daß Sybel mit aller Kraft, die ihm gegeben und im Gebete zu erringen war, dahin strebte, alle die Pflichten eines Lehrers zu erfüllen, wie er sie selbst als dessen Obliegenheit erkannte. Ja sein freudiger Eifer, die Liebe zu einem Amte, das ihm über alles theuer war, führten ihn weit über den Kreis der äußeren Verpflichtung hinaus. Wie der treue Mann des Wehrstandes Blut und Leben unbedenklich einsetzt, wenn es auch nur die Gränzen des vaterländischen Lebens gegen den äußeren Feind zu wahren gilt: so gab er mit Freuden alle Lebenskraft da zum Opfer, wo es die theuersten Güter des Vaterlandes, die geistige Bildung seiner Jugend, zu fördern und zu pflegen galt.

An B. schreibt er zu Ende des Jahres 1831:

„Mit meinen Schülern geht es mir noch nicht so, wie ich wünsche. Ein guter Theil derselben thut seine Pflicht, doch nicht ohne Eitelkeit oder Philisterei. Das innige Anschließen, das Leben im Lehrer fehlt doch. Unser Zeitgeist ist wohl daran schuld, aber auch mancher Fehler von meiner Seite. Auch müßte ich eine Klasse ganz allein haben, wenn es dahin kommen sollte. Meine Spaziergänge setze ich regelmäßig alle Sonnabend fort, doch hat sich der Sinn dafür unter den Schülern sehr verloren. Das Potsdamer Philisterthum, die schlaffe Lust des Heimhuckens ist dagegen. Etwa acht Schüler harren aus, und das ist mir schon genug. Im neuen Jahre will ich etwas anderes versuchen, mir einige Schüler näher zu stellen. Alle Sonnabend Abend will ich die tüchtigsten zu mir laden, sie sollen mit uns essen, und nach Tische soll gesungen, gelesen oder Schach gespielt werden ..."

Nach einigen Wochen berichtet er schon über diese Zusammenkünfte, denen er im Winter drei Abendstunden widmete, und klagt nur über die Schwierigkeiten, eine recht anregende Unterhaltung mit den jungen Leuten zu führen.

Noch im Sommer 1834 unternahm er eine große Wanderung nach Groß-Beeren, wovon er 27. August schreibt:

... „Ich bin an diesem Sonntage (ohne Zweifel dem Jahrestage der Schlacht) mit meinen Schülern in Gr.-B. gewesen.

Das bringt mir die alte Turnzeit immer wieder näher. Wie doch der Turnplatz auf so leichte Weise das leiſtete, was unſre Schulen nie leiſten! Meine Schüler können nichts ſingen, und haben wöchentlich zwei Singeſtunden. Wir Turner hatten keine Singeſtunden, aber wir ſangen mit Luſt und Leben ..."

Aus einem, faſt gleichzeitigen Briefe entnehme ich noch eine Stelle, welche zeigt, wie Sybel in ſeiner jetzigen Stellung getreulich ausharrte, bis an's Ende.

... „Mein Schulberuf iſt mir noch immer lieb und werth, wenn ich auch daran denke, ihn über kurz oder lang, wozu zwar noch keine beſtimmten Ausſichten ſind, zu verlaſſen. Der Schulmeiſter darf aber nie Früchte greifen wollen. Die Saat reift ſpät. Andre begießen, andre ärnten. Aber es mag auch mancher andre die Saat wieder ausreißen, zumal ſie oft kaum Wurzel hat. Und wie viel fällt auf den Weg! Und wie oft hätte der Weg ein gut Land werden können, wenn der Ackersmann den Pflug kräftig eingeſetzt und an der rechten Stelle begonnen hätte. Gar viele Schüler haben mich nun ſchon am Schluß eines jeden halben Jahres verlaſſen, es könnte mir das Scheiden gewöhnlicher und gleichgültiger werden. Als aber Dein Bruder J. ſchied, mein letzter Karbe, ſchnitt es doch gar tief ein. Eine Linderung des Scheideſchmerzes iſt mir durch die lieben Briefe von H. und J. geworden. Ich hoffe, wir werden einander treu bleiben. Ob es mir mit anderen Zöglingen auch ſo gehen wird? ..."

Die letzten Worte dieſer Stelle leiten uns, indem ſie ſich zumeiſt auf einige nähere Zöglinge des häuslichen Kreiſes beziehen, ſchon zu dem folgenden Abſchnitte hin. Und ſo beſchließe ich die Darſtellung der ſchulamtlichen Thätigkeit Sybel's in der feſten Zuverſicht, daß ihn der „kommende Tag" bleibende Früchte derſelben ſehen laſſen wird. War es ihm nicht vergönnt geweſen, in nicht ganz vier Jahren ſeiner Schulamtsführung ſo Außerordentliches zu leiſten, wie er in der faſt gleichen Dauer ſeiner Stellung im Pfarramte bewirkte, ſo lag dieß weniger noch an ſeiner geringeren Durchbildung namentlich in chriſtlich-religiöſer Hinſicht, als in ſeiner beſchränkenden Stellung, die eine freie

Entwicklung seiner nicht gewöhnlichen pädagogischen Talente unmöglich machte.

Sybel im Kreise des häuslichen Lebens.

„Deine Rechte sind mein Lied in meinem Hause!" Ps. 119, 54.

Schon oben weissagte meine Feder sich, daß der Leser das Bild des häuslichen Glückes unsres Sybel vorausſehen werde. Und gewiß hat der Kreis seiner Ehe und des häuslichen Lebens, unter der segnenden Hand des huldvollen, leutseligen Gottes,*) hier eine Lieblichkeit und Tugend zugleich entfaltet, wie sie dem Auge des Menschen nur selten begegnet. Hier war der Ort, wo das überreiche Gemüth Sybel's die ganze Fülle seiner Liebes- und Lebensblüten frei entfalten, wo der Schatz seiner eigenthümlichen Kraft und Gesinnung sich nach allen Seiten hin darlegen und ausgestalten konnte. Wie der Wandervogel, wenn er, dem dunklen Sehnen folgend, endlich eine Stätte seines Bleibens gefunden, sich freudig aufschwinget zu dem bergenden Orte, da er nach eigenthümlicher Art und Kunst sein Nestlein baue, wo er unter dem wölbenden Himmel, über dem Teppich der Erde, des Strahles der Früh- und Abendsonne sich freue, wo er genieße, walte und zeuge von dem Fünklein der Lebenskraft, die er in der unermeßnen Schöpfung Gottes sein nennet: so mußte Sybel hier im Schooße des Hauses, da er, unter der bergenden Hand Gottes, sich an der Hand der geliebten Gattinn fand, die Pulse seines Lebens und Wirkens am höchsten schlagen fühlen.

Alsbald umschloß ihn ein Kreis der bildsamen Jugend, der theuren Verwandten, der unter seinem Einflusse wohlleitsamen Dienstleute, bald wurden ihm auch der erste und der andere Sohn geboren: welch' ein weites Feld für seine freieste Wirksamkeit!

Fassen wir aber zuerst den äußeren Umkreis seines Hauses näher in's Auge, so waren ihm die früheren Zöglinge der Karbe'schen Familie gefolgt, imgleichen seiner Frau die ihr bisher vertraut gewesene Tochter dieses Hauses. Bald folgte

*) Tit. 3, 4.

dieſen Geſchwiſtern noch ein älterer Bruder in den beglückenden Kreis des Hauſes, bis der Ruf des HErrn dieſen als Diener ſeines Hauſes abrief; auch noch einige andere Schüler der Berliner Realſchule folgten dem geliebten Lehrer nach Potsdam, um als Zöglinge ſeines Hauſes aufgenommen zu werden. Späterhin ſchied wohl einer und der andere dieſer Zöglinge, um einer weiteren Beſtimmung zu folgen, indeß war die Lücke jederzeit alsbald geſchloſſen; ja es bedauerten oft Eltern, die einen Sohn gern in einen ſo gedeihlichen Bildungskreis verſetzt hätten, daß Sybel ihren Wunſch, um nicht über ſeine und der Hausfrau Kräfte hinaus zu gehen, nicht gewähren konnte.

Endlich hatte Sybel gleich anfangs ſeine, auf eine Weile zum freien Bewußtſein geneſene Mutter, die einzige Schweſter und die Mutter der Frau mit in den Kreis ſeines Hauſes aufgenommen.*) Es waren ihm hierüber zuvor von Freunden wohlbegründete Vorſtellungen gemacht worden; aber theils hatte er noch der Macht der Liebe des armen Menſchenherzens zu unbedingt vertraut, und die Macht der Willkür entgegenſtehender, in der Unfreiheit noch immer freier, Herzen zu wenig in Rechnung gebracht, theils hatte ſeine kindliche Frömmigkeit es für unthumlich gehalten, die eine Mutter in den häuslichen Kreis aufzunehmen, ohne die andere. Hieraus entſprang ihm und der Hausfrau bald genug bittres Leid und ſchwere Sorge; das Schmerzlichſte für Sybel wohl dieß, die Gränzen der Macht der Liebe an ſich ſelbſt erfahren, und die geliebteſten Verwandten wieder ſcheiden laſſen zu müſſen.

Nachdem aber die eigne Mutter nochmals ſeelenkrank geworden, und, ach im gebundenen Zuſtande des Geiſtes! geſtorben, nahm er die bis dahin von ſeiner Hand treu verſorgte Schwiegermutter bis an ihr Ende in ſein Haus auf, wo auch die geliebte Schweſter jederzeit die gaſtliche Aufnahme fand.

Schon hieraus wird der Leſer entnehmen, wie es eine höhere Freude ſein mußte, der Sybel entgegenging, als die Flitterluſt der erſten Wochen, wenn ſeine Seele, im Bewußtſein

*) Erſtere hatte zwar, da Sybel's Wohnung nicht Raum genug hatte, in einem Nachbarhauſe eine ſelbſtſtändige Wohnung genommen, aß jedoch bei Sybel, und gehörte eigentlich ſeinem häuslichen Kreiſe an.

der Sorgen und Pflichten, die seiner warteten, so freudig einstimmte in das Lied der hohen Glocken zum Lobe des „mächtigen Königs der Ehren!“*) Es war die Luft der Liebe aus Gott, die die lebensfrische Luft zu wirken und zu walten mit den Gaben Gottes, die an der Hand der geliebten Gehülfinn sich verjüngen wollte, und ihn so mitten hinein treten ließ in einen großen Kreis des Hauses, wie ihn sonst die allmälig erstarkende Kraft erst nach Jahren zu gestalten pflegt.

Durch fast 4 Jahre hin schmeckte er des Lebens Luft und Last in diesem Kreise, der unter der segnenden Hand des HErrn lieblich gedieh, und bei der unermüdlichen Sorgfalt des treuen Hausvaters sich immer schöner gestaltete. Der Geist der Liebe und des Friedens, der dem letzteren immer mehr zu eigen ward, wurde ebenso die Seele des ganzen Kreises, und übte seine segnende Kraft mehr oder weniger an allen Gliedern desselben aus.

Sybel war von Anfang an darauf bedacht, das Leben und Gedeihen seines Hauses durch eine bestimmte Hausordnung zu regeln, deren segensreichen Einfluß er je länger, je mehr erkannte. Sie galt ihm als Regel, nicht als Riegel der Freiheit, die sich überall um so gedeihlicher entwickelt, als sie sich auf Gesetz und Ordnung gründet, vorausgesetzt, daß diese Ordnung selbst eine Frucht des lebendigmachenden Geistes**) ist.

Einer der damaligen Hausgenossen, Pfarrer K., sagt: „Sybel's häusliches Leben war sehr geordnet und regelmäßig. Er stand sehr früh, zwischen 4 und 5 Uhr, auf, weckte dann seine Zöglinge, und arbeitete (mit jenen auf einem Zimmer) unausgesetzt bis gegen 7 Uhr. Dann rief er die ganze Hausgenossenschaft zusammen, es wurden mit Klavierbegleitung einige Verse aus dem Gesangbuche gesungen, Sybel las einen kurzen Abschnitt der Heil. Schrift vor, wandte das Gelesene auf unsere Verhältnisse an, stets sehr innig und herzlich, doch höchst einfach, auch für die Kinder und Dienstboten faßlich. Dann betete er, indem er sich in gleicher Weise an das Gelesene anschloß, auch besondere Vorfälle des häuslichen Lebens berücksichtigend,

*) Vergl. oben Seite 219.
**) Röm. 8, 1. ff.

und ein kurzer Gesang beschloß die Morgenandacht. Hierauf folgte das gemeinsame Frühstück, nach welchem er, von seinen Zöglingen begleitet, zur Schule ging, wo er meist bis 12 Uhr blieb. Zu Mittag betete er kurz aus dem Herzen. Der Nachmittag wurde in gleicher Weise in der Berufsarbeit verwendet, an freieren Tagen auch ein weiterer Spaziergang gemacht. Hierzu nahm er auch gern andere Schüler mit, die er auf eine schöne Weise durch Spiel, Gesang und Rede zu unterhalten wußte. Abends schloß er den Tag mit einem Hausgottesdienste, ähnlich dem am Morgen."

Nichts gleicht der Einfachheit, mit welcher Sybel diese Ordnung durchführte. Aus dem Leben hervorgegangen, führte sie nicht allein zum Leben wieder hin, sie war selbst ein Theil des Lebens. Am einfachsten waren grade die religiösen Beziehungen dieser Ordnung. So innig sein von der Liebe Gottes umfaßtes Herz hierbei war, so beherrschte er, vor dem Throne des Höchsten, zu Ihm redend, oder hörend Seines Wortes Zeugnisse, die Schwingungen seines Herzens. So machte, wenigstens in des Verfassers Gegenwart, das häusliche Gebet eher den Eindruck einer gewissen Trockenheit. Aber er konnte und wollte vor dem Throne des Allerhöchsten lieber als ein armes, lallendes Kind erscheinen, sich in stiller Herzensdemuth beugen, als mit dem Ueberfluß selbsterregter Worte nahen. Gewiß aber schmeckte und fühlte er dabei reichlich, wie freundlich der HErr ist, und wirkte gleiche Erfahrung an den Herzen derer, die sein kindliches Gebet bewog, sich in gleicher Demuth vor dem HErrn zu beugen.

Oefter gebrauchte er auch zur Unterstützung der täglichen Hausandacht Kempis Nachfolge Christi, Goßner's Schatzkästlein, Arndt's wahres Christenthum und ähnliche Schriften. Die Hausandacht war ihm aber eine ganz unentbehrliche Ordnung. So konnte er am 17. April 1834 besonders bemerken: „Wir gingen ohne gemeinsames Gebet zu Bett, da B. zu müde war." Eben so weiß die Gehülfinn nur einen Fall anzuführen, in welchem die Morgenandacht unterblieb. Es war an einem Sonntag, an welchem sie früh eine Ferienreise mit dem ganzen Hausstande antraten. Dieß hatte natürlich manche

Bewegung und Unruhe gemacht, so daß Sybel es für besser gehalten, sich erst auf den Wagen zu begeben, den HErrn still im Herzen um seine Begleitung zu bitten, und vielleicht späterhin der gemeinsamen Andacht das Wort zu leihen. Kaum war indeß der Wagen vor das Thor gekommen, als derselbe so gefährlich umstürzte, daß die Räder oben standen. Die Mutter mit dem Kinde, zudem schwanger, wurde mit einem Gesäßstuhle aus dem, mit schweren Koffern bepackten, Wagen geschleudert, die übrigen unter diesen begraben. Nachdem alle sich, zum Theil aus den gefährlichsten Lagen, hervorgeholfen, fehlte noch einige Augenblicke das weiterhin geschleuderte Kind, welches sich nachher unter einem abgerißnen Theil des Wagens fand. Diese Augenblicke der höchsten Gefahr machten natürlich auf Sybel einen tiefen Eindruck. Als er alle wieder lebend, wenn auch einige leichter verwundet, um sich fand, erhob sich das gepreßte Herz in unsäglicher Freude zu dem HErrn, dessen Hand wunderbar über ihnen gewaltet. Sie kehrten um, ließen sich ärztlich untersuchen, und traten, so gemahnt und gezüchtiget, am folgenden Tage die Reise von neuem an. Jenes war 21. Juli 1833 geschehen, und wirkte besonders auf die fernere Beachtung der Sonntagsfeier bei Sybel ein.

Nach dem Abendbrot, wenn die Mühen der Tagesarbeit überwunden, pflegte Sybel durch Vorlesung von allerlei bildenden Schriften sich und dem häuslichen Kreise Erholung zu gewähren, wobei die Zöglinge gleichzeitig mit Papparbeiten beschäftigt waren, welche ihnen wiederum dazu dienten, sich und den Ihrigen an festlichen Tagen, deren keiner unbeachtet blieb, eine Freude zu bereiten.

Das Abendgebet vor dem Schlafengehen liebte er, wie bereits bemerkt, in der letzten Zeit knieend zu verrichten. „Die Sünden des Tages," sagt er hierüber, „beugen Herz und Knie vor dem Vater der Liebe und dem Sohne, der sein Knie so oft beugte um unsrer Sünde willen. Aber das Knie eines Sünders ist sehr unbeugsam, und das Herz sehr stolz, sich in den Staub vor seinem HErrn zu beugen."

Waren besondere Veranlassungen vorhanden, so schloß er auch namentlich einzele Glieder der Familie oder der Schule

in das gemeinsame Gebet ein, je nachdem ihn eine besondere Noth oder Freude erweckte, die Hülfe dessen, der die Herzen der Menschen lenket,*) zu suchen, oder ihm des Dankes Opfer darzubringen. Oft begleitete er auch die Zöglinge nach dem gemeinsamen Gebet zur Ruhe, sprach sie in besonderen Fällen ernst an, drang auf offenes Geständniß, wenn eine Schuld einen von ihnen zu beschweren schien, und nicht leicht wagte in diesem Falle der Gefragte, seinem heiligernsten Blicke der Liebe sich trügerisch zu entziehen.

In der ernsten Beobachtung der Sonntagsfeier bestärkte ihn noch sehr der oben erwähnte Vorfall. Von da an mogte er, außer in Amtsgeschäften, keine Sonntagsreise wieder vornehmen. Ebenso enthielt er sich seit dieser Zeit durchaus, durch Arbeiten für die Schule, als Korrekturen, denen er großen Fleiß widmete, sich den Segen der Feiertage zu verkürzen. Späterhin tadelte er vertraute Freunde ernst und offen in ähnlicher Beziehung. „Wie kannst Du," fragte er einst einen Freund, welcher dergleichen Schulamtsarbeiten am Sonntage verrichtete, „da noch den armen Schuster und Schneider anhalten, sich den Segen des Tages nicht durch Arbeiten zu rauben, wie ihn zum treuen Gebrauche des göttlichen Wortes anhalten?" Auch seinen Zöglingen verstattete er, mit Ausnahme der Religionsstunden, am Sonntage nicht für die Schule zu arbeiten. Mit frischem, fleißigen Gebet und Arbeit durch die 6 Wochentage leitete er sie an, alle ihre Dinge zu beschicken, und am Sonntage festlich zu feiern, und zu erneuter Arbeit zu erstarken.

Daß dieß alles im Geiste der Freiheit und der Liebe geschahe, wird der Leser nach allem leicht voraussetzen. Aber mit Festigkeit und Freudigkeit unterwarf er sich einer heilsamen Strenge in Ansehung der Sonntagsfeier, deren Segen ihm zu theuer war, um ihn sich durch hochfliegenden Leichtsinn zu verkürzen. Dem innersten Bedürfnisse seines Herzens folgend, besuchte er regelmäßig, meist von der Gattinn und den Zöglingen begleitet, das Haus des HErrn, wo er zuletzt auch des Nachmittags nicht leicht fehlte. Und hier, wo es ihm allein darauf

*) Ps. 33, 15.

ankam, seine Seele an dem Worte Gottes, an der Betrachtung der überschwänglichen Wahrheiten des Evangeliums zu wecken, zu erquicken, und für die erneuten Arbeiten und Kämpfe des Lebens zu stärken, war es ihm ein geringer Unterschied, ob ihm die goldenen Aepfel auf silberner, oder nur kupferner Schale gereicht würden.

Einige Stellen aus Sybel's Briefen mögen uns noch näher in den traulichen Kreis seines Hauses versetzen.

P., d. 20. Dezember 1831.

Lieber Albert und liebe Luise!

... „Wir leben im Winter hier in sehr großer, enger Gemeinschaft, alle in einem Zimmer am runden Tisch, und was den einen bewegt, wirkt elektrisch auf alle. So war's auch erst mit Deinem Briefe, als es „von Baur's" hieß, aber so etwas fordert auch gesonderte Andacht, und drum führte Dein Brief Mann und Frau in's eheliche Heiligthum, wie ich unser Kämmerlein gern nenne, und da ward nun gelesen." —

... „Auch bei uns ist das Stubenleben gar schön. Unsre Kinder werden täglich mehr die unsrigen, und die Gemeinschaft mit ihnen hindert uns nicht, uns selbst tiefer und tiefer in einander hineinzuleben, ja es werden durch sie so viel Gedanken und Gefühle geweckt und geeint, die ohne sie fehlen würden. Zwei von ihnen haben uns, das sag' ich nur Euch, zugleich mit tiefen Schmerzen eine heilige Freude verursacht. Zur Erkenntniß ihrer selbst gekommen, vertrauten sie uns ihren wirklich tiefen Fall. Wie schlau, wie mächtig die alte Schlange ist, habe ich wieder recht erkannt, aber auch wie der Geist Gottes das gefallene Herz quält und beunruhigt, bis es seiner Stimme folgt. Je größer die Sünde, desto größer aber auch die Gnade im Bewußtsein, und so ist es nun auch mit ihnen. Ich genieße ihr Vertrauen, und da helf' ich, wo ich kann. Die andern zwei gehn noch in guter Gewohnheit, ohne bestimmtes Wissen über sich hin, und ich wünsche ihnen, daß das letzte aus ihnen weiche ohne Zerstörung des ersten. — Des Morgens wird noch immer gesungen, ein Abschnitt aus der Bibel gelesen, und dann folgt stehend das Vaterunser. Wir können nun jetzt nicht

mehr anders, und mir wird die gute Gewohnheit immer ernſter und heiliger. Ich kann von mir beſtimmt verſichern, daß ich noch nie mechaniſch dabei geweſen, und daß ich oft die Wirkung dieſer Erhebung den ganzen Tag nicht verliere. Auch das Gebet vor Tiſch ſteht noch, und iſt mir durch die Cholerazeit beſonders lieb worden. Sogar Abends im Bette, ehe ich das Licht löſche, klingt noch ein Sprüchlein. Und dabei fühle ich nicht, daß der Geiſt weniger wehe, wo und wann er will, denn wie häufig ergreift es mich noch ſtill innerlich am Tage, und eint das Herz mit dem Höchſten! Die Morgenandacht giebt mir häufig Gelegenheit, ernſt zu den Kindern zu ſprechen, und ich weiß von ihnen ſelbſt, wie lieb ſie ihnen iſt. Bei einem Leben, das im ganzen einen ſtillen und künſtleriſchen Charakter trägt, darf man wohl auf die genialen religiöſen Anflüge warten, wo es aber viel Proſa giebt, und mitunter Unruhe u. ſ. w., da muß der Wille auch ein Wort mitſprechen dürfen und ſagen: „Dann ſoll's ſtill und andächtig in Dir ſein! Der Sonntag iſt nicht allein der Gemeinſchaft wegen eingeſetzt."

... „Nach Tiſche leſen wir nun häufig. Homer's Odyſſee iſt dadurch vollendet worden, und der Herodot bis beinah zur Hälfte. Auch aus Auguſtinus Bekenntniſſen habe ich zuweilen vorgeleſen, wenn es uns ernſter war. Während des Leſens müſſen die Kinder thätig ſein. In letzterer Zeit haben ſie in Pappe gearbeitet, und beſonders hat es Hermann darin zu großer Geſchicklichkeit gebracht. Sie haben wirklich ſehr ſchöne Arbeiten für die ganze Familie zum Weihnachten gefertigt; wir ſtanden ihnen mit Rath und Geſchmack bei, und es war große gemeinſame Freude, wenn ein neues fertiges Werk gemuſtert werden konnte. Auch ſchöne kleine Bildlein, wie Du ſie liebſt, Albert, wurden gefaßt. Ueberhaupt war die Vorbereitung zum Weihnachten ſchön. Wir haben hier eine arme Handſchuhmacherfamilie mit acht Kindern. Die wollen wir am Heiligabend zu uns holen, und mit Luzie und dem Hermann Wolff, die in dem Feſte bei uns bleiben, beſchenken. Ich habe mich immer ſehr zum Feſte gefreut, es ſchenkte mir immer meine Berta, und doch war mir nie ſo feſtlich, als jetzt ..."

So ſtand Sybel, ſchon vor ſeiner tieferen Erweckung, als ein prieſterlicher Hausvater im ſchönſten Sinne in dem Kreiſe des Hauſes da. Mit eben ſo viel Liebe als Kraft und Ernſt umfaßte er, ſo viel möglich, alle Intereſſen der Seinen, die niederen leiblichen und äußeren, wie die höheren geiſtlichen. Mit väterlicher Innigkeit umſchloß er alle Glieder ſeines Hauſes, auch die Dienſtboten, und ſtellte ſo das, in unſeren Tagen ſo ſeltene, Bild eines chriſtlichen, nach allen Seiten hin von dem Hauche der Liebe durchdrungenen, geheiligten Hausweſens dar.

Und weil es eben die Liebe, die Wurzel des Lebens und der Freiheit war, welche die dargelegte Hausordnung geboren hatte und mit Feſtigkeit durchführte, ſo erlag dieſe auch nicht der Gefahr, in Einförmigkeit zu erſtarren, und ſo das Leben zu hemmen, anſtatt es zu tragen und zu fördern.

Eigenthümlich war es, wie Sybel's liebesfroher Sinn das ſonſt arbeit- und mühvolle Leben ſeines Hauſes mit einem reichen Blumenkranze feſtlicher Tage zu durchflechten wußte. Die kirchlichen Jahres- und Wochentage bildeten hier natürlich die erſte Reihe. An ſie ſchloß ſich die Reihe der Gedächtnißtage der Familie, der Geburtstage der Hausfrau, der Zöglinge, ſpäter der Kinder, der Dienſtboten — denn auch ihrer wartete ein mit dem Feſtkuchen und andren Liebesgaben geſchmückter Tiſch! — auch die Lebenstage der fernen Freunde und Verwandten traten mehr oder weniger über die ebnere Fläche der unfeſtlichen Tage hervor, indem entweder das ausgeſprochne Gedächtniß der Geliebten belebend in den Kreis trat, oder auch nicht ſelten, bald das geſchmückte Bildniß des Gefeierten, bald ein Ehrengericht auf der einfachen Tafel der feſtlichen Erinnerung eine beſondere Unterlage gab. Hierzu kamen ferner noch die Gedächtnißtage großer Männer und Ereigniſſe von vaterländiſcher oder weltgeſchichtlicher Bedeutung, die Sybel immer für den Kreis der Seinen treffend und anſprechend hervorzuheben wußte. Sein plaſtiſch-poetiſcher Sinn kam ihm in der äußeren Anordnung dieſer Feſtlichkeiten jederzeit leicht zur Hülfe, und theilte ſich auch den übrigen Gliedern des Hauſes mit, die, bis zu den Dienſtleuten herab, nicht ſelten an den kirchlichen oder häuslichen Feſttagen durch Ausſchmückung des Verſammlungszimmers mit

einer Fülle von Blumen überraschten. Möglich, daß bei diesem häuslichen Kultus der Feste die Hausgenossen nicht immer dem sinnigen Herzen Sybel's, seinem tiefinneren Sinne ganz zu folgen wußten, daß ihr Auge äußerlicher an den transparenten Bildern, ihr Ohr an den Tönen haftete, oder daß sie durch einige Sentimentalität den Mangel des Innersten auszufüllen suchten, möglich, daß sogar Sybel selbst in dieser Hinsicht nicht ganz ohne Schwäche war: im allgemeinen aber war ihm gewiß das Aeußere nur Symbol und Hülfsmittel des Innern, und so bedurfte er weniger der Entschuldigung, als die Mißverständnisse derer, die hier einen andern Weg gingen.

Gewiß auch dieser häusliche Kultus der Frömmigkeit, der Liebe und der sinnigen Freude trug nicht wenig dazu bei, den fernern und nähern Gliedern des Hauses nicht bloß Zeugniß der Liebe zu geben, welche sie mit dem Hausvater, wie diesen mit dem himmlischen Vater verband, sondern auch die gleiche Gesinnung in ihnen zu wecken.

Sehen wir nun, wie Sybel in den einzlen Beziehungen des Hauses, als Gatte, als Vater, als Erzieher dastand:

Das Bild Sybel's, als Gatten,

dürfte der Leser nach der Geschichte seines Brautstandes, und den schon gegebenen Andeutungen, leicht im allgemeinen selbst entwerfen. Die in solcher Vollendung lieblich entwickelte Knospe läßt kaum über die Gestaltung der schöneren Blüte einen Zweifel zu. Weniges genüge darum hier um so mehr, als der folgende Abschnitt auch dieses Verhältniß erst zur vollen Entwicklung bringt.

Die Aufgabe, welche Sybel schon im ersten Jahre seines Brautstandes erkannte, „sein Weib zu lieben, wie Christus geliebet hat die Gemeinde, der sich selbst für sie gegeben, auf daß er sie heiligte,"*) fand ihre fortgehende Lösung in dessen ehelichem Streben und Leben. Und jene war ihm nicht eine Aufgabe der äußeren Pflicht, denn „wer sein Weib liebet, der liebet sich selbst," war seine täglich beglückende Erfahrung.

*) Eph. 5, 25. Vergl. oben S. 123.

„Sybel's ganzes Streben war, — ſagt die in dieſer Hinſicht vollgültigſte Zeuginn — ſeinem Weibe zu ſein, was Chriſtus der Gemeine, für die Gattinn zu beten, zu wachen, ſie dem HErrn zu heiligen. In dieſem Sinne ſuchte er der Ehe die höhere Weihe zu geben."

Die Kraft und Ausdauer dieſer Liebe hatte auch nicht geringe Proben zu beſtehen. Schon oben wurde des ſchweren Leidens erwähnt, dem die Gattinn nach der erſten Entbindung auf längere Zeit anheimfiel.

Anfangs waren dieſe Leiden mehr körperlicher Art, und das Mitleiden Sybel's war durch die Wonne, auch für ein geliebtes Kind ſorgen zu dürfen, gemildert. Indeß auch während dieſer Zeit gingen die Zeugniſſe ſeiner Liebe über das Gewöhnliche hinaus. Während der erſten neun Tage verrichtete Sybel, durch beſondere Umſtände hierzu genöthigt, in ununterbrochener Folge die Nachtwachen an dem Schmerzenslager der Gattinn. Dabei verſah er am Tage ſein ſchweres Schulamt, beſorgte die kleinſten Angelegenheiten des Hausweſens, leitete die Arbeiten der Zöglinge. Welch' eine Aufgabe, und mit welcher Treue, Freundlichkeit und Langmuth löſete er ſie! Wenn überall, in der Meiſterſchaft der Liebe, welche Sybel unter ſolchen Umſtänden zeigte, fand er nicht leicht ſeines Gleichen. Mit unbegränzter Hingebung leiſtete er der kranken, unter ſeiner Pflege geneſenden Gattinn, die geringſten Dienſte, denn ſeiner Liebe lag keine Handreichung zu fern, um ſie nicht mit Freuden zu verrichten.

Und in welchem Sinne hatte die Gnade ihn dieſe Liebe üben gelehrt? „Niemand verſtand die Krankenpflege — bezeugt die trauernde Wittwe — welche er ſchon vielfach bei ſeinen Freunden geübt, ſo gut als er. Denn Ruhe und eine faſt unüberwindliche Freundlichkeit und Freudigkeit erfüllte ihn auch in den ſchwierigſten Lagen, und theilte ſich unwillkürlich den Kranken mit. Oft glaubte er die Gattinn oder ein geliebtes Kind dem HErrn wiedergeben zu müſſen; auch dann ſchwand ſeine Freudigkeit nicht, ſein Gebet wurde um ſo dringender um Hülfe, aber auch um Ergebung; HErr, nicht wie ich will, ſondern wie du willſt, war immer der Schluß."

Nur einige Stellen aus einem Briefe an die zur Stärkung

ihrer und des Kindes Gesundheit auf das Land gereiſete Gattinn mögen hier noch Raum finden:

„Liebe Berta, liebe Mutter mit dem Kinde, ich könnte den Tag nicht ſchließen, ohne noch das Stück, was ich ohne Dich verlebte, noch mit Dir zu leben. Du warſt fort. Ich eilte die Treppe hinauf und ſah noch einmal dem Wagen nach, kurze Zeit. Ich wollte im Geiſte mehr nachſehen, und es klang mir immer: Der HErr iſt mit ihr! B., dann ſprach ich noch etwas mit Mutter und Schweſter, und hatte ſie recht lieb. Sie waren auch ſo freundlich und gut zu mir, ſie fühlten wohl, wie mir war, und ſie wiſſen es doch, was wir uns ſind. — Eben werde ich unterbrochen. Ein furchtbares Ungewitter iſt heraufgezogen. Es ſtürmt und regnet gewaltig und die Blitze leuchten. Wie ſchön, daß ihr nun im Gaſthofe ſeid! Sieh', das hat Gott auch ſo gnädig gefügt, er wird alles wohl machen! — Ich bin überall im Hauſe umher geweſen, zu ſehen, ob alle Fenſter geſchloſſen ſind. Es iſt grade zehn Uhr. Nun donnert's wieder mächtig. Es iſt, als ſollten unſre Lindenbäume entwurzelt werden. Wie ohnmächtig iſt der Menſch dagegen! Und doch baut er ſich ſein ſchützend Haus. Eben war Blitz und Krachen faſt eins. Ich leſe mir das Kapitel, wo das Ungewitter Paulus auf dem Meere trifft."

Sonntag, d. 3. ... „Bei allem, was heut geſchah und was ich that, habe ich Dein und Johannes gedacht. Jeden Windzug habe ich beobachtet. Im Ganzen war das Wetter günſtig. Gott iſt mit Euch, ihr Lieben! ..."

Dienſtag, d. 5. ... „Heut hab' ich gar, gar viel an Dich gedacht. Es war eine gewiſſe Wehmuth darin, ich hätte gern von Dir gewußt. O, Berta, ſchreibe bald. Berta, Du ... es geht mir wieder wie im Brautſtande, es fehlt an Ausdrücken ..."

Mittwoch. „Mit dem Gedanken, nun iſt ein Brief da, kam ich um 4 Uhr aus der Schule, und ich hatte mich nicht geirrt. Nun, nur immer feſter vertraut, liebe Berta. Selbſt, wenn der kleine Hans unwohler werden ſollte. Laß Dich doch durch nichts ängſtigen. So mir Gott gnädig bleibt, und ich hoffe auf ſeine Gnade und bitte darum, ſoll mich nichts trüben.

Alles ist Euer, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Und alles ist Gnade, Berta, erkenne sie im Kleinsten. Vergleiche mal Dein Reisewetter mit dem Wetter vor- und nachher. War da nicht Gnade dabei? Ach, B., ich mögte Dir die ganze Bibel ausschreiben, aber lies doch nur selbst, lies recht fleißig und laß Dir Geist geben. Gieb Dich immer mehr Christus hin, fasse immer festeren Glauben. Man muß dem Himmelreich Gewalt anthun: Ringe, daß Dein Eifer glühe, und die erste Liebe Dich von der ganzen Welt abziehe, halbe Liebe hält nicht Stich. — Ringe, mit Gebet und Schreien, halte damit feurig an, laß Dich keine Zeit gereuen, wär's auch Tag und Nacht gethan!" —

„B., es ist schon wieder spät. Ja, ich komme ja bald zu Dir, bald, bald. Ich muß schlafen gehn. Ich bete für Dich und den lieben Johannes. Grüße Karbens und die Kinder, und Marie und dem Hänschen noch einen ganz besonders lieben Kuß. Sag' ihm dabei: vom lieben Vater. Das liebe, liebe Kind! Aber B., wir sollen es immer haben, als hätten wir's nicht, und so sollen wir auch uns haben, i. B. Dahin trachte, nach dieser Freiheit. Es grüßen Dich Alle."

Wie Sybel als Vater war, mag die Ahnung dem Leser gleichfalls im allgemeinen richtig sagen. Nur einiges Wenige mag hier im Voraus zur näheren Bezeichnung in dieser Hinsicht gesagt werden.

Mit heiligem Ernste und unsäglicher Freude harrte er der Geburt des ersten Kindleins entgegen. „Wir sprechen und rathen auch viel," schreibt er im Dezember 1831 an B., „über die erste leibliche Pflege des kleinen Menschen, und stimmen sehr für Abhärtung von klein auf. Doch kann der besondere Zustand des Kindes mancherlei Modifikationen machen. Wie ich mich dahineinfinden werde, Vater zu sein, ist mir noch unbegreiflich, aber ich ahne die Seligkeit des Gefühles und den Ernst. Der Zusammenhang der Mutter mit dem verborgenen Kinde ist mir höchst lehrreich. Wie nicht nur alle körperlichen Stimmungen der Mutter, sondern eben so die geistigen, auf das Kind wirken und Unruhe und Bewegung veranlassen, müssen sich da nicht Keime und Empfänglichkeiten für Stimmungen und Eigenthüm-

lichkeiten des Geistes ansetzen? Ein reiches, neues Feld von Gedanken! Ach, wie viel Räthsel! Und doch ist gewiß alles, alles Gesetz, und der Mensch kann und wird es finden.

Acht Tage nach der Geburt des ersten Söhnleins am Palmen-Sonntage schrieb er auf ein abgerißnes Blättlein, da sein arbeitvolles Leben der müßiger weilenden Einkehr der Musen jetzt nicht Raum ließ, folgende Worte:

Eil' ich hinaus
In's Vaterhaus:
Da leuchtet die Sonne
Und lächelt der Himmel,
Da grünet die Aue
Und blühen die Bäume,
Da singen die Vöglein,
Es duften und tönen die Lüfte:
Ach, welch' ein Leben!

Und wiederkehrend
In's eigne Haus:
Da ruhet die Mutter
Und lächelt voll Liebe,
Und vor ihr der Knabe,
Er blicket hinauf
Mit lieblichem Auge
Zum glücklichen Vater:
Ach, welch' ein Leben!

Wie schön ist's auf Erden,
Wie wird es droben noch schöner sein!

In einem schönen Briefe vom März 1834, als Johannes, das erste Söhnlein, 2 Jahr alt war, schreibt er: „Meine Jungen machen mir viel Freude. Johannes sagt zuweilen, ohne daß es ihm einer gesagt hat, mein lieber Vater! Dann springt mein Herz, und ich denke, so muß dem lieben Gott zu Muthe sein, wenn wir zu ihm „lieber Vater" sagen. Martin macht auch schon ein gar freundlich Gesichtlein, wenn ich zu ihm komme, und erzählt mir in allerlei wunderlichen Tönen seine Geschichte ..." Jenes eine Wort scheint

mir treffend das glückliche Verhältniß zu bezeichnen, in welchem Sybel so als Sohn der ewigen Liebe daſtand, wie als Vater der ihm gegebenen Kinder.

Früh erkannte der Vater, der von den Tagen ſeiner Jugend her ſeine Seele in Händen getragen, und mit tiefem Ernſte die Geheimniſſe ſeines Innern erforſcht hatte, auch an den Kindern, was Regungen des Geiſtes oder des Fleiſches, was Aeußerungen der Natur oder der Willkür waren, und wußte Aeußerungen des Schmerzes wohl von denen der keimenden Unart zu unterſcheiden. Wie er nun dort ein liebreich ſorgender, alle natürlichen Entwicklungen pflegender Vater war, ſo lehrte ihn dieſelbe Liebe auch den leiſeſten Regungen der Willkür frühe ſtreng entgegentreten. Schon dem ungeduldig ſchreienden Kinde wurde die Bruſt verſagt, dem Eigenſinn niemals Folge gegeben.

„Unſer Johannes," ſchreibt er bald nach Weihnachten 1832, „bekam fünf Bälle, ein Klimperkäſtchen und eine Ruthe mit rothem Bändchen. Ich habe gelernt, daß frühe Züchtigung ſehr wohl thut und ſpätere erſpart. Der Junge hat von mir einigemal mit ſehr ernſtem Geſicht Klapſe bekommen, wenn er eigenſinnig war; ſeitdem hört er auf meine Drohungen, überwindet ſich und zeigt doch dieſelbe Liebe und Freudigkeit gegen mich. Bei andern iſt er oft gnatzig und ungezogen. Mit der Ruthe hat man einen ſichern Schlag, auch iſt's beſſer, daß das Kind ein Inſtrument ſcheuen lernt, als die Hand, die ja auch liebkoſen ſoll; es kömmt ſonſt leicht, daß die Kinder ſich auch vor den Liebkoſungen ſcheuen."

Noch mehr konnte ſich jetzt das Wirken der Liebe in Sybel's Verhältniſſe zu ſeinen Zöglingen offenbaren. Hier mußte jeder Zweifel ſchwinden, daß es das Wirken der Liebe von oben war, die ſein beſeligtes Herz zu gleichem Wirken bewog. Wie oft bleibt die zärtlichſte Familienliebe in den niederen Banden der Sinnlichkeit und des nur erweiterten Egoismus befangen; Sybel's Liebe der Seinen im engeren Sinne diente nur dazu, ihn zur Liebe überhaupt, zur Liebe gegen alle, in deren Nähe die ewige Liebe ihn führte, zum liebenden Wirken nach Gottes Bilde zu erwärmen; und wiederum heiligte und

ſtärkte die Bethätigung der Liebe in weiteren Kreiſen ſein Herz, die Seinen mit vollerer, reinerer Inbrunſt der Liebe zu umfaſſen.

Wenn er daher ſchon die große Zahl ſeiner Schüler, namentlich alle diejenigen, welche für ſeine Liebe empfänglich waren, mit beinahe väterlichen Gefühlen umfaßte, ſo war dieß in Hinſicht ſeiner näheren Zöglinge in einem Grade der Fall, welche dieſelben den eignen Kindern gleich zu ſtellen ſchien. Auch bei der nun größeren Zahl der Zöglinge ſollte das trauliche Du der Anrede an den väterlichen Erzieher und die Gehülfinn ein Ausdruck des innigen Verhältniſſes ſein, in welches er ſie zu ſtellen wünſchte. Wie ſehr ihm dieß gelang, bewies nicht bloß die herzliche Liebe der Zöglinge, ſondern vielleicht mehr noch die Achtung und die unbedingte Folgſamkeit, mit der ſie ihm jederzeit ergeben waren. Die älteren Zöglinge waren ſeine Freunde geworden, die ſeiner leitenden Liebe auch das Innerſte vertrauten. Sie ſuchten mit kindlicher Demuth in allem ſeine Zuſtimmung und Uebereinſtimmung, wie ſie z. B. kein Buch anders laſen, als nach ſeinem Rath, ſich nicht aus dem Hauſe entfernten, ohne ſeine Erlaubniß. Wie trefflich konnte dieß Sybel dazu dienen, ſie aus ſeinem Gehorſam in ſeines lieben HErrn Nachfolge überzuleiten!

Einſt war ein auswärtiger Freund in ſeiner Zöglinge Begleitung bei Sybel zu Beſuch. Jene wagten es bald, ihren undankbaren Muthwillen gegen die Zöglinge Sybel's zu äußern, und ſelbſt die Anhänglichkeit dieſer an ihren väterlichen Freund lächerlich zu machen; dieſe aber wieſen ſie mit Unwillen zurück.

Sybel arbeitete ſtets inmitten ſeiner Zöglinge. Ehe er ſich hierzu niederſetzte, theilte er jedem ſeine Arbeit aus, beſprach das Nöthige, um nachmals ſo viel möglich ungeſtört zu bleiben. Fiel nachher doch eine Unterbrechung vor, ſo blieb er doch ruhig und wies liebevoll zurecht.

War das Tagewerk vollbracht, ſo wurde alles nachgeſehen, und jeder Gegenſtand an ſeinen Ort gebracht. Denn wie er liebte, daß bei der Arbeit jeder grade und anſtändig da ſaß, ſo hielt er ſtreng auf Reinlichkeit und Ordnung. Wöchentlich wurden die Schränke und Räume der Knaben durchgeſehen, und jede äußere Unordnung, welche Zeugniß der mangelnden Achtſamkeit

des innern Lebens gab, wurde mit einem Abzuge von ½ Sgr. am Taschengelde bestraft. *)

Wie Sybel den Fleiß und die Folgsamkeit der Zöglinge dann auch in den freien Stunden zu belohnen, wie er die gemeinsamen Spaziergänge und Wanderungen, theils zu stärkenden Leibesübungen, theils zur Weckung und Belebung des frommen Sinnes für Vaterland, Natur und Geschichte zu benutzen, und die Knaben in Liebe untereinander zu verbinden wußte, ist schon zuvor angedeutet worden.

So zerriß auch das Band der Liebe nicht, wenn die Zöglinge aus seinem häuslichen Kreise schieden. Mit mehren blieb er in fortgesetztem Briefwechsel, und führte auch darin so viel möglich das Geschäft des erziehenden Freundes fort.

Mehre Zöglinge haben mir einige vorhandene Briefe dieser Art mitgetheilt. Ich theile einige Stellen daraus mit!

Nicht lange vor dem Abgange eines Zöglings schreibt er in den Ferien an diesen: „Indem das alte Jahr mit seinen vielen Freuden und Schmerzen so unter der Hand weg geht, denke ich auch an Dich, und danke Gott, daß er Dir einen heiligen Ernst und einen kräftigen Willen für's Leben gegeben hat, und allerlei Blumen in Dein Herz gepflanzt. Aber es fällt mir nun auch das neue Jahr ein, und was mir da bevorsteht. Ich weiß, daß ich mich so bald von Dir trennen soll. Da wünschte ich nun, daß wir in der letzten Zeit noch in rechter Liebe und Kraft beisammen wären. Du hast mir in der letzten Zeit, ohne daß Du's vielleicht weißt, recht viel Freude gemacht, aber etwas, was sich in Dir immer mehr heraus bildet, hat mir oft sehr, sehr wehe gethan, und denke, daß es auch später anderen, die vereint mit Dir leben, wehe thun müßte. Das ist Dein großer Widerspruchsgeist, dem Eitelkeit zum Grunde liegt. Selbst wenn Du fühltest und klar wüßtest, Du habest die richtige Ueberzeugung, so müßtest Du schweigen können. Aber das kannst Du nicht, besonders nicht in kleinen, gleichgültigen Dingen." Hierauf schließen ernste, liebreiche Ermahnungen den schönen Brief, die übrige kurze

*) Diese Strafgelder wurden, wie die der Schüler, zu wohlthätigen Zwecken verwendet.

Zeit des gemeinsamen Lebens betend und arbeitend zu streben, des Fehlers Herr zu werden.

Etwa nach einem Jahre besuchte er diesen Zögling in den neuen Verhältnissen, worin er seit einem halben Jahre lebte. Mit großem Schmerze erkannte er, daß mancher alte Fehler wieder die Herrschaft über denselben gewonnen hatte. Er schreibt dann:

... „Ich habe Dich still beobachtet, und Deine ganze Erscheinung hat mir den Eindruck eines Menschen gemacht, der nicht kräftig an sich arbeitet, der sich gehen läßt. Vor allem ist mir aber aufgefallen, wie Du Dich so sehr Deiner Eßlust hingiebst. Wir Menschen sollen uns dadurch von vielen Thieren, die immer Nahrung zu sich nehmen, unterscheiden, daß wir darin Zeit und Stunde halten, und daß wir nicht über Nothdurft uns mit Speise und Trank erfüllen. Viel Essen und Trinken hemmt den freien Schwung des Geistes und regt die niedrigen thierischen Triebe in uns auf. Das erkannten die Alten, und gingen daher oft zu weit in der Enthaltsamkeit. Die ersten Christen, wie enthaltsam waren sie, es schien ihnen diese Tugend eine der wichtigsten. Du kennst sie gar nicht. „„Ihr esset nun oder trinket, oder was ihr thut, so thut es alles zu Gottes Ehre,““ sagt Paulus. Der Spruch fiel mir oft ein, wenn ich Dich sahe, und ich konnte mir nicht denken, daß er in Dir Leben geworden. Ich denke mit tiefer Betrübniß an Deine Zukunft. Es kömmt die Zeit, und ist schon nahe, wo sich noch andre mächtigere Triebe in Dir regen werden, als der Nahrungstrieb. Du scheinst, was sich Dir als Naturverlangen ankündigt, nicht so anzusehen, als müssest Du Dich dem widersetzen. Du kannst in große Abgründe gerathen. Ach, der Schritt von einem zum andern ist nicht weit...“

Hierauf, nach andern Aufschlüssen, die Anleitung zum rechten Kampf und die Versicherung heiliger Liebe.

Den Erfolg solcher Ermahnungen deutet eine Stelle eines zwei Jahr späteren Briefes an:

... „Das Leben hat gar viel Versuchungen, bald zur Trägheit, bald zu thätlichem Abfall, aber ich denke immer, wer nur einmal ein wenig von dem Heile in Christo gekostet hat, der weiß selbst, wenn er abfällt, was er verloren hat, und das zwickt und zwackt ihn zur Rückkehr. Das hast Du ja nun auch mehr oder minder

an Dir ſelber erfahren, und ich danke Gott, daß er Dich wieder auf den Rückweg geführt hat. Aber Du mußt Dir's nun auch rechten Ernſt ſein laſſen. Man muß dem Himmelreich Gewalt anthun, dann dringt man ein! ..."

Aus einem ſchönen Briefe an einen anderen, eine Zeitlang entfernten, Zögling entnehme ich folgende Stelle:

P., den 16. März 1834.

... „So haben wir oft die heiligſten Gedanken und Empfindungen gemeinſam gehabt, lieber H. Das fordert uns auf, recht zu bleiben in der Gemeinſchaft des Geiſtes, in der Gemeinſchaft Seines Geiſtes. Darum ſehne ich mich auch nach einem Lebenszeichen von Dir. Du haſt mir zwar einmal geſchrieben, und ich weiß, daß Deine Augen nicht viel erlauben, aber ich hatte Verlangen nach mehr, nach Bitte um Zuſpruch, nach Herzensoffenbarung. Daß ich ſo gar nichts der Art von Dir vernommen, und wär's nur ein Blättlein geweſen, hat mich beſonders in letzter Zeit, wo es mit Deinen Augen doch beſſer ging, etwas beſorgt gemacht. Wie ſieht es wohl in H.'s Gemüth jetzt aus? war meine öftere Frage, die ich auch gegen Berta laut werden ließ. Ich habe immer in Deinem jetzigen Aufenthalte für Dich eine große Verſuchung erkannt, und habe faſt immer bemerkt, daß Du in Deinem innerlichſten Leben dort mehr zurück, als vorwärts gekommen. Der Arbeit giebt es immer weniger, als hier, und der Menſch muß ſeiner ſündhaften Natur nach ſein Brot im Schweiße ſeines Angeſichts genießen, der Vergnügungen, der äußern Vergnügungen giebt es dagegen mehr. Da wird gefahren, geritten und mit den jungen Oekonomen verkehrt. Das ſind für ein jugendlich Herz allerlei ſtarke Verſuchungen zur Eitelkeit, Wichtigmacherei u. ſ. w. Biſt Du da diesmal gut durchgekommen oder wie ſteht es? Das mögt' ich wiſſen. Biſt Du eifrig und anhaltend im Gebet geweſen, haſt Du in Deinen vielen geſchäftsloſen Stunden das Herz dahinein geſchickt, wo es ewig zu ſein wünſchen ſoll? Das Alles mögt' ich wiſſen. Aber recht wahr und einfach. Ich bin ſehr unwiſſend über Deinen Zuſtand. Ich werde aber gewiß bald davon hören.

Was mich nun betrifft, so bin ich durch Julius nahen Abgang oft in einer ganz eigenthümlichen Gemüthsverfassung. Ich habe zwar ein sehr kaltes Gemüth, und ein weit kälteres, als vielleicht viele Menschen denken, aber dennoch ist mir bei dem Gedanken, daß Ihr beide vielleicht jetzt von mir scheidet, denn mit Dir steht es doch sehr ungewiß, ob Du wieder kömmst, als wenn mir ein Stück Herz mitginge. Ich mögte meine Liebe zu Euch nicht rühmen, denn sie hat auch ein gar rostig und menschlich Wesen, aber es ist mir doch fast väterlich gegen Euch um's Herz, und daher blutet es bei dem Gedanken: Deine Karbe's scheiden. Ich will Euch aber auch gern lassen, wenn ich wüßte, daß Ihr den Herrn Christus immer recht lieb behalten würdet. Es ist eine arge Welt und eine arge Zeit, in der wir leben, und alle Zeiten haben ihr Arges. Haltet Euch nur immer recht zu ihm, lieben Söhne, dann ist alles gut, und dann mag die Welt untergehn ...."

Einen Monat später schreibt er an denselben Zögling:

.... „Dein Brief hat mir eine große Freude gemacht. Wenn auch sein Inhalt mancherlei Betrübendes enthielt, so wurde das alles für mich durch Deine Offenheit zurückgedrängt, und ich blieb in der Freude Deiner Liebe. Ich kann Dir nicht sagen, welch' ein Verlangen ich darnach habe, daß Du wieder zu uns kömmst. Will es Gott anders, so werd' ich mich still fügen, und gewiß nicht murren; aber recht danken will ich, so er Dich mir wieder zuführt. Ich denke mir, es soll dann erst recht ernst und innig mit uns beiden werden. Du glaubst nicht, wie schön es hier in unsrer neuen Wohnung ist ....

Aber das ist nur die äußere Seite des Lebens. Es würde gewiß auch innerlich, so Gott uns stärkte, und wir uns stärken ließen, nicht übel sein. Du bist mir dann nach Berta der Nächste. Wir wollten recht, recht Freunde werden, lieber Hermann. Ich habe nie gefühlt, wie ich Dich liebe, als nun, da ich Dich entbehren soll. Ihr seid mir beide, Du und Julius, doch sehr an's Herz gewachsen. Als Julius wegging, als er um die Ecke unsrer Straße wendete, und mir aus den Augen schwand, da hab' ich's wohl empfunden. Und wenn

Du nun wieder kämſt! Wir wollten einander in Chriſto recht lieb haben und wollten uns gemeinſam ſtärken an Ihm.

Für die Zeit Deiner Abweſenheit mögte ich Dir die Einſamkeit und das wirklich ausgeſprochene Gebet empfehlen. Man begnügt ſich häufig mit allgemeinen frommen Gedanken und Empfindungen; aber es iſt beſſer, ſich perſönlich zu Chriſto wenden, zu ihm reden und ihm das Herz ausſchütten. Klage ihm mit baren und klaren Worten Deine Sünden, von denen Du mir beſonders geſchrieben, und bitte ihn um ſeine Hülfe, ſo wird es Dir nicht fehlen, Du wirſt wachſen in ſeiner Kraft ...." Hierauf dann die in's Einzelſte gehenden Erörterungen, ſelbſt Verbeſſerung der in den Briefen gemachten Sprachfehler u. dergl.

Beſonders nahm er die Geburtstage der früheren Zöglinge wahr, ſich und ihnen durch eine ſchriftliche Mittheilung die Erinnerung der ſonſt an dieſen feſtlichen Tagen genoßnen Freuden, der gefaßten Vorſätze zu erneuen.

Aus dem für ihn ſo geſchäftsvollen Jahre 1834 finde ich 4 dergleichen an Angehörige der Familie Karbe vor, 2 andre dahin ſcheinen verloren gegangen zu ſein. In einem derſelben vom 4. Septbr. ſagt er: .... „Ich habe mir eben die heutige Epiſtel geleſen, und da ich dabei gedachte, wie ich Euch zum Geburtstage einen Spruch der Heil. Schrift zu ſchenken pflegte, wollte ich Dir dieſe heutige Epiſtel, die ja dem Chriſten die ganze Woche hindurch, alſo Dir auch an Deinem Geburtstage, im Gemüthe ſchweben ſoll, zu Deinem Geburtstage ſchenken." Hierauf geht er umſtändlich in den Inhalt der Stelle (Epheſ. 4, 1—6.) ein und ſchließt: „Sorge alſo dafür, daß der HErr durch den Glauben in Dir ſei. Der Glaube iſt aber die vollkommne Hingabe des Gemüths an ihn. Denke fleißig an ihn, lies fleißig von ihm, bete fleißig zu ihm, überhaupt gehe fleißig mit ihm um, ſo wird er in Dir Wohnung machen. Entfernſt Du Dich von ihm, ſo muß er ſich von Dir entfernen. Denke nicht, daß Dein irdiſcher Beruf, Deine irdiſchen Verhältniſſe weniger günſtig für einen innigen Umgang mit Chriſto ſeien; zu arbeiten haben wir alle und Störungen kommen auch jedem in Menge, man muß den Augenblick zu benutzen wiſſen. Du

gehſt oft allein über Feld, laß Ihn mit Dir gehen. Denke nicht, der Oekonom müſſe und könne anders zu Chriſto ſtehen, als der Prediger. Immer näher, immer näher, das gilt für alle und dazu gehört ein eignes Näherrücken, ein Eifer, eine Gluth! ..."

Dieß mag genügen, dem Leſer das ausgezeichnete Wirken Sybel's als Erzieher vor Augen zu ſtellen. Zugleich aber ſind wir daran, das Bild ſeines häuslichen Lebens abzuſchließen. Die eben ſo ſüße als heilige Liebe einer an dem Herzen Gottes erwarmten Bruſt, zugleich der alles umfaſſende, ernſt, kräftig und beſonnen ordnende Wille des Mannes müſſen als die Grundzüge deſſelben erkannt werden. Alles, was in den Kreis des Hauſes trat, und jene höhere Liebe nicht ganz verläugnete, mußte davon berührt werden. Wie auch die Dienſtleute möglichſt in das nähere Verhältniß der Haus- und Lebensgenoſſen geſtellt wurden, iſt ſchon angedeutet. Konnte es bei dem wüſten und weltlichen Treiben des größeſten Theiles dieſer Klaſſe — eine ſchwere Schuld und Strafe der Auflöſung der häuslichen und ſittlichen Verhältniſſe der Zeit! — nicht fehlen, daß ſich öfter ein Dienſtbote hier in einer neuen Welt fand, die ihm nicht ganz zuſagte, ſo blieb doch niemand ohne Eindrücke des Segens. Dieß zeigte ſich in dem Zuge des Herzens zu Sybel's Hauſe, aus welchem der Leichtſinn ſie vielleicht früher hinweggeführt. Ein junges Mädchen kam ſpäter bis nach Luckenwalde auf Beſuch, und ſuchte ſich durch Briefwechſel im Fortgenuſſe des Segens zu erhalten, den ſie im Dienſte Sybel's empfangen zu haben bezeugte.

Ja ſelbſt der vorübergehende Eintritt in dieſes Haus war öfter von größerem Segen begleitet. Ein Lehrburſche hatte einſt im Wohnzimmer etwas zu arbeiten. Er war allein gelaſſen, und während deſſen verſchwand eine kleine Summe Geldes. Sybel bemerkte es alsbald, und nach anderweitem Nachfragen nahm er den Knaben vor. Durch bewegliches, ernſtes Zureden brachte er den Dieb zum Geſtändniß. Jetzt fiel Sybel ſchmerzlich bewegt auf das Knie, laut den Herrn Jeſum anrufend, ſich der armen, verlornen Seele dieſes Sünders anzunehmen, ſie aus dem Verderben zu reißen und Sich zu gewinnen. Der Knabe geſtand nun unter vielen Thränen, daß er ſchon ähnliche

Diebereien begangen, und gelobte Beßrung. Endlich lud ihn Sybel ein, ihn öfter zu beſuchen, um ihm durch Gottes Gnade weiter zu helfen auf der Bahn des neuen Lebens, das für den Glücklichen vielleicht in dieſer Stunde begann! *)

Begleiten wir Sybel zuletzt noch über den Kreis ſeines amtlichen und häuslichen Wirkens hinaus, ſo ſehen wir, wie er ſich auch hier noch für mannichfache freie Thätigkeit Raum zu machen wußte.

Zunächſt war er thätigwirkendes Mitglied einer bedeutenden Anzahl von wiſſenſchaftlichen und chriſtlich-religiöſen Vereinen. Seiner Stellung zu dem pfarramtlich-theologiſchen Vereine, zu den pädagogiſchen Verſammlungen iſt ſchon gedacht worden. Nach und nach trat er aber auch mit ganzem Herzen den Vereinen für Verbreitung der Bibel und des Evangeliums, ingleichen mehren der ſtädtiſchen Wohlthätigkeitsvereine bei. Sein von der Liebe Gottes geweckтes Herz konnte ſich dem Wirken der Liebe unmöglich nach einer Seite hin verſchließen, und ſein Beiſpiel könnte zu anderen auch einen ſchönen Belag dafür geben, wie das Wirken der Liebe in näheren und ferneren Kreiſen der leidenden Brüder ſich vielmehr in die Hände, als entgegenarbeitet.

So ſehr Sybel aber die Thätigkeit dieſer Vereine mit Gebet und Arbeit und mit Geldbeiträgen unterſtützte, ſo wenig ließ er dadurch ſeiner Privatwohlthätigkeit Gränzen ſetzen. Was er in dieſer Hinſicht that, könnte hier ſchon mit manchem ſchönen Beiſpiele belegt werden; **) doch bleibt dieß beſſer der Darſtellung des folgenden Abſchnittes vorbehalten.

Von beſonderer Bedeutung war Sybel's Theilnahme an einem freien Vereine von Predigern und Kandidaten, welche den Armen und Gefangnen in dem ſtädtiſchen Armenhauſe wöchentlich Erbauungsſtunden hielten.

„In der vergangnen Woche (ſchreibt er am 22. Febr. 1832 an die Kränzchenfreunde) habe ich zum erſtem Male die Andacht unter den hieſigen Züchtlingen und Armen gehalten. Die Me-

*) Mittheilung der Söhne der Familie Karbe.

**) Manche der Hausarmen zu Potsdam bezogen noch fortgehend ihre Unterſtützung von dem Diakonus zu Luckenwalde.

lodie der einleitenden zwei Verse war ihnen nicht recht bekannt; das that mir leid. Ich redete nachher über den ersten Vers in der Bergpredigt: Selig sind, die da geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr. Ich kann wohl sagen, daß ich mich in den Augenblicken meiner Rede recht mit geistlich arm fühlte mit jenen armen Menschen. Ich habe noch in keiner Predigt ein ähnliches Bewußtsein gehabt, als während dieser meiner Worte. Ich hatte mir nur die Hauptgedanken fest hingestellt, und sprach frei darüber. Nachher war's mir, als wäre nicht mein gewesen, was ich gesagt, als lägen meine Worte über mir selbst hinaus, so fühlte ich mich mit arm. Aber kaum, daß man dergleichen berichten darf — will dann die Armuth weichen. — Doch Ihr seid meine Freunde ..."

Von da an verkündigte er sich und den Armen und Gefangnen durch drei Jahre hin regelmäßig das Wort des HErrn, und manche dort in den Banden der Armuth und der Sünde gehaltene Seele mag durch die Gnade des HErrn aus seinem Munde reich und frei geworden sein. *) Nachdem er des Tages Last und Hitze getragen, ging er, gewöhnlich Freitag Abend, oft von der Gattinn begleitet, zu den lieben Armen und Sträflingen. Diese Predigten mögen wesentlich dazu beigetragen haben, ihn in der Kunst der durchaus einfachen, herz- und volkgemäßen Rede so weit zu fördern. Blieb ihm zur Vorbereitung für jene aber oft nur der Weg durch die Stadt zum Armenhause, so bewies er künftig als Prediger durch die sorgfältigste Vorbereitung, wie es nichts weniger, als Geringschätzung der Aufgabe gewesen, die jenes veranlaßte.

Außerdem predigte er, seinem näheren Amte nicht zu viel abzubrechen, nur selten, und wenn die Umstände drängten. So dreimal in den Aernteferien 1834, nach dem Tode seines Oheims Frosch, der Prediger am Militärwaisenhause zu P. war. „Eine dieser Predigten," schreibt er an die Kränzchenfreunde im August 1834, „fiel auf den Geburtstag des Königs. Das Militär-Waisenhaus und Kadettenhaus machten die Mehrzahl meiner Zuhörer, daher hatte ich mir zum Gegenstande erwählt: Wozu

*) 2 Kor. 8, 9.

fordert der heutige Geburtstag des Königs den christlichen Unterthan auf? Der Text war Spr. Sal. 8, 15 und 16. „Durch mich regieren die Könige, und die Rathsherrn setzen das Recht. Durch mich herrschen die Fürsten und alle Regenten auf Erden.“ Meine Antworten auf obige Frage waren: 1) Zum Dank gegen Gott, der, ein Gott der Ordnung, uns die bürgerliche Ordnung und einen König gegeben. 2) Zur Erneuerung des Gehorsams und der Pflichttreue. 3) Zur Nacheiferung des christlichen Beispiels, das uns unser König giebt, und 4) zur Fürbitte für den König und für unsre bürgerliche Ordnung ...“

Zu diesem allen versagte er auch sonst sich bietenden Werken der Liebe seine Kräfte nicht. So unterrichtete er im Sommer 1834, wie er in dem eben angeführten Briefe den Freunden als Ursach seiner sparsamen Mittheilung berichtet, „fast jeden Abend von 8—9 Uhr“ unentgeltlich einen jungen Mann, der sich zum Schulmeisteramte vorbereitete. Einer seiner Zöglinge hatte ihn als Schützen, während beide ihre Militärjahre abdienten, kennen gelernt. Jener machte ihn Sybel bekannt, welcher ihm bald sein ganzes Herz zuwandte, und ihm außer jenem täglichen Unterricht jedes mögliche Zeugniß thätiger Liebe gab.

Endlich möge noch eine Stelle aus dem vor. Briefe (vom 20. Juli 1834) folgen, welche die Stellung seines Herzens zu den ferneren Freunden zu erkennen giebt, und zugleich noch einen Blick in das schöne häusliche Stillleben thun läßt.

... „Es war der heutige Tag vor Jahren ein sehr poetischer Tag für mich, meiner Freundinn Marie S. ihr Geburtstag. Wie ist es heute so anders, als damals! Es ist mir heute sehr ernst und sehr freudig um's Herz; denn ich bin mit meiner Berta zum Abendmahl gewesen. Es ist der erste Sonntag in den Ferien, sie liegen vor uns die schönen Tage, in denen wir einmal ein häusliches Stillleben führen wollen, so es Gott nicht anders will. Das ist durch das Abendmahl eröffnet worden. Ach! und heute ist's schon recht heimlich und still. Wir saßen nur zu Dreien am Tisch. Wir beide und die Großmutter, und am Nachmittag, nachdem die Hitze uns anfangs ein wenig auf die Ruhbetten gebeugt, haben wir eine Zeit vor'm Klavier gesessen und uns die Choräle: „Freu' dich sehr, o meine Seele,“ und:

„Aus tiefer Noth schrei' ich zu Dir" erst eingeübt und dann zur Erbauung gesungen. Vor der Thür sitzen mit der Großmutter im Schatten die Kindlein und ein Blick durch's Fenster, so sehen wir sie, und sie uns, und wir freuen uns alle, und der Martin ampelt mit Hand und Fuß. Und da bin ich wieder von Dir abgekommen, liebe Marie, und von Deinem Geburtstage. Ja, so wie es den ganzen Tag gegangen ist, so auch hier im Briefe: zwischen dem kirch- und häuslichen Still- und Wonneleben ist mir immer mal hindurch eingefallen: heut ist Mariens Geburtstag, und nun will ich dem Gedanken eine Rast unter dem Baume meiner Erinnrung und meines Andenkens schenken. Da eilt nun der silberne Schlüsselhaken, den ich mal von Devrane holte, und so manches Briefleln, das ich da und dort schrieb, vorüber und mit ihnen die vergangene Zeit. Es ist einem doch aber recht, als wär's vergangen, und man ist zufrieden damit, und will's nicht wieder so haben. So, denke ich mir, wird der Blick von droben sein auf dieses ganze Erdenleben. Aber nein, der muß noch anders sein! Da wird man nichts, als Züge der Gnade sehen, und aufgehen in Lob und Dank. So möge Dir denn, liebe Marie, auch der heutige Tag ein Tag reicher Gnade sein!...

So trug er alle die fernen Lieben fortgehend in liebender Erinnrung, und beklagte es mit schmerzlichem Leid, daß manche derselben in Folge seiner ernsteren Glaubens- und Lebensrichtung sich ihm jetzt weniger nahe fühlten.

Wer ihm aber unter den älteren Freunden näher trat und tiefer blickte, mußte bald inne werden, daß die alte Liebe, wie an christlicher Gediegenheit, so auch an Kraft und Fülle nicht ab-, sondern zugenommen; wenn gleich der neue Wein des Lebens und der Liebe im Glauben erst nach einigen Jahren sich ganz von der herberen Beimischung, welche in den Jahren der Gährung im neuen Schlauche unvermeidlich ist, befreite und klärte, so daß nun die neue Liebe eines ganz zur Liebe geschaffnen Herzens erst recht auch als die alte erscheinen mogte.

Nach einem solchen Wirken der Arbeit und der Liebe aber wird es als ein Zeugniß der rührendsten Demuth erscheinen, wenn Sybel's Herz und Muse den Neujahrsmorgen 1835, vor dem Abgange nach L., mit dem Worte begrüßte:

„Ach, die Pforten ſind geſchloſſen,
Wiederum ein Jahr verfloſſen!
Unaufhaltſam eilt die Zeit,
Näher rückt die Ewigkeit.
Und da ſteht der Menſch, der arme,
O Herr Jeſu, Dich erbarme!“

In derſelben Zeit entwarf er auch die oben angeführte Skizze ſeines Lebens in Potsdam (ſ. Seite 226 der Anmerk.), und ſchloß dieſelbe, einſtimmend in das Lied des Mannes nach dem Herzen Gottes — und, beim Scheiden wie beim Kommen, einſtimmend in das Lied der hohen Glocken — mit den Worten: „Lobe den HErrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er Dir Gutes gethan! Der Dir alle Deine Sünde vergiebt und heilet alle Deine Gebrechen; der Dein Leben vom Verderben erlöſet, der Dich krönet mit Gnade und Barmherzigkeit. Der Deinen Mund fröhlich macht, und Du wieder jung wirſt, wie ein Adler!“ *)

Und ſo ſtimme denn auch unſere Seele ein, lieber Leſer, in das Lob des Höchſten, und preiſe den HErrn „um ſeine Güte, und um ſeine Wunder, die er an den Menſchenkindern thut; daß er ſättiget die Seele, die da dürſtet, und füllet die hungrige Seele mit Gutem!“ Ja, lobe den HErrn, meine Seele!

*) Pſ. 103.

Zweiter Abſchnitt.

Pfarramtsjahre in Luckenwalde.

Januar 1835 bis Dezember 1838. — 30ſtes bis 34ſtes Lebensjahr.

„Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht, Chriſtum." Phil. 4, 13.

Nun fleug, mein Wort, fleug hoch zum Himmel auf,
Das Letzte nur, das Höchſte noch zu ſagen;
Ach, nimm getroſt durch Luft und Schmerz den Lauf,
Weithin des Freundes Scheidegruß zu tragen!
Ihr meine Thränenquellen brechet auf,
Ich muß nun jauchzen, muß nun ſchmerzlich klagen:
Daß er nicht mehr — o daß er ewig iſt
Vor Deinem Throne, Jeſus Chriſt!

So wird zum Demant kaum der lichte Thau,
Wenn morgens er am ſchlanken Halme bebet,
Und wunderſam auf der ſmaragdnen Au'
Der Sonne Glanz in ſeinem Schimmer webet,
Daß klarer faſt, als an des Himmels Blau,
Ihr Strahlenbild im kleinen Tropfen lebet:
Als Dich die Gnadenſonne hoch geehrt,
Als Jeſu Bild in Deinem ſich verklärt!

Du folgteſt treu dem guten Hirten nach,
Als Lamm der Heerde nahe ihm zu weiden.
Und Deine Heerde, o wie warſt Du wach,
Ein treuer Hirte nimmer ſie zu meiden!

In ihrem Dienſt ſcheu'ſt Du kein Ungemach,
Biſt froh bereit, für ſie mit Ihm zu leiden.
Doch ach — ein andrer Kelch noch wartet Dein:
Groß iſt der Schmerz — groß muß die Liebe ſein!

Vollbracht iſt nun Dein kurzer Glaubenslauf,
Zu ew'gem Schauen biſt Du eingegangen,
Der Wehmuth Thräne blinkt zu Dir hinauf,
Verkündend leiſe Dir ein ſtill Verlangen.
Doch wenn, o Freund, des Wortes Liebeslauf
Dein Lob zu künden je ſich unterfangen,
So zürne nicht: Der Knechte Chriſti Ruhm
Bleibt ihres Königs ſchönſtes Eigenthum!

Sybel's Ruf in's Pfarramt.

So glücklich und gesegnet wir Sybel im Schulamte wirken sahen, so war es doch nicht sowohl dieses, als das Pfarramt gewesen, welches er ursprünglich als seine Lebensaufgabe erkannt, und zu welchem er seine eigentliche Vorbereitung genossen hatte.

Das Verlangen, in dieses Amt berufen zu werden, erwachte daher in ihm, während er noch in jenem mit ungeschwächter Liebe wirkte. Dieses Verlangen nahm an Innigkeit und Lebendigkeit zu, jemehr das Eine, was noth ist, seinem eignen Gemüthe sich als die eigentlich entscheidende Lebensfrage kundgegeben. Das Amt, „welches die Versöhnung predigt," welches seine Diener als friedebringende Boten des Evangeliums Gottes hinstellt, als Diener und Mitarbeiter des HErrn, welchem zu dienen nun seines Lebens Lust und Freude war, war ihm damit in einer noch höheren Bedeutung aufgegangen.

In einer Zeit, wo Hunderte von Kandidaten müßig am Markte stehen, und auf den Ruf zur Arbeit warten, wurde Sybel nicht die Freude zu Theil, ohne weiteres Zuthun alsbald in's Amt gerufen zu werden. Indeß trug er auch, die bestehenden Verhältnisse als unter göttlicher Leitung erkennend, kein Bedenken, sich mehrfach um ein offnes Amt zu melden, indem er es ruhig dem HErrn überließ, ob er ihn durch die geordnete Behörde jetzt oder später berufen wolle.

Wirklich war es der Wille des HErrn nicht gewesen, ihn in eins der beiden Aemter zu rufen, zu welchen er seine Dienste angeboten hatte. Dagegen trug ihm die Königliche Regierung

im Sommer 1834 das Diakonat zu Luckenwalde an. „Sein Herz," berichtet seine Gattinn hierüber, „war mächtig hierdurch ergriffen. Wir erfuhren zugleich, daß das Einkommen der Stelle gering sei, uns nur etwa die Hälfte unsrer damaligen Einnahme*) gewähren würde, daß das Amt sehr beschwerlich, das Wohnhaus baufällig und ohne Garten sei u. dergl. Sybel rief mich mit bewegtem Herzen in den Garten, wir sprachen lange über diesen Antrag. Doch nach einigen Stunden kam er mit freudigem Blicke und dem Ausspruch zu mir: Ich gehe nach L., wenn es sonst des HErrn Wille so ist. Fragen die Missionare auch, wenn sie Vaterland und Leben hingeben, den armen Heiden das Evangelium zu predigen: wie viel habe ich da zu thun, und was wird mir dafür? — Nein, ich habe den HErrn um ein Amt gebeten; ich wäre der schlechteste Knecht, und nicht werth der Arbeit in seinem Weinberge, wenn ich, nun er's mir giebt, des geringen Lohnes wegen es nicht annehmen wollte."

Späterhin machte der Verfasser selbst ihm Vorstellungen. „Es handle sich ja nicht um das Pfarramt überhaupt, sondern nur um den Ort, wo er es verwalten solle. Die Behörde werde bei genauerer Erwägung seiner jetzigen Verhältnisse ihren Ruf selbst keineswegs als nöthigend betrachten. Er habe die Rücksicht auf Weib und Kinder jedenfalls auch als eine gottgeordnete Pflicht zu betrachten. Wenigstens solle er doch um genauere Auskunft über den wirklichen Ertrag der Stelle, über die Art und Weise, wie derselbe einkomme, bitten, da ihm nur summarisch der ungefähre Ertrag der Stelle angegeben sei." Aehnliche Vorstellungen wurden ihm von verschiedenen Seiten her gemacht. Er hörte sie, als Zeichen liebender Theilnahme, still und dankbar an, wußte sie auch nicht grade immer vollständig zu widerlegen, blieb aber in sich selbst gewiß, daß er nicht anders, als mit freudiger Zuversicht im Namen des HErrn nach L. gehen solle. So gelang es namentlich mir nicht, ihn zu bewegen, sich vorher genauer nach dem Einkommen der Stelle zu erkundigen. „Wozu dieß noch?" entgegnete er fast bittend, „da dieß mich doch nicht bestimmen darf, dieses Amt zu übernehmen.

*) Einschließlich der durch die häuslichen Zöglinge.

Auch wird das Einkommen (bei der Behörde mit 433 Rthlr. jährlich angegeben) hinreichen, bei einem einfachen Leben an einem wohlfeilen Orte mich und die Meinen zu ernähren. Aeußerer Segen und äußere Noth kommt vom HErrn, und er sendet nach seinem Wohlgefallen oft jenen den Armen, diese den Reichen. Ist es der Wille des HErrn, daß meine Kinder eine höhere wissenschaftliche Bildung genießen, so ist die Hand des HErrn unverkürzt, Mittel und Wege dazu zu verschaffen; ist ihnen dagegen geordnet, ein Handwerk zu lernen, und weitere Mittel sind versagt, so bin ich's auch gern zufrieden." Auf die mit väterlicher Sorgfalt ausgesprochnen Bedenken des Herrn Ob.-A. Karbe erwiedert er unter andern: „Was die besondere Seelsorge betrifft, so denke ich, daß es da nur auf den zweiten Prediger ankommt, ob er sie sich schaffen will. Die Filiale sind, so viel ich weiß, ganz mir anvertraut. Ich habe, Gott sei Dank, noch junge Beine, die will ich üben im Dienste des HErrn. Daß es nur eine Durchgangsstelle ist, macht mich auch nicht weniger freudig, denn das sind ja alle unsre Stellen. Man stirbt selbst früh, oder die Leute rings um einen her. Das Ungünstige der Stellung ist doch auch von Gott dem zum Heile geordnet, der sie bekleidet, und selbst die scheinbar idealsten Stellungen haben oft, in der Nähe besehen, ihre großen Gebrechen. Kurz, ich muß gestehen, ich habe bis jetzt eine große Freudigkeit grade für diese Stellung. Ich bin auch so gestimmt, daß ich nicht links noch rechts sehen mag; nur Ihm gefolgt, und wie gesagt, will Er's nicht, so wird Er's hintertreiben."

So konnte er auch mit Freuden das für ihn, als so innigen Freund der Natur und des Schönen, gewiß große Opfer bringen, und aus der reichen Gegend von Potsdam nach dem armen L. gehen. Das Reich der Gnade war mit seiner höheren Schönheit seinem gläubigen Gemüthe nun so gegenwärtig, daß um dieses willen eine Entbehrung in jener Hinsicht ihm hinfort gar nicht in Betrachtung kam. So konnte er im Sommer 1835 einem Freunde, der in Ansehung der Gegend einer anderen Vakanz bei ihm anfragte, mit voller Wahrheit antworten: „Es ist eine traurige Gegend, ringsumher Kiessand und kein Wald. Aber im Dienste des HErrn müssen wir nicht

nach der Gegend fragen. Seelen vom ewigen Tode erretten, gilt es!"

Wie indeß die Erkenntniß des höheren Schönen den Sinn für die unteren Stufen deſſelben nicht abſtumpft, ſondern nur erhöhet, zeigt die herzliche Dankbarkeit und Freude, mit welcher er auch in dieſer Hinſicht in L. weilte. Ueberall wußte er in der Umgebung der Stadt Schönes aufzufinden, und führte gern ſeine Gäſte auf einen oder den anderen Hügel, damit ſie die Spuren der Herrlichkeit Gottes auch in ſeiner jetzigen Heimath ſehen mögten.

Sybel verſahe nun, ſobald er ſich für die Annahme der Stelle feſt entſchieden hatte, ſein damaliges Amt noch bis gegen den Schluß des Jahres 1834 mit gleicher Ruhe und Gewiſſenhaftigkeit. Die doppelte Sorge für die jetzige und künftige häusliche Einrichtung, die nähere Vorbereitung für das zu übernehmende Amt, mannichfache häusliche Störungen erſchwerten ihm jene treue Erfüllung ſeiner ſchweren Berufspflichten. Indeß der HErr half durch alles gnädig hindurch.

Bei großer Kälte zog er in den erſten Tagen des Jahres 1835 mit dem Seinen nach L. ab.

Als die Gehülfinn die Stadt zuerſt in der Ferne ſahe, wurde es ihr ſo wehe im Herzen. Sybel, der Frau ſeines Herzens ſchon durch die geheimnißvollen Bande des Mitlebens verbunden, fühlte es ihr ſogleich nach, und fragte nach der Urſach. Dieſe aber war auch ihr ſelbſt verborgen. So ſprach er: „Ja, ohne Schmerzen werden wir auch in dieſer Stadt nicht für den Himmel reifen!" Und ſie: „Ach, ich will auch alles gern tragen, wenn ich nur bei Dir bin, geliebte Seele!" „Berta — erwiederte er — auch ohne mich, allein mit Deinem HErrn, mußt Du tragen können. Und wer weiß, ob Du mich nicht bald dahin geben mußt, weil Dein Herz noch zu ſehr an mir, dem armen Menſchen, hängt." — —

Faſſen wir nun zunächſt den

Wirkungskreis

etwas näher in's Auge, in welchen wir Sybel hier eintreten ſehen, ſo war derſelbe ſchon durch ſeinen äußern Umfang bedeu-

tend. Er hatte das Diakonat der ganzen Stadtgemeinde von 6000 Seelen zu verwalten, und war außerdem alleiniger Pfarrer und Pastor von vier Landgemeinden. Als Diakonus hatte er außer den zahlreichen unbestimmten Amtshandlungen sonntäglich die Nachmittagspredigt, Vormittags reiste er zu den weit entlegnen Filialen, hatte daselbst, außer der Predigt, den Unterricht der Katechumenen, häufig auch Beichte und Abendmahl, Taufe und Trauungen zu verrichten. So wurde er oft schon von der Muttergemeinde in der Stadt erwartet, wenn er von den, in der Frühe des Morgens angefangnen, auswärtigen Geschäften in die Stadt zurückkehrte, und nach der jetzt beginnenden Nachmittagskirche folgten wiederum häufige Amtshandlungen, von welchen er zuweilen erst am Abend zum Genusse der häuslichen Ruhe gelangte.

Am meisten häuften sich die Geschäfte in der Fastenzeit, während welcher Sybel auch in den Wochentagen in die Filiale zu reisen, Predigt und Katechumenen-Unterricht in der Weise zu halten hatte, daß ihm die Mittagskost auf einem Filiale von den Gemeindegliedern gereicht wurde. Während dieser Zeit hatte er in je 14 Tagen 11 Predigten zu halten.

So schwierig dieses Amt, namentlich dem Anfänger, schon an sich werden mußte, so viel schwieriger wurde es dadurch, daß Sybel schon bei seiner Ankunft in L. den Oberpfarrer so leidend fand, daß er in dieser geschäftvollsten Zeit einen großen Theil der Amtsgeschäfte desselben mit verrichten mußte, bis dieser um Ostern ausstarb, und die Arbeiten Sybel's auf das nächste Jahr sich dadurch noch vermehrten.

Einige Stellen seiner Briefe mögen den Umfang dieses Wirkungskreises und vorläufig auch die Glaubensfreudigkeit bezeichnen, mit der er sich der Arbeit in demselben hingab.

Im Frühling 1835 schreibt er an den lieben Ob.-A. K.:

„Der HErr hat mir armen schwachen Menschen einen gar schweren Beruf aufgelegt. Kaum erst in das Amt getreten, muß ich meinen Superintendenten und Gehülfen verlieren, und stehe nun da, für ein Jahr als der alleinige Seelsorger von beinahe 7000 Seelen. Es ist mir aber gegeben, um mein Herz zu demüthigen, denn täglich habe ich fast irgend ein geistlich Ge-

schäft, eine Leiche oder Trauung oder Predigt, und da fühle ich denn meine geistliche Armuth. Ich soll reden und habe keine Liebe, ich soll predigen und der Glaube ist oft so schwach, ich soll mittheilen aus dem Schatz des Herzens, und es ist oft kein Schatz darin. Ich mögte jetzt immer alle lieben Freunde wie ein Kind bitten, bittet doch für mich Armen und rufet zum HErrn, daß er mir helfe. Mein Gebet ist oft so dürre, ich brauche Mitbeter ..."

Im Juni 1835 schreibt er an einen andern Freund:

... „Seit des Superintendenten Tode bin ich verpflichtet, alles zu übernehmen, was in der Woche vorfällt. Ja, ich habe hier so mit dem Kopfe arbeiten müssen, daß mir, seit ich hier bin, die Haare auf eine merkwürdige Weise ausgegangen sind. Aber ich habe auch viel, sehr viel Ursach, dem HErrn zu danken. Er hat mir in dieser schweren Zeit wunderbaren Beistand geleistet, und mich oft, wenn ich kaum mehr sprechen konnte, und nun zum dritten Male hier in Luckenwalde die Kanzel besteigen mußte, so gestärkt, daß die dritte Predigt die freudigste und kräftigste ward. Aber ich habe auch oft unter Zittern und Zagen vor ihm gelegen, lieber Bruder. Ich bitte Dich nun auch inbrünstiglich, meiner recht ernstlich vor Ihm zu gedenken und Ihn zu bitten, mich zu kräftigen in meinem schweren Amte, mich aber auch recht demüthig zu machen, auf daß ich nie wähnen möge, es sei meine eigne Kraft, wozu ich täglich große Versuchung in mir habe ..."

September 1835.

... „Ich kann dem HErrn nicht genug danken für den segensreichen Beruf, den er mir hier gegeben hat. Ich fühle mich allerdings oft sehr schwach gegen die mancherlei Anforderungen, die an mich gemacht werden, aber der HErr stärkt und hilft wunderbar. Von meiner Wirksamkeit darf ich nicht viel reden. Der HErr heißt mich schweigen, denn das Herz ist eitel und hängt sich gern an sein eigen Thun, aber ich will ihn preisen, daß es so scheint, als wenn selbst von den ersten Körnern, die ich ja bis jetzt hier ausgesäet habe, nicht alle auf das Steinigte gefallen wären. Und wir wollen bitten, daß er mir

die rechte Weisheit und Demuth gebe, ferner zu wirken nur für ihn. Zur Ehre meines HErrn muß ich es bekennen, daß er mir eine brünstigere Liebe für sich gegeben, seit ich hier bin. Ich will nichts mehr wissen und gewinnen, als ihn, den Gekreuzigten! Dabei fehlt es allerdings auch nicht an Trotz und an Verzagtheit, aber der HErr ist gnädig, und vergiebt uns unsre Sünde ..."

Januar 1836.

... „Mein Amt ist ein gar seliges. Täglich treibt es mich, ja es treibt mich zu Christo hin, und ich muß oft dem Himmelreiche Gewalt anthun, und es an mich reißen. Denn bei den vielen Anforderungen, die an meine Kraft, an meine elende Kraft ergehen, kann ich nicht anders, ich muß zum HErrn, mir von ihm Kraft erflehen, erringen. Und zur Ehre meines HErrn darf ich's sagen, er läßt mich wachsen in seiner Gnade; doch nicht, daß ich's schon ergriffen hätte."

Doch es war nicht die äußere Größe seines Wirkungskreises allein, welche Sybel's ganze Kraft jetzt in Anspruch nehmen mußte, sondern mehr noch die innere Beschaffenheit desselben. Es scheint daher, zur klaren Anschauung seines Lebens und Wirkens in diesem Kreise, nothwendig, auch hierüber einiges voraus zu schicken.

Trägt man indeß billig Bedenken, schon eine lebende Person schlechthin in's Angesicht zu loben oder zu tadeln, so muß dieses Bedenken noch viel größer sein, wenn es sich, wie hier, um die Charakteristik einer ganzen Gemeinde handelt. Ich bescheide mich daher ausdrücklich, in dieser Hinsicht mehr zu sagen, als was zu unsrem Zwecke unerläßlich scheint.

Dieß aber ist für den Kundigen fast in der einen Bemerkung beschlossen, daß Sybel seine Gemeinde im allgemeinen grade in demjenigen Zustande fand, in welchem man ein oder zwei Jahrzehende früher, mit sehr spärlichen Ausnahmen, eine jede Gemeinde der vaterländischen Kirche gefunden hätte. Die Zeit ihrer Erlösung von dem Wahn des Unglaubens, von dem Fanatismus des Rationalismus war noch nicht gekommen. Die Saat desselben, in der Leichtfertigkeit eines weltlichen, von dem

Gehorsam des Glaubens losgebundnen Wesens üppig wuchernd, trug hier, wie überall, ihre reichlichen Früchte. Anstatt des Glaubens an das Wort Gottes und der Kirche bei der großen Menge der Wahn einer vermeinten höhern Aufklärung, anstatt der Weisheit Gottes die Thorheit der Welt, anstatt des vollen Gotteshauses am Tage des HErrn gefüllte Tabagieen und Häuser der weltlichen Lust, überhaupt am Sonntage anstatt der Tage des HErrn Tage der Welt und ihrer Lust, und so auch in der Woche anstatt eines in Gottesfurcht geheiligten, gesegneten Wandels zunehmende Willkür und Losgebundenheit der häuslichen und sittlichen Verhältnisse: diese Früchte trug und mußte jene unheilvolle Saat so hier, wie an allen Orten tragen. Und so darf nur noch auf die besonderen Verhältnisse einer ländlichen Fabrikstadt hingewiesen werden, in welcher jene allgemeinen Verhältnisse in eigenthümlicher Weise wiederkehrten. Bei der Unmöglichkeit einer tieferen Bildung mußte der Fanatismus der Aufklärung wider die Lehre Gottes und der Kirche sich um so krasser gestalten, und die kräftigen Begierden des Fleisches und des Egoismus hatten um so freieren Spielraum. Eine Menge der zahlreichen Armen war von den reicheren Fabrikherren abhängig, das Beispiel und der Einfluß derselben mußte sich auf einen großen Theil der Einwohner im Bösen oder im Guten geltend machen. Wie dergleichen fürstliche Männer durch eine christliche Hausordnung und Disziplin, durch innige Anschließung an das kirchliche Leben — was jedoch damals nur als dessen Schattenbild bestand — durch fleißige Theilnahme an dem öffentlichen Gottesdienst den ihnen gewordnen Segen zum Gemeingute ihres ganzen Lebenskreises machen, so daß in Wahrheit Ströme des lebendigen Wassers von ihren Fußtapfen fließen: so muß vielmehr auch der Unsegen ihres unchristlichen Beispiels sie wie ein nächtlicher Schatten begleiten und sich auf den Haufen der auf ihren Wink wartenden Arbeiter verbreiten.

Um das traurige Bild des Verfalles der kirchlichen Lehre und des Lebens zu vervollständigen, hatte sich eine Anzahl der Glieder der Stadtgemeinde ganz von der Kirche zurückgezogen, in der sie die Befriedigung der unläugbaren Bedürfnisse des menschlichen Herzens vergeblich suchten. Die Lehren von der

Sünde, der Buße und Bekehrung, der Erlösung und Versöhnung in Christo, der Wiedergeburt und der Nachfolge Christi, sind dem Menschen unentbehrlich, sobald er zur Erkenntniß seiner selbst gelangt — und er nicht in neue Verirrungen gerathen soll. Dieß geschahe bei jenen Waisen, welche das verschimmelte Brot der stiefmütterlichen Kirche nicht mehr nähren konnte. Ohne Zweifel waren sie es, welche, als erweckte und gläubige Christen, den Abfall der Kirche von der Lehre und dem Leben in Christo am tiefsten erkannten. Indem sie nun aber, anstatt ihre Gebete fort und fort zu dem Haupte der Gemeinde zu richten, daß er dieser, und in derselben ihrer, als einzler Glieder, sich erbarme, und Licht und Kraft des göttlichen Wortes wieder an die Stelle der menschlichen Thorheit in der Gemeinde setze, sich vielmehr von derselben absonderten, mußten sie auf die entgegengesetzten, gleichverderblichen Irrwege gerathen. Jakob Böhme, Gichtel und andere Idiosophen wurden ihre Führer, die sie, wenn auch weit über den blassen Horizont des Rationalismus hinaus, doch aber unmöglich zu der lebendigen Gemeinschaft Christi führen konnten, welcher als das Haupt der Gemeinde nicht außer, sondern in der Kirche — auch in der kranken, der Zucht hingegebenen — ist. Und so konnten auch diese Verirreten in der selbsterwählten Heiligkeit eines ehlosen oder die ehliche Gemeinschaft sich versagenden Lebens, in dem hoffärthigen Wahne einer inneren, der Sakramente und der kirchlichen Gemeinschaft nicht bedürftigen, Vereinigung mit Christo, unmöglich Entschädigung finden für den entbehrten Segen jener Gemeinschaft.

Zwischen diesen äußersten Gegensätzen des kirchlichen Verfalles bewegte sich nicht allein das Häuflein der Gläubigen, die, von der Welt gering geschätzt, von dem HErrn aber erkannt, die unsichtbare Kirche in der sichtbaren bildeten, und durch die Gnade gesund erhalten waren im Glauben; sondern es blieb auch ein großer, zweig- und blättereicher Stamm redlicher Seelen, die zwar auch unter der allgemeinen Sündfluth des leichtfertigen Wesens an ihrem Glauben Schiffbruch gelitten, ohne darum aber die verlornen Güter mit dem Hohnlachen des Fanatismus preis zu geben. Die große Menge dieser armen, verführten und betrogenen Seelen befand sich unwohl in jener Sandwüste, wo das

Licht des Wortes Gottes und der Kirche Finsterniß heißt, und der Wahnwitz menschlicher Einbildungen Licht; es durfte ihnen nur Gelegenheit gegeben werden, statt der löchrichten Brunnen, die kein Wasser gaben, den Brunnen des lebendigen Wassers wieder zu finden; und sie bekehrten sich mit Freuden von der Finsterniß zum Lichte.

Endlich war auch bereits seit einiger Zeit das ungeschwächte Wort Gottes durch einen christlichen Evangelisten, den jetzigen Nachfolger Sybel's, zuweilen der Gemeinde verkündet worden, und so ohne Zweifel hier und da eine Seele dem Evangelio befreundet.

Dieß war der damalige Zustand der Gemeinde, welche, obwohl der Gott dieser Welt, der sein Werk hat in den Kindern des Unglaubens, so vieler Sinne verblendet hatte, daß sie nicht sahen das helle Licht des Evangelii,*) sich doch vor anderen unter gleichen Umständen wohl nicht im Bösen auszeichnete, und so auch ihre treuherzige deutsche Art durch den freundlichen Empfang bewies, welcher dem noch unbekannten Diener des HErrn von vielen Seiten her bei seinem Anzuge zu Theil wurde.

* * *

In dieses Gebiet des Lebens und des Todes sehen wir nun Sybel, den Mann mit dem sehnenden, nun inbrünstig für die Sache Gottes und der Menschen glühenden Herzen, eintreten. Nach einem zwanzigjährigen Sehnen und Suchen mit einem ganz für die Wahrheit und Liebe geschaffnen Herzen hatte er beides in dem gefunden, welcher die Wahrheit und die Liebe ist. Mit der ganzen Vollkraft des Glaubens, der die Welt überwindet, mit der Innigkeit der ersten Liebe zu seinem HErrn, alle Kräfte seines jugendfrischen Geistes in dem Verlangen vereinigend, als ein treuer Diener desselben Seelen zu erretten und zu gewinnen, übernahm er das Amt.

Wie mußte das „Selig ihr Geistlicharmen, das Himmelreich ist euer, ihr Hungrigen und Dürstenden nach der Gerech-

*) 2 Kor. 4, 4. Ephes. 2, 2.

tigkeit, ihr ſollet ſatt werden!"*) wie das „Wehe euch Reichen, ihr habt euern Troſt dahin, euch, die ihr voll ſeid, euch wird hungern, die ihr hier lachet, denn ihr werdet weinen und heulen!"**) — wie mußte es aus ſeinem Munde, aus ſeinem der innigſten Gewißheit frohen Herzen erklingen, wie die Hörenden hier mit Wonne, dort mit Staunen, anderswo mit Entſetzen oder mit Ingrimm erfüllen!

Doch, ich will nicht ſchildern, ich darf es am wenigſten jetzt, wo es gilt, durch die einfachſte Darſtellung von Thatſachen den Leſer zur weiteren Anſchauung eines Lebens zu führen, wie es ſelten hienieden erſcheint, wie es nur die Uebermacht der Gnade Jeſu Chriſti zu ſchaffen vermag, wenn er, der Schönſte unter den Menſchen- und Gottesſkindern, das Siegel ſeiner ewigen Wahrheit und Schönheit auf die empfänglichere Stirn eines Menſchen drückt, den er nach ſeinem Bilde erneuen will. Gewiß jede allgemeine Schilderung, wenigſtens von meiner Hand, jedes Gemälde mit menſchlichen Farben würde nicht an die Klarheit reichen, womit es der Gnade, dieſen Sünder zu ſchmücken, gefiel, und würde noch viel weniger dem Leſer die einfache Anſchauung ſeines wirklichen Lebens gewähren.

Indem ich daher fortfahre, ſoviel möglich wie bisher rein thatſächlich zu erzählen, und die Darſtellung aus dem Leben des Verewigten ſelbſt zu entnehmen, will ich mir doch keineswegs den Schein einer, in formeller Hinſicht leicht zu erheuchelnden, objectiven Darſtellung geben. Vielmehr geſtehe ich offen, daß mir das Bild des Lebens und Wirkens durch dieſe vier letzten Jahre des Freundes hin in einer Höhe erſchien und erſcheint, die mich unter anderen Umſtänden ſelbſt an der Richtigkeit meiner Beobachtung zweifelhaft machen müßte.

Der Freund meiner Jugend war und blieb auch jetzt meines Herzens Freund. Aber wie er früherhin mir an Jahren und nach der Entwicklungsſtufe nachgeſtanden, ſo erhob ſeine ſchöne Natur unter dem Sonnenſchein der Gnade ſich jetzt zu einer ſo lichten Höhe, daß ich ihm mit ſtillem Erſtaunen nach-

*) Matth. 5, 2 ff.
**) Luc. 6, 24 ff.

sahe. Es war vor allem die Treue, dieses größte Werk der Gnade, die diesen Jünger Christi so groß machte. Mit kindlicher Herzensdemuth sein Unvermögen außer Christo, mit klarster Ueberzeugung des Verstandes und der Erfahrung das Heil in ihm erkennend, hatte er sich ihm eben so nüchtern und besonnen, als inbrünstig und begeistrungsvoll hingegeben. So richtete er nun, wie die nach der Sonne genannte Blume, nach der Königin des sichtbaren Himmels, alle Kräfte seines Geistes und Gemüthes auf Christum und sein Evangelium. In strenger, von Kindheit auf geübter Selbstverläugnung, begleitete und beherrschte er nun alle Zustände und Aeußerungen seines Lebens in Gedanken, Worten und Werken, und strebte, mit dem Blick auf den ihm stets gegenwärtigen, geliebten HErrn, alles, aber auch nichts weiter zu sein, zu denken, zu reden, zu thun, als was er in jedem Augenblicke nach seinem Willen sollte.

Daß er so zu sein nur strebte, daß er diesem Ziele nur unter täglichen Schwankungen sich näherte, kann schon im voraus gar keine Frage sein. Aber jene Treue und Wachsamkeit bewirkte so viel, daß die auch den Heiligen des HErrn noch anklebende Sünde fast nur dem Auge Gottes, und dem durch seine Gnade erleuchteten eignen Innern sichtbar wurde. Während sein Gewissen unter dem Wachsthum in der Gnade täglich sich schärfte, und er täglich tiefer in die geheimsten Falten des Herzens blickte, ja in den erst keimenden Gedanken und Empfindungen das Fortleben des „durch tägliche Reue und Buße zu ersäufenden alten Menschen“*) neben dem Leben des neuen erkannte: sahen andere fast nur noch die Zeugnisse der Wirksamkeit der Gnade an ihm.

Namentlich will der Verfasser dieses Zeugniß der Schwachheit nicht verhehlen, daß es ihm in diesen letzten Jahren nicht gelang, Fehler an dem Freunde zu entdecken. Natur und Gnade schienen sich ihm in einer Weise durchdrungen zu haben, die jeden aufkeimenden Fehler in der Geburt erstickte.**) Ich gebe

*) Luther im 4. Hauptst.

**) In sittlicher Hinsicht nämlich, während in intellectueller ich nicht selten mit voller Ueberzeugung eine andere Ansicht vertrat.

dieß dem Leser nicht bloß als ein Zeugniß der Aufrichtigkeit, sondern auch der Schwachheit hin.

Aber indem ich auch jetzt erkenne, daß hier heiliges Land ist, indem ich meine Schuhe ausziehe, und die Gnade preise, die also an den Menschenkindern thut, erkenne ich auch die Pflicht der heiligsten Wahrhaftigkeit. Was ich nun darzustellen habe, ist nicht das Wirken der natürlichen Kräfte des Menschen, sondern das Wirken der Gnade in dem Leben eines solchen, der sich ihrer beseligenden Kraft hingab.

Was mich, über das Bewußtsein der Aufrichtigkeit hinaus, bei der folgenden, in die höchsten Gebiete der Geschichte des Menschen greifenden, Darstellung gewissermaßen beruhigt: ist der Gedanke, daß der Leser, welcher bis hierher der Geschichte Sybel's gefolgt ist, sich die Hauptzüge des Bildes in diesem letzten Abschnitte beinahe selbst entwerfen wird. Wenigstens scheint es mir, daß diese Endentwicklung in Hinsicht seines inneren Lebens mit einer gewissen Nothwendigkeit erfolgen mußte. Sybel durfte nur der bisher dargelegten Lebensrichtung treu bleiben, und er konnte unter den nun eintretenden Verhältnissen im wesentlichen nicht anders fortgehen, als wir sehen werden.

Dem Verfasser war es leider auch während dieses Abschnittes nur etwa alle 2 Monat einmal, den Freund zu sehen, vergönnt, in amtlicher Thätigkeit überhaupt kaum einigemal. Es liegt also in der Natur der Sache, daß ich, über die Benutzung des nun weniger reichlichen schriftlichen Nachlasses hinaus, bei der folgenden Darstellung mich großentheils auf andere Zeugen stützen muß.

Zudem waren die mündlichen Mittheilungen Sybel's über die bedeutendsten Erfahrungen seines amtlichen Lebens fast immer nur beiläufig und mit großer Zurückhaltung gegeben, damit die Zunge nicht durch unzeitige Geschäftigkeit in das Gebiet der gemeinen Wirklichkeit herabziehe, was ihm oft selbst als ein Geheimniß der höhern Welt erschien. Er behandelte solche Gegenstände, selbst vor den vertrautesten Freunden, mit einer heiligen Schüchternheit, und vergaß nicht, daß diese, wie er selbst, sündige Menschen blieben. Indeß würde ich einen Schatz der anziehendsten Thatsachen besitzen, müßte ich nicht in vielen Fällen

Mißtrauen in mein Gedächtniß setzen, welches für einen Zweck, wie der gegenwärtige, durch schriftliche Bemerkungen zu unterstützen, mir natürlich nicht in den Sinn kam.

Endlich sind mir auch die schriftlichen Mittheilungen der Freunde, namentlich in Ansehung spezieller Thatsachen, nur sehr sparsam zugekommen, vielleicht aus dem gleichen Mißtrauen in die Zuverlässigkeit ihrer Erinnerung.

Sollte indeß, was völlig zu verhüten zuletzt immer unmöglich ist, in Ansehung von dergleichen Einzelheiten trotz der angewandten Mühe einiges verfehlt sein, so zweifele ich doch nicht, daß meine Darstellung den billigen Ansprüchen genügen, und den Leser zur richtigen Auffassung des Gegenstandes vermögen wird.

Wir betrachten nun Sybel zuerst in seiner pfarramtlichen Thätigkeit überhaupt, begleiten ihn alsdann insonderheit auf die Kanzel, sehen ihn als Katecheten, als Liturgen, als Pastor, und in seinen übrigen amtlichen Verhältnissen, und schließen dann mit der Betrachtung seines Privatlebens.

Sybel als Pfarrer überhaupt.

„Es soll aber ein Bischof (Pfarrer) unsträflich sein, Eines Weibes Mann, nüchtern, mäßig, sittig, gastfrei, lehrhaftig; nicht ein Weinsäufer, nicht pochen, nicht unehrliche Handthierung treiben, sondern gelinde; nicht haderhaftig, nicht geizig; der seinem eignen Hause wohl vorstehe, der gehorsame Kinder habe mit aller Ehrbarkeit. Nicht ein Neuling, auf daß er sich nicht aufblase, und dem Lästerer in's Urtheil falle. Er muß aber auch ein gutes Zeugniß haben von denen, die draußen sind, auf daß er nicht falle dem Lästerer in die Schmach und Strick." 1 Tim. 3.

Wie Sybel sein Amt als einen göttlichen Beruf, als das eines Mitarbeiters Gottes *) an der Seligkeit der Menschen erkannte, so konnte er nicht anders, als mit heiliger Gewissenhaftigkeit alles umfassen, was mit diesem Amte in Beziehung stand. Mit welcher Herzensluß und Freudigkeit er die ganze

*) 1 Kor. 3, 9. 2 Kor. 6, 1.

Last des schweren Amtes auf sich nahm, haben schon die zuvor angeführten, leicht zu vermehrenden Stellen gezeigt. Statt dessen verweise ich auf die, wofern es noch der Raum verstatten wird, in einem Anhange beizugebende, Antrittspredigt, mit welcher er am 11. Januar 1835 das Amt übernahm.

Sehr bezeichnend erscheint hier der gewählte Text, Joh. 21, 14 — 19, die dreimalige Frage des HErrn an Petrus: „Simon Johanna, hast Du mich lieb?" und der dreimalige Auftrag: „Weide meine Schafe!" Von dem Beispiele der Hirtentreue Christi, der sein Leben ließ für die Schafe, und des Felsenjüngers, der seinem Meister darin folgte, geht er auf sich selbst über, um der Gemeine zu erklären, wie er sich zu gleicher Treue und Hinopferung verpflichtet fühle, bei Tag und bei Nacht für seine Heerde zu wachen und zu beten, den Tod, sei es in gewisser Vorausssicht, bei ansteckenden Krankheiten selbst ein Opfer seines Amtes zu werden, sei es in andern Fährlichkeiten, nimmer zu scheuen.

Ein Mitglied der Gemeinde bekennt, beim Anhören dieser Predigt seinen Nachbarn angestoßen und ihm zugeraunt zu haben: „Der Mann verspricht uns viel; wo er das halten will, muß er mehr, als ein Mensch, vermögen." Aber an seinem Grabe müsse er bezeugen, Sybel habe alles, ja mehr gethan, als er versprochen.

Ohne darum in menschliche Eilfertigkeit und Vielgeschäftigkeit sich zu verirren, suchte Sybel unter stetem Gebet und Arbeit die Zeit auszukaufen, und keine Gelegenheit ungenützt zu lassen, die sich ihm, für den HErrn und die ihm vertraute Gemeinde zu wirken, irgend darbot. Nur jener still dem HErrn hingegebene, auf seinen Wink und Willen wartende, Blick konnte ihn in seiner rastlosen Thätigkeit aufrecht erhalten.

So schreibt er im Febr. 1835: „Ich bin bis jetzt mit den hiesigen Separatisten noch nicht zusammengekommen und will sehen, ob mich der HErr zu ihnen leitet. Ueberhaupt denke ich, mir von Ihm überall die Wege zeigen zu lassen, dann aber auch nicht zu säumen, sie einzuschlagen. Er helfe mir!" Und er half ihm, wie im Großen, so auch im Kleinsten treu zu sein.

Von früher Jugend auf gewohnt, sehr früh aufzustehen,

und das Tagewerk zu beginnen, fuhr er auch jetzt stets in gleicher Weise fort. In brünstigem Herzensgebet auf seinen Knieen, denn anders mogte er, da, wo er frei der Lust seines Herzens folgen konnte, kaum noch beten, legte er jetzt sein armes, doch in Christi Liebe reiches Herz, sein Haus, seine Gemeinde zuerst zu den Füßen des guten Hirten nieder, und erbat sich den Segen und die Leitung desselben für das Werk des kommenden Tages. Hierauf fing er ungesäumt die Tagsgeschäfte an, es folgten, nur von der gemeinsamen Hausandacht unterbrochen, die stille Vorbereitung zu den öffentlichen Amtshandlungen, diese und andere Amtsgeschäfte selbst, und die zahlreichen, bestimmten und unbestimmten Geschäfte der Seelsorge.

Doch um von seiner Treue im Kleinen, von seiner geschickten Benutzung jeder dargebotnen Gelegenheit ein anschauliches Bild zu geben, scheint die Mittheilung einiger Einzelheiten unentbehrlich zu sein.

Auf seinen sonntäglichen Amtsreisen nach den Filialen wurde er zu einer gewissen Zeit des Tages von den Bauern abgeholt. Dann nahm er seinen Platz gewöhnlich neben dem Fuhrmann, und ließ sich traulich mit ihm in's Gespräch ein. Seine innige Freundlichkeit fand dann leicht den Weg zu dem Herzen des Gefährten, wenn dieses anders irgend zugänglich war. Einst, im ersten Jahre, kehrte er besonders freudig von einer solchen Reise zurück. „Ach, der HErr hat mir — rief er der Frau mit leuchtenden Augen zu — heut große Gnade geschenkt. Heut habe ich ein Herz gefunden, das ernstlich fragt, was soll ich thun, daß ich selig werde?" Nun erzählte er, wie er anfangs ruhig von seinem Sitze aus mit dem lieben Bauern gesprochen, bald aber sei ihm das Herz gegen diesen heilsbegierigen Schüler so warm geworden, daß er sich zu ihm gesetzt und sein Herz gefunden. „Komm," schloß er dann, „laß uns gemeinschaftlich bitten, daß diese Seele dem HErrn gewonnen werde." Ein von diesem Bauern bald nachher an Sybel geschriebener Brief zeigt, wie herzlich dessen Liebe erwiedert, wie treu seine Ermahnungen beherzigt wurden. Die ihm von S. gegebenen Bücher wurden von ihm und anderen eifrig gelesen, bald schlossen sich mehre

liebend an ihn an, und zeigten durch ernsten Wandel, daß sie dem HErrn, und nicht der Welt mehr dienen wollten.

Noch in demselben Jahre finden wir ihn auf einer Reise zum Missionsfeste in Potsdam. Er erzählt hiervon den Kränzchenfreunden am 22. Juni: ... „Ich bewog einen sehr lieben Bauern eines Filials, mich in der Nacht vom Dienstag zum Mittwoch nach Potsdam zu fahren. Der Schulmeister des Ortes fuhr auch mit. Es war eine köstliche Nacht mit den beiden Leuten. Als die Sonne kam, sangen wir: Herr Jesu Christ, dich zu uns wend'. Nachher las ich ihnen den Brief an die Philipper mit gelegentlichen Bemerkungen. So und ähnlich ging es bis Potsdam" u. s. f.

Von einer solchen Filialreise erzählt ein Augenzeuge, welcher Sybel begleitete, mit großer Freude. Sie nahmen bei einem Bauern das Mittagsmahl. Später kamen einige andre zum Besuch. Sybel las ihnen einige Missionsnachrichten vor, ein jeder brachte freudig seine Gabe für die Heidenbekehrung, selbst ein kranker Bauer, der nur davon gehört hatte, schickte einen Thaler. Nach traulichen und erbaulichen Gesprächen wurde noch ein geistliches Lied gesungen, und Sybel kehrte dann erst gegen Abend zurück.

Nicht selten begegneten ihm auf diesen Filialreisen Glieder der städtischen Gemeinde, welche Armuth und Noth, oder der zum Grunde liegende Leichtsinn, in die nahen Wälder zur Einsammlung von Holz getrieben. Oft sahe er dann, wie zu der Sünde gegen den HErrn und die Segenstage seiner Kirche noch besondere Frevel verübt wurden, indem statt des dürren Holzes grünende Bäume gefällt und diebisch entwendet wurden.

So oft es nun die Zeit irgend erlaubte, ließ S. dann halten, grüßte die Uebertreter, redete ihnen ernstlich und freundlich zu, diese Sündenwege nicht weiter zu gehen. War es den Frevlern möglich, so suchten sie sich wohl seinem Blick zu entziehen, sonst aber erwiederten sie seinen Gruß mit Ehrerbietung, und auch dem geübtesten Bösewicht entfiel vor seinem Blicke der Liebe und des Ernstes das Herz, ihm eine etwa beschlossene Kränkung zuzufügen.

So begegnete er einst einem schon öfter ermahnten Manne.

Er hatte ſtärkeres und grünes Holz aufgeladen. Sybel redete ihn auf's neue an, drang jetzt mit großem Ernſte in ihn ein, wies ihn, da ſein ängſtlicher Blick die Stimme des Gewiſſens verrieth, auf das Auge des HErrn am Tage des Gerichts, und bewog ihn endlich, ein bis dahin verborgen gehaltnes Beil ihm zu überlaſſen, und ſich ſtatt deſſen bei ihm „ein anderes ehrliches Beil dafür zu holen, da es ihm ja ſelbſt nur ſchmerzlich ſein würde, durch den Anblick dieſes Sündenbeiles täglich an ſeine Vergehung erinnert zu werden.“

Ein anderes Mal von einer Amtsreiſe, noch im erſten Amtsjahre, zurückkehrend, findet er in der Vorſtadt einen großen Auflauf. Es war ſchon Dämmerung. Doch erkennt Sybel zwei Männer in äußerſter Wuth auf einander ſchlagend, dieſe zunächſt von ihren Weibern unterſtützt, dann von einer gaffenden Menge umſtanden. Sybel läßt den Wagen nur halten, ſteht auf, und weiſet, während die Blicke der Menge ſich auf ihn richten, mit aufgehobenem Finger ernſt gen Himmel, und fährt weiter. Bald erhält er Kunde, daß einer der beiden Männer tödtlich verletzt darnieder liege, und die Sorge um beide bewegt ſein Herz. Er beſucht den Kranken, findet ihn leiblich und geiſtlich im elendeſten Zuſtande, und bereitet ihn ſo viel möglich auf ſein nahes Ende vor. Vor allem ſucht er ihn zur Erkenntniß auch ſeiner Sünde und Schuld, und wie zur Buße und zum Glauben überhaupt, ſo inſonderheit dahin zu führen, ſeinem Feinde von Herzen zu vergeben. Einſt findet ihn der Arzt vor dem Bette des Kranken knieend, für ihn betend. Jener im guten Eifer für des Kranken leibliches Wohl, aber der unter den obwaltenden Umſtänden nicht weniger, ja viel mehr gefährdeten Seele nicht gedenkend, ſucht Sybel irre zu machen, und wo möglich ganz zu entfernen. Dieſer aber, ſeines göttlichen Berufes an die Seele des Kranken ſich bewußt, läßt ſich nicht irre machen, weiſet die wohlgemeinte Anmaßung mit einer Ruhe und Würde zurück, die wenigſtens ſpäter ihre Anerkennung finden mußte.

Während er ſo allmälig Eingang bei dem Kranken findet, liegt ihm die Sorge um den Todtſchläger immer dringender auf dem Herzen. Zu dieſem, ohne einen näheren Wink des HErrn,

zu gehen, hält er noch nicht für gerathen. Er schüttet in der nächsten Predigt sein Herz, seinen Schmerz vor der Gemeinde aus, er liegt dem HErrn täglich an, wenn er ihn als einen Boten des Heils an diesem berüchtigten Frevler gebrauchen wolle, ihm denselben zuzuführen, oder sonst einen nähern Wink zu geben.

Jetzt erscheint ein Paar, welches sein Aufgebot nachsucht; alle Bedingungen seien erfüllt, doch der Vormund versage seine Einwilligung: dieß ist jener Frevler! Sybel vernimmt dieß mit bewegtem Herzen, und bescheidet jenen zu sich. Er bleibt aus und S. zagt, ob der Wille des HErrn an ihn ergehen werde. Jetzt ist der Sonnabend da, mit ihm eine Fülle der Amtsarbeiten, S. hat wider die Regel den Auftrag gegeben, ihn diesen Vormittag durchaus nicht zu stören, und sich in seine Studirstube eingeschlossen. Grade jetzt erscheint der Mann seiner Sorge, seines Gebetes und Harrens. Die Frau, die das Herz ihres Mannes kennt, gedenkt seines Verbotes, pocht aber an die Thür und meldet den Kommenden.

Dieser tritt kühn und trotzig vor S. hin. Er aber, den fragenden, bittenden Blick unverwandt auf den HErrn gerichtet, bringt das nächste Geschäft glücklich mit ihm zu Ende. Nun erinnert er ihn an den Mann, der durch seine Hand auf das Sterbebette niedergestreckt lag. Eine Zeitlang weiset er hart und unwillig jede Ansprache von sich ab, in einer Sache, die S. nichts angehe, die er hier nicht abzumachen habe. Seine Augen rollen im Zorn, der „Mörder von Anfang" regt die blinde Wuth des Armen, der „seines Theils" gewesen, heftig auf, aber „der in den Gliedern Christi ist, ist größer, denn der in der Welt ist"!*) Seine natürliche Schüchternheit in der Kraft des HErrn bezwingend, fährt er fort mit Bitten und Ermahnen, mit Warnen und Strafen, und siehe, die Liebe zu dem Sünder überwindet sein Herz! Vielleicht waren es die ersten Thränen der Reue, die über die Wangen des verhärteten Sünders flossen. Als S. mit ihm niederkniet, den HErrn zu bitten, daß Er vollende in Kraft, was angefangen war in menschlicher Schwachheit, und er das Amen gesprochen: siehe, da fährt der

*) Joh. 8, 44. Weish. 2, 24. 1 Joh. 4, 4.

Mann mit zerknirſchtem Herzen zu weinen und zu flehen fort, daß der HErr ihm Gnade gebe zur Buße und Beſſerung.

Nicht lange nachher wird S., dem Sterbenden das heilige Abendmahl zu reichen, gerufen. In der Morgendämmerung eilt er dahin. Der Weg führt ihn vor dem Hauſe des Uebelthäters vorbei; ſoll er dem Sterbenden das Mahl der Liebe reichen, ohne ihn mit dem Feinde thatſächlich verſöhnt zu haben? Er trit in deſſen Haus, dieſer iſt bereit, ihm zu folgen, das Pflaſter iſt mit gefährlichem Glatteis bedeckt; um nicht zu fallen, faſſen ſie einander unter die Arme, und während der Begleiter einſtweilen vor dem Hauſe des Kranken wartet, trit S. ein.

Hier gelang es S. wirklich, das Herz des Mannes zu erweichen, daß er ſeinem Feinde von Herzen vergebe. Nun aber fordert er zum Erweiſe der völligen Vergebung die Zurücknahme der gerichtlichen Klage; da legt ſich die Frau in's Mittel: darunter könne ſie mit ihren Waiſen, die nun keinen Ernährer haben würden, nicht leiden — aber S. beruhigt auch ſie, indem er die Schuld des Mannes, die anzuſprechende Entſchädigung, auf ſich nimmt! Jetzt rief S. den Mann herein, und an dem Sterbebette des einen wurde die Verſöhnung der beiden Feinde geſchloſſen.

Auf gleiche Weiſe ließ er keinen der zahlreichen Bettler, Handwerksburſchen und Hauſirer durch eine bloß äußere Gabe abfertigen. Namentlich ließ er die erſteren in der Regel jedesmal in ſein Zimmer führen, ließ ſich mit ihnen in eine Unterredung über ihre äußere Lage ein, ſuchte dann die Urſachen ihrer Verarmung aufzuſpüren, und endlich den Weg zu ihrem Herzen. Ohne Zweifel blieb mancher leichtfertige Bettler ſo von ſelbſt hinweg, indem er lieber die, nicht leicht verſagte, Gabe fahren ließ, als er ſich dem Blicke der ernſten Liebe bloßſtellen wollte. Andre dagegen kehrten innerlich und äußerlich reich beſchenkt zurück, und mancher arme dieſes oder eines andern Ortes ſegnet gewiß noch die Stunde, wo er hier mehr als Gold gefunden.

Die Vorſtellungen der Freunde, ſich ſeine Zeit, für die Gemeinde im ganzen zu arbeiten, nicht ſo zerſplittern zu laſſen, konnte er von ſeinem Standpunkte aus um ſo leichter zurück-

weiſen, als er darum ja die Gemeinde durchaus nicht willkürlich vernachläſſigte. Er erkannte auch in jenen ſcheinbar zufälligen Beſuchen der Armen und Fremdlinge eine höhere Leitung, welche, das erwies in Hinſicht ſeiner oftmals der Erfolg, auch wirklich ſtattfand. Manche, einem Arbeiter im Weinberge des HErrn ſonſt gar nicht mehr zugängliche, Seele wurde ſo noch angefaßt, und um ſo eher gewonnen, als Sybel um der geiſtlichen Gaben willen keineswegs die äußere Unterſtützung verſagte.

„Von einem ſehr ernſten Geſpräche," ſchreibt er 24. Aug. 1837 an einen Kreis von Freunden in dieſer Hinſicht, „mit einem umherreiſenden Juden, dem meine Frau etwas abgekauft hat, komme ich zu Euch, Ihr Lieben. Ich laſſe mich gewöhnlich mit Handelsleuten, chriſtlichen wie jüdiſchen, in Geſpräche ein, und wende die Rede bald auf das Reich Gottes. Das thut ſolchen armen Handelsſeelen, die um des irdiſchen Gewinns willen von Ort zu Ort ziehen, ganz beſonders noth, da ſie durch ihr Umherziehen von einem geordneten gottesdienſtlichen Leben abgezogen werden, und der HErr hat ſchon einige ſolche Geſpräche, wenigſtens im Augenblicke, ſehr geſegnet, indem ich es merkte, daß die Leute während des Geſpräches das Klopfen des Geiſtes Gottes am Herzen fühlten. So war es auch mit dem Juden heut, der ein ernſter Menſch war und nicht unbewegt von mir ging. Er wurde mit der Bitte entlaſſen, doch ſeinen Gott, der ja auch Gebete erhöre, um Licht darüber anzurufen, ob der gehoffte Meſſias nicht ſchon gekommen, und der von den Chriſten geglaubte Jeſus ſei. Zugleich ſchenkte ich ihm das Leben des bekehrten jüdiſchen Rabbi Auguſti. Als er geſchieden war, konnte ich durch des HErrn Gnade ernſtlich für ſeine Seele beten. Wer ſich gedrungen fühlt, der unterſtütze mein Gebet. Drum ſei Euch die Sache mitgetheilt. Zugleich wollen wir uns doch aber auch ermahnen, jede Seele, mit der wir ſcheinbar zufällig zuſammengeführt werden, ſo anzuſehen, als habe der HErr ſie zu uns geſandt ..."

Auf einem Spaziergange wurde S. mit ſeiner Frau von einem Unwetter überraſcht, welches ſie in die Hütte eines Köhlers zu flüchten nöthigte. Es war Sonntags Nachmittag, und S. fragte die Hausbewohner, ob ſie den Segen der kirchlichen

Feier gefunden hätten. Alle verneinten es unter manchen Entschuldigungen. Bald fand er sie indeß geneigt, diese Augenblicke zur Anhörung des Wortes zu benutzen. Jetzt nahm er Bibel und Gesangbuch, sang mit den Leuten, die noch einige Nachbarn herbeigerufen, einige Verse, kniete nieder zum Gebete, verkündigte das Wort zu großer Erbauung aller, und verließ sie tief bewegt, so daß sie noch des gesegneten Tages mit Freuden gedenken. Inzwischen war das Wetter vorüber, und S. kehrte in sein Haus des Friedens zurück.

Doch dieß genüge, um an wenigem für vieles zu zeigen, wie Sybel jeden Augenblick und jede Gelegenheit mit völliger Hingebung wahrnahm, um im Dienste des HErrn thätig zu sein. Auf der andern Seite ging er dagegen auch sehr haushälterisch mit der Zeit um. So gern er zum Beispiel jeden näheren oder ferneren Freund mit inniger Liebe gastlich bei sich aufnahm, so überaus selten gewährte er sich, selbst seine Gemeinde zu verlassen. Geschahe es ja, was über den Abend hinaus kaum einigemal während seiner geistlichen Amtsjahre geschehen ist, so waren auch dann die Angelegenheiten seines Amtes, oder die des Reiches Gottes überhaupt, fast immer der Gegenstand seines Gespräches, zu dem er wenigstens immer, wie zu der größeren Lust seines Herzens, wieder zurückkehrte, wenn die zwanglos bewegte Rede sich inzwischen auch hier oder dorthin gewendet hatte.

Gesellschaften, Gastmähler, Festlichkeiten, deren einziger oder doch vorherrschender Zweck daher dem heiligen Zwecke seines Amtes zu fern lag, bei welchen er sich für die Stimme des Evangeliums wenig oder keine Rücksicht und Gehör versprechen konnte, vermied er daher, je länger je mehr, ganz. Schon der einzige Gesichtspunkt der zu verlierenden Zeit war ihm entscheidend, in dieser Hinsicht nicht mehr zu thun, als was unzweifelhaft die Pflicht gebot. Seine natürliche Schüchternheit erleichterte ihm dieß Verfahren, welches ihm gewiß manche Stunde des Gebets und des Kampfes gekostet. Jene Schüchternheit, dem Einzelen oder der ganzen Gemeinde gegenüber für nichts zu achten, war er stets bereit, wo er im Namen seines Amtes, wo er als Bote des Evangeliums hintreten durfte. Da er aber die natürliche Geistesüberlegenheit,

die Gabe der gewandten, unterhaltenden Rede nicht in dem Maße sich gegeben fand, als er sie erforderlich hielt, um in sehr gemischten, und zunächst nicht das Höhere suchenden Gesellschaften die Würde eines Dieners des göttlichen Wortes geltend zu machen, so zog er sich lieber da zurück, wo man ihn zuletzt doch am wenigsten entbehrte, wo er andere gestört haben mögte, ohne ihnen zu nützen.

Einen anderen Grund macht er noch, zur ausdrücklichen Rechtfertigung seines Verfahrens, kurz vor seinem Tode in einem Schreiben an einen Freund geltend. „Es ist gewiß eine ganz falsche Taktik der Kämpfer für das Reich Gottes, wenn sie sich in die Gesellschaften der Welt begeben, und den Schein annehmen, als könnten sie sich mit ihnen befreunden, um im Geheim Minen zu legen für das Reich Gottes. Dazu ist die Welt zur Zeit zu mächtig. Es kommt darauf an, ihr bestimmt entgegenzutreten, und zu erklären: das ist von der Welt, daran haben wir keinen Theil! Weil die Welt in unsern Tagen sich für christlich hält, können ihr die Augen nicht anders über sich aufgehen, als indem sie einen bestimmten Gegensatz sieht.... Da wird keine Seele gewonnen, ach, und die köstliche Zeit könnte doch ganz anders für das Reich Christi verwendet werden! Nein, wo die Becher so im eigentlichen Sinne klingen, und die ruhmredneriſchen Toaste erschallen, da verhallt die Stimme eines armen Knechtes Christi ..."

Gewiß ist nicht zu läugnen, daß hiermit die schwierige Aufgabe, die Gränzen der Welt und des Reiches Christi gegen einander zu bestimmen, nicht gelöst ist, und ein sehr einseitiges Verfahren innerhalb so sehr beschränkender Grundsätze möglich bleibt. Indeß machte Sybel, der sich viel in dergleichen Gesellschaften, die zudem durch Witz und Geschmack verschönt und geordnet waren, versucht hatte, auch keinen Anspruch darauf, über seinen amtlichen und Lebenskreis hinaus allgemeine Regeln aufzustellen. Wohl aber mag auch der Leser nicht läugnen, daß den zuletzt ausgesprochenen Gedanken eine tiefere Wahrheit zum Grunde liegt, die eine viel ernstere Erwägung verdient, als sie gewöhnlich findet; deren Nichtbeachtung namentlich den Geistlichen zu den größten Mißgriffen verleiten kann. Gewiß ist es der stärkste, und ein

mehr als zureichender Grund, im freien, geſelligen Verkehr mit der Welt ſich zu beſchränken, wenn dieſe eben ſich ſelbſt für chriſtlich hält.

An einer andern Stelle gedenkt er ausdrücklich des Beiſpieles Jeſu, der zu den Phariſäern und Sündern ging, wenn er in ihre Häuſer geladen wurde. „Aber da ging es ehrbar und ordentlich her; zu einem Feſte, wo das Freſſen und Saufen die Hauptſache geweſen, wäre er nicht gegangen.“

Bewies Sybel ſo im Kleinen die Treue eines des Winkes ſeines HErrn allezeit gewärtigen Knechtes Chriſti, ſo mußte es ihm vielmehr heilige Gewiſſensſache ſein, die ordentlichen und ſtehenden Geſchäfte ſeines Amtes in jeder Hinſicht wahrzunehmen. In dieſer Hinſicht genüge es daher, mit Berufung auf das Zeugniß aller, die als Vorgeſetzte, Amtsgenoſſen, oder Glieder der Gemeinde mit ihm in amtliche Berührung kamen, einfach zu verſichern, daß er darin dem Vollkommenen nachſtrebte. Im Dienſte ſeines lieben HErrn und ſeines theuren Amtes verſtattete es ſich S. nicht, zu wählen, Lieblingsgeſchäfte zu haben, und eine Pflicht der andern nachzuſetzen. „Mein HErr will es, mein Amt bringt es ſo mit ſich!“ Dieſer Gedanke war ihm allezeit genug, nicht nur ſich in Thätigkeit zu ſetzen, ſondern auch mit Freuden ſich ſelbſt zu verläugnen. Und es war rührend, zu ſehen, wie ein ganz dem Geiſtigen hingegebnes Gemüth in dieſem Gehorſam ſo frei und ſelig wurde, daß in der That unter ſeinen Händen alles, auch das Widerſtrebendſte, ihm Eins wurde: eine Gelegenheit, die Liebe ſeines HErrn zu üben und — zu erfahren. So fand er je mehr ſich ſelbſt, Leben, Freiheit, Luſt und Wonne, jemehr er darauf verzichtete, jenes für ſich ſelbſt zu ſuchen. „Wer ſein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden!“ Dieſes Wort war die beſeligende Erfahrung, die er täglich machte, die ihn im Gehorſam eines ſo treuen HErrn täglich treuer machte.

Betrachten wir nun die Art und Weiſe etwas näher, in der er ſeine Berufsthätigkeit überhaupt verfolgte, ſo dürfen einige wenige Züge hinreichen, um dem Leſer das Bild Sybel's in dieſer Hinſicht vor Augen zu ſtellen. Sein Amt führte ja S. nicht außerhalb, ſondern recht in die Mitte ſeines Lebensgebietes:

ſo konnte und durfte er auch ſeinen perſönlichchriſtlichen Charakter in ſeiner amtlichen Thätigkeit gar nicht verläugnen.

So war es vor allem der ſtille, klare Blick auf den ihm ſtets im Gemüthe gegenwärtigen HErrn, der ſeinem Thun eine äußerlich unnachahmliche Ruhe und ſanfte Feſtigkeit gab. War es ein beſtimmtes Amtsgeſchäft, das ihm zu thun oblag, ſo konnte dieß nur in der Form der Ausführung überhaupt, oder auch in der kräftigen Entſchiedenheit ſich zeigen, womit er ſeiner Amtspflicht ſich entledigte, noch mehr aber gab es ſeiner freieren, paſtoralen Thätigkeit einen eigenthümlichen Ton. Grade hier, auf dem freieren Gebiete, waltete das ſanfte Anſchmiegen an Wink und Willen des HErrn vor, hier wollte er nichts ſein, als das von dem ſanften Winde des Geiſtes des HErrn bewegte Schiff, das er nicht auf eigne, oder vielmehr auf ſeines Amtes Gefahr willkürlich lenken mogte.

Hiermit in Verbindung ſteht jene Demuth, deren Keime wir ſchon auf dem Lebensgebiete des Jünglings ſproſſen ſahen, und welche nun immermehr den Grundton ſeines amtlichen und Privatlebens bildete. Die tägliche Wahrnehmung, wie er auch jetzt nur aus Gnade und in der Gnade war, was er war, und was Zeugniß eines göttlichen Lebens gab; wie er täglich fehlte, ſündigte, ſelbſt in ſeinen Augen weit hinter dem Bilde eines vollkommenen Jüngers Chriſti zurückblieb, entkleidete ihn immer mehr aller Eitelkeit des ſelbſtiſchen Weſens, und legte ihn mehr und mehr zu den Füßen ſeines Meiſters nieder. Wie tief mußten ihn nun erſt die mannichfachen Mißgriffe eines Anfängers in einem ſo ſchweren Amte und ihre Folgen, die Unmöglichkeit, demſelben jederzeit in jeder Hinſicht zu entſprechen, beugen und in allem ganz auf Den zurückweiſen, deſſen Treue an ihm noch nie gefehlt, und den zu lieben ſein Leben war! So treu er aber, nicht den HErrn nur, den er nicht ſahe, ſondern auch die Brüder, die Sünder liebte, ſo blieb ſeine Hauptklage die über ſein kaltes, liebeleeres Herz. Oft, ſehr oft, wenn er ſich am Abend die Schwächen und Gebrechen des verlebten Tages vorhielt, ſchüttete er ſeine ſchmerzlichen Klagen darüber aus, wie er ſo gern lieben mögte, und noch immer nicht könnte, noch immer, wenn nicht im äußeren Thun, doch im geheimen

Hintergrund des Herzens, ſich ſelbſt ſuche, wie er oft ſo matt und träge ſei im Gebete und Dienſte des HErrn, ſich oft durch größere Opfer und Liebesdienſte von anderen beſchämt ſehe, denen doch die Liebe des HErrn noch nicht, oder noch kaum aufgegangen. Doch war er fern davon, aus ſolcher Klage über die anklebende Sünde ein müßiges Gerede zu machen. Sie waren nothgedrungene Seufzer eines ſchmerzlich bewegten Herzens, die er dem HErrn und den Herzensfreunden vertraute, die unvermeidlichen Wehen einer von der Erde zum Himmel, von der Sünde zur Gerechtigkeit reifenden Seele.

Nur ein Zeugniß für die lautere Wahrheit ſeiner Demuth führe ich hier an. Bei der Bereitwilligkeit, ſeine eignen Fehler geſtraft zu ſehen, über welche denn oft ein unbarmherziges Gericht erging, widerſtrebte er jederzeit, wenn die Schwächen anderer nutzlos aufgedeckt wurden. Den Abgrund der Herzenseitelkeit kennend, wurde er auch bei der vertrauteſten Mittheilung unruhig, ſobald der Schwachheit eines Freundes, oder eines Gegners anders, als mit dem Ausdrucke der Liebe und des Schmerzes gedacht wurde. Namentlich, wenn es höher ſtehende Perſonen galt, ſo warf er dann unmuthig entgegen: Aber weißt Du denn das auch recht? Man muß ſich doch vorſehen, ſo etwas zu ſagen! Wozu ſagſt Du mir das? Ich mag das lieber nicht hören, es macht mich befangen, mit „ſolchen Ohren voll" einmal wieder vor die Augen der Leute zu treten.

Dieſe Demuth, und ihre Schweſtern, die Liebe, die Sanftmuth und Geduld, waren die Edelſteine ſeines prieſterlichen Schmuckes, durch ſie erhielt auch ſein pfarramtliches Wirken ſeinen eigenthümlichen Charakter.

Zornig, ſo bezeugten auch die täglichen Zeugen ſeines Lebens, haben wir Sybel nie geſehen, ſo viel auch die natürliche Beſchaffenheit eines ſündigen Herzens und der Andrang, ſo oft auch amtlich zu ſtrafender, Sünde ihn dazu verſuchte. Durch vieljährige treue Uebung im Dienſte des HErrn war er in dieſer Hinſicht ſeiner mächtig geworden. Bewegten oft größere Frevel und die das Heilige antaſtende Sünde das Herz in bittrem Schmerz, und riß ihn ſelbſt auch der Eifer um das Haus des HErrn weiter hin, ſo war es doch eben nur jener Schmerz und

dieſer Eifer, nicht aber menſchliche Aufregung des Zornes, die ihm auf dem Gebiete des Heiligen am ſtrafbarſten dünkte.

In Anſehung der Geduld, mit der er Sünde, Uebel und unvorhergeſehene Widerwärtigkeit liebend trug, mußte er allen, die ſeinen Wandel ſahen, ein beſchämendes, erweckendes Beiſpiel ſein. Ihm konnte wirklich nichts widerfahren, worin er nicht den Willen ſeines geliebten HErrn erkannte, den er lieber, als ſeinen eignen Willen geſchehen ließ. Einmal traf er, lang erwartet, in einem ſchlecht verdeckten Wagen bei mir ein. Ein kaltes Regenwetter hatte ihn ſchon früh übereilt, und die Hoffnung, einige Stunden des Tages in ländlicher Luft im Freien zu verleben, war dahin. „Ei, laß das auch ſein," ſprach er ſtill lächelnd; „deſto mehr mögen wir uns innerlich ergehen und erquicken!" So mogte nichts der Art, kein verſagter Wunſch, keine fehlgeſchlagne Erwartung, ſeines Herzens Freudigkeit ſtören.

Ein andermal fand ich ſeine Hingebung auf eine ſchwerere Probe geſtellt. Ohne regelmäßige Verſammlungen ſuchende Gemeindeglieder in ſeinem Hauſe zu wünſchen, hatte er es doch den eben Gegenwärtigen nie verſagen gemogt, bei der häuslichen Abendandacht zu verbleiben. Durch den Segen dieſer, oder der vorhergegangnen Unterhaltungen angezogen, hatten ſich jedoch bald mehr und mehr Perſonen faſt täglich in den Abendſtunden eingefunden. Es war dieß Sybel, abgeſehen von den ihm wohlbekannten Uebelſtänden, welche dergleichen Zuſammenkünfte mit ſich zu führen pflegen, ſchon dadurch läſtig geworden, daß er ſich bei der größeren Zahl der Beſuchenden weniger frei und gemüthlich fühlte. Bald ſahe er ſich genöthigt, für die verſchiednen Geſchlechter beſondere Abende zu beſtimmen und andere Beſchränkungen zu machen. Dadurch grade aber, obwohl es unvermeidlich geweſen, gewannen dieſe freien Zuſammenkünfte eine noch beſtimmtere Form. Nun folgte Spott, Verfolgung und andere Unannehmlichkeiten, ſo daß Sybel die nächſte Gelegenheit, die Krankheit ſeiner Frau, wahrnahm, dieſe gewiſſermaßen regelmäßig gewordnen Verſammlungen abzubrechen, denn die Nachtheile derſelben im ganzen ſchienen ihm für ſeine Verhältniſſe überwiegend.

Inzwiſchen war aber auch den Behörden von dieſer Sache

Kunde geworden. Hätten dieſe auch nur eine Ahnung von dem Hergange derſelben gehabt, den ich, wie den durchaus nur aus freier Bewegung zuvor ſchon herbeigeführten Ausgang, ausdrücklich verbürge, ſo würden dieſe S. ganz ungekränkt gelaſſen haben. Man kann ſich aber eine Vorſtellung von der Gehäſſigkeit der Anſchuldigungen machen, wenn die Behörde dadurch ſich bewogen ſahe, ohne den im Schulamte bereits ſo erprobten Mann zuvor ſelbſt zur Rechenſchaft zu ziehen, deſſen eigne Kirchkinder durch die bürgerliche Behörde der Stadt über jene Abendbeſuche vernehmen zu laſſen. Nun war ich einſt Zeuge, wie die Freunde, während des Ganges dieſer Unterſuchung, und während Sybel darüber noch keine amtliche Mittheilung geworden war, ihm ihr Befremden äußerten, es ihm zur Pflicht machen wollten, um ſeines Amtes willen der Behörde auf die gebührende Weiſe Vorſtellungen zu machen. „Nein," erwiederte er ſtill zu allem. „Laßt das nur ruhig gehen. Zum Leiden iſt hier eher Zeit, als zum Handeln. Und iſt's nicht köſtlich," ſchloß er mit lebhafter Freude, „daß die Behörden ſo ohne mein Zuthun die reine Wahrheit erfahren! Meine armen Weber und Schneider konnten Wahrheiten zu Protokolle geben und haben es gethan, wie ich es nicht gedurft hätte!"

Doch wie die wahre Demuth das Herz feſt, in der Anſchließung an den HErrn ſtark und muthig macht, bewies Sybel vielfach in ſeinem jetzigen Amte. Er war fern davon, äußerlich mit gebeugtem Haupt und in weichlichem Weſen einherzugehen, der Mann des Glaubens ließ den lebensfriſchen Jüngling ſehr wohl wieder erkennen. Ebenſo bewährte ſich die Liebe und die Sanftmuth des ächten Dieners des HErrn darin, daß er überall, wo es galt, auch mit heiligem Ernſte auftrat, ſeine Jugend nicht verachten ließ, ſondern anhielt, wie mit Bitten und Flehen, ſo mit Warnen, Drohen und Strafen.

Merkwürdig iſt, wie er im Dienſte des HErrn in dieſer Hinſicht, öffentlich vor der Gemeinde, und ſonderlich unter Augen des zu Warnenden oder zu Strafenden die natürliche Schüchternheit überwand, die wir ſchon den ſtürmenden Lebensmuth des Jünglings hemmen, und von da an ihn nie ganz verlaſſen ſahen.

In Folge dieſer Schüchternheit konnte ihn oft das Geringſte

verlegen machen. Ein ihm frei entgegentretendes Kind, ein reisender Handwerksgesell konnte ihm so imponiren, daß ein schnelles Roth sein Gesicht überflog, und er sich dann nochmals vor sich selbst und den vertrauten Freunden schämte. Dagegen erhob er im Namen des Herrn Zebaoth, wie der bräunliche Hirtenknabe, getrost und freudig die Schleuder, wie groß auch der Riese war, der ihm höhnend den Weg im Dienste des HErrn vertrat. Gewiß gereicht dieß mehr zur Verherrlichung des Glaubens Jesu Christi in den Gläubigen, als des armen Menschen, der schon in den Jahren seiner Jünglingskraft mit aller Anstrengung oft vergeblich gegen diese krankhafte Blödigkeit und Schüchternheit gekämpft, die er nun entweder in der Kraft des Glaubens niederwarf, wie ein abgetragnes Kleid, oder aber, was wohl der gewöhnliche Fall war, er zog über jenes das Kleid der Gerechtigkeit Christi. Wenn unter jenem das verzagte Herz wohl pochte, so richtete er sich tapfer auf an dem Schwerte des Geistes in seinen Händen, und der Glanz, der von dem Harnisch Gottes, dem Schilde des Glaubens, von dem Helme des Heils hinstrahlte über den so in der Kraft des HErrn, in der Macht der Stärke Gottes Gewappneten, ließ von jenem Zagen der natürlichen Schwachheit dem Widerwärtigen nichts sichtbar werden. Kräftig, sicher und entschieden erschien er diesem, und er war es unter dem Schilde des Glaubens, während er selbst sich wohl bewußt war, wie nur eine höhere Kraft ihn hielt.

Einst taufte er ein Kind in einem Hause der Stadt. Der Vater des Kindes war einer der Vornehmen der Stadt, doch nicht in jeder Hinsicht. Bald nach der Taufe sieht S. von ungefähr durch einen Spiegel des Zimmers, wie dieser Mann hinter ihm her mit ausgestreckter Zunge Männerchen macht. Sybel überläuft es warm und kalt, aber er schweigt ruhig. Nun trit derselbe Mann aber zu S., ihm die nöthig erachteten Schmeichelreden zu sagen. Da trit ihm Sybel entgegen, es sei nicht recht, ihm dergleichen Lobsprüche in's Gesicht zu sagen, und so es nicht von Herzen gehe, sei es teuflisch. „Was, teuflisch, Teufel, nun ich mögte das Thierchen wohl einmal sehen!“ ist die Antwort. Jetzt hält ihm Sybel ruhig einen kleinen Spiegel vor das Gesicht und spricht: „Da sehen Sie!“ — — Und dieser, wohl den Stachel

der Wahrheit doch im Herzen fühlend, wendete nun den Spiegel gegen S. zurück, und mit den Worten: „Nun ſehen Sie wohl einen Engel?“ war die Sache abgethan.

Doch wie ſtand es um die Gabe der Weisheit, wie um die Amtsklugheit und Mäßigung? höre ich ſchon manchen der Leſer fragen; wie wußte er unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen, unter der unausbleiblichen Bewegung, während das Feuer vom Himmel in die Steppe fiel, und die Todtengebeine ſich zu regen begannen,*) Maß und Ziel zu halten, und ſich zu beweiſen als ein kluger Haushalter über Gottes Geheimniſſe? Doch verſagt es ſich der billige, der in den Wegen der Natur und der Gnade erfahrne Leſer gewiß, in dieſer Hinſicht jetzt ſchon von Sybel, einem ſündigen Menſchen, in den erſten Jahren ſeiner Arbeit auf ſolch' einem Felde Vollkommenes zu erwarten. Die Frucht der Amtsklugheit reift auf dem Felde der Erfahrung: in dieſer Hinſicht konnte die Aernte nicht reif ſein, während die Saat keimte. Zudem waren die Schwierigkeiten, die Sybel zu überwinden hatte, nicht äußere allein. Wird ſonſt wohl die Noth zur Tugend, ſo mußte ihm die Tugend ſelbſt zur Noth werden. In der Vollkraft ſeines jugendlichen Geiſtes, mit überſchwänglicher Fülle des Glaubens, in der Inbrunſt der Liebe zu dem HErrn, mit einem Herzen, welches für die Leiden der Menſchheit blutete, gegen das freſſende Verderben des Laſters, gegen des Unglaubens Frechheit alles wagte, trat er in das große Feld der Arbeit und des Kampfes. Wie war es möglich, daß er wie ein Mann der reifſten Erfahrung überall hin den rechten Weg eingeſchlagen, überall das völlige Gleichmaß gehalten, nie zu weit gegriffen hätte — auch da nicht, wo er als ein armer Menſch vor ſeinem HErrn allein ſtand, während die Nothwendigkeit gebot, ungeſäumt zu handeln? Sein ihn wohl zu oft verdammendes Herz ſagte ihm zwar, wenn er ſich öfter, als den argliſtig lauſchenden Augen gelang, in einem Mißgriffe fand, es ſagte ihm immer: „Du trägſt die Schuld, dein menſchlicher Eifer, dein Unglaube, deine Untreue trübte Dir den Blick auf den HErrn, du verläugneteſt dich nicht ſelbſt, und ſo griffſt Du fehl!“ So härmte er ſich dann in

*) Luc. 12, 49. Heſek. 37.

bitterem Schmerz, nicht über eine etwa erlittene Demüthigung, denn er konnte aus innigſtem Herzen ſprechen: „Wenn Du mich demüthigeſt, machſt Du mich groß!“*) aber über den Schaden, den er einer Seele bereitet, den Segen, welchen er ihr entzogen zu haben glaubte.

Doch wenn auch das Urtheil des Gerechten ihn von Fehlgriffen in dieſer Hinſicht nicht freiſprechen mag: wer will darum unter dieſen Umſtänden einen Stein auf den Mann mit dieſem Herzen werfen? Vielmehr iſt grade in dieſer Hinſicht gewiß, daß nur ein fortgehendes Wunder der Gnade ihn vor tauſend Mißgriffen bewahren konnte, zu welchen ſeine Natur durch die obwaltenden Umſtände täglich verſucht war. So weit die Beobachtung des Verf. reichte, konnte ich jederzeit auch in dieſer Hinſicht nur mit neuer Bewunderung von der Anſchauung des jüngeren Freundes zurückkehren. Sein Wirken erſchien mir ſtets ſo in der Gegenwart des HErrn gehalten, Ernſt und Liebe, Kraft, Entſchiedenheit und milde Beſonnenheit, hoher Eifer und Selbſtverläugnung, Muth und Demuth hielten ſich bei ihm ſtets in einem Gleichgewicht, wie es mir bis dahin noch nie zur perſönlichen Anſchauung gekommen war. Denſelben Eindruck machte er auf viele, ihm an Jahren, an Amts- und geiſtlicher Lebenserfahrung weit überlegne Diener des Evangelii. Und was vielleicht noch mehr ſagt, auch diejenigen der Gemeinde, die ſeiner Lehre wegen ihm auf das feindlichſte entgegentraten, zollten ſeinem perſönlichen Charakter die höchſte Achtung, in dieſer Hinſicht war bald überall nur eine Stimme. Was daher zu ſeinem Nachtheil im Publikum umging, waren faſt immer die abentheuerlichſten Fabeln, die von allen denen, die S. auch nur von fern kannten, niemand glaubte, von denen es nur zweifelhaft blieb, ob die Bosheit des Vaters der Lügen, oder die Albernheit derer, die ihm dazu halfen, das Meiſte dazu beigeſteuert.*)

*) 2 Sam. 22, 36.

**) Eines Abends hatte ſich ein wohlhabender Bürger der Stadt in dem häuslichen Kreiſe Sybel's eingefunden. Derſelbe hatte früher bereits an einer krankhaften Schwermuth gelitten, ſich bisher aber durchaus nicht näher an S. angeſchloſſen. Nun lieſt ein auf Beſuch anweſender Pfarrer einen Brief ſeines Freundes,

Indeß gebe ich gern die Mangelhaftigkeit der eignen Beobachtung in dieser Zeit dem freien Urtheile des Lesers preis und

---

des Pfarrers K. in P. vor, in welchem derselbe von dem Fortgange des Reiches Gottes in seiner Gemeinde erzählt. Die Geschichte der Erweckung eines Sünders aus dieser Gemeinde macht einen tiefen Eindruck auf jenen Anwesenden, und er entfernt sich, ohne daß Sybel, der ihn erst zum zweiten Male bei sich gesehen hatte, jenen Eindruck selbst verursacht oder auch nur wahrgenommen. Hierauf geht er zwei Tage in großer Herzenszerknirschung hin, sucht Sybel zu sprechen, verfehlt ihn und wird nun von seinen Verwandten mit Gewalt verhindert, wieder zu S. zu gelangen. Dieß versetzt ihn in noch größere Aufregung, er verfällt, ohne Zweifel im Zusammenhange mit jener krankhaften körperlichen Disposition, in eine wirkliche Gemüthskrankheit, wobei nun, was keinen Sachkundigen wundern konnte, leibliche und geistliche Ursachen zusammentraten, und sich in regellosen Symptomen entladeten.

Nun entstand ein unglaubliches Geschrei der Menge. In kaum drei Tagen wußte die ganze Umgegend, nicht bloß daß dieser Mann „unter Sybel's Einfluß" den Verstand verloren — nein, daß S. selbst wahnsinnig geworden, ja bereits in das Krankenhaus zu Berlin abgeführt sei!! Schon setzten sich Kandidaten für die Vakanz in Bewegung, und — diese Mißgeburt des Vaters der Lügen wurde, in immer grellere Farben gekleidet, selbst von Personen um und um getragen, denen ein Blick in das Leben Sybel's hätte sagen müssen, daß sie zu einem so lächerlichen als abscheulichen Werke der Lüge halfen.

Ich sage nicht, was der Leser sich bereits selbst sagen wird, wie S. in stillem Erstaunen das Gewebe solcher Lügen und Schmähungen sich entwickeln und zerreißen sahe. Auch erzähle ich nicht weiter, wie der Kranke später genas, wie dieser noch heut mit rührender Dankbarkeit das Andenken des Verewigten ehrt und die Hoffnung nährt, die Saat jenes Abends werde für ihn nicht verloren sein.

Welch' ein Geheimniß der Bosheit kommt aber hier zur Anschauung! Wenige halfen wohl nur mit teuflischer Lust zur absichtlichen Verbreitung der Lüge, aber hunderte, ja tausende wurden mehr oder weniger in das Gewebe derselben verflochten, täuschten und ließen sich täuschen unter lachenden Augen der alten Schlange.

Dieser Art gingen eine Menge von Geschichtlein, namentlich unter den leichtgläubigen „Gebildeten" der Stadt und Gegend um, die, merkwürdig genug, oft das grade Gegentheil von

geye auf das Zeugniß eines faſt täglichen Zeugen ſeines Wirkens während derſelben zurück, des damaligen Rektors an der Stadtſchule, Doyé, welcher S. nachmals im Amte folgte. Derſelbige ſtand ſeit längerer Zeit auf dem feſten Grunde der heilſamen Lehre und des Lebens in Chriſto, als Sybel, und mag jedermann als ein durchaus unbefangner, urtheilsfähiger Zeuge gelten. Er hatte S. früher gar nicht gekannt, bis dieſer ihm, ſchwerlich ohne Prüfung ſeines Glaubens, in dem Amte zuvorkam, um welches D. ſelbſt ſich vergeblich beworben hatte. Das Ergebniß ſeiner Beobachtung hat vor dem der meinigen den großen Vorzug, daß ſeinem Auge die fortſchreitende Entwicklung des inneren und amtlichen Lebens Sybel's während dieſer Zeit nicht entging. In dieſer Hinſicht geht ſeine Bewunderung der Macht der Gnade an einem ſündigen Menſchen über das von mir Geſagte weit hinaus.

Doyé erkennt in der erſten Zeit des Wirkens S's. mannichfache Mißgriffe, ja eine durchgehende Mißrichtung an. Er geht darin ſo weit, zu bekennen, daß er nicht ſelten betreten und ſelbſt zweifelhaft an S. geworden ſei, wenn er ihn ſo rückſichtslos verfahren ſahe. Er erkannte den kräftigen Ernſt ſeines Charakters, das überall ihn leitende Streben, als ein treuer Knecht Chriſti für ſein Reich zu wirken, die unermüdliche Thätigkeit, mit der er dieſes Ziel verfolgte, und die Einfachheit und Offenheit ſeines Gemüthes ließ ihn S. bald näher treten. Indeß ſchien er ihm noch in einer geſetzlichen Richtung begriffen, wonach er, was nur als freie Frucht des Glaubens zu finden iſt, durch unabläſſiges Dringen auf das Geſetz, wenn gleich um des Evangeliums willen, erreichen wollte. Sonach machte ihm S. den Eindruck, als ob er die Tiefen des Geheimniſſes der Wiedergeburt durch den Glauben noch nicht recht erfahren habe. Darum habe noch die geſetzliche Strenge überwogen, ſei das frohe Gefühl der Kindſchaft Gottes aus Gnaden vor dem kummervollen Schmerzgefühl über die Sünde zurückgetreten, der innere Zuſammenhang von Natur und Gnade, von Glauben und den Werken verkannt

dem, was S. möglich war, ausſagte. So, wenn er in blindem Eifer ſeine Blumen zerſtört haben ſollte — die ihn zum Theil noch überlebt haben —, um keine ſündliche Augenluſt zu nähren.

worden. Und so sei es denn unvermeidlich gewesen, daß S., während in diesem Eifer schon die Wurzel seines nachmaligen, „wahrhaft apostolischen" Wirkens gelegen, noch der evangelischen Nüchternheit und Klarheit ermangelt habe, daß er an dem „freilich auch übertriebenen, oft sehr verkehrten Geschrei über seine Forderungen und Lehren, nicht immer unschuldig, in seinem Verfahren oft unweise gewesen."

Der aufmerksame Leser wird aus dem Vorigen leicht entnehmen, wie weit der Verf., auch gegen seine eigne Wahrnehmung, diesem Urtheile des werthen Freundes beipflichten kann. Indeß wird auch aus der vorliegenden Geschichte des früheren Lebens S's. unzweifelhaft hervorgehen, daß das Mangelhafte oder Verfehlte bei dessen erstem Auftreten mehr in der äußeren amtlichen Unerfahrenheit unter so schwierigen Umständen, als in seiner damaligen Glaubensrichtung, mehr in der Eigenthümlichkeit seiner Naturanlage überhaupt, als in seiner Stellung zu dem Reiche der Gnade begründet gewesen sei. Alles, was D. nachmals über das Leben und Wirken S's. während der zweiten Hälfte seiner Amtsführung sagt, findet sein unvollkommeneres, aber ebenbürtiges Gegenbild nicht bloß in der vorhergehenden Zeit zu L., sondern großentheils schon in den früheren Jahren.

Ein Irrthum in der Auffassung S's. in dieser Hinsicht erklärt sich leicht, wenn jemand mit dessen früherer Geschichte ganz unbekannt war, und S. nun wirklich unter dem wunderbaren Einflusse der Gnade in wenigen Jahren so weit fortschritt, daß in Ansehung seines äußeren Lebens und Wirkens weniger eine Fortbildung und Verklärung, als eine völlige Umgestaltung desselben sich darzustellen schien. Was am meisten für des Freundes Ansicht zu sprechen scheint, ist die Schroffheit, womit seiner Wahrnehmung nach Sybel anfangs tadelte und strafte, so mehr Wunden schlug, als heilte, bald die Demuth, bald die Liebe zu verletzen schien. In der letzteren Hinsicht berufe ich mich indeß getrost, nicht auf die eigne, wohl zu berichtigende Wahrnehmung, aber auf das vor Augen liegende frühere Lebensbild S's. Was S. in dieser Hinsicht versahe, ergab sich jedenfalls weniger aus einem wesentlichen Mangel an jenen ersten Merkmalen eines Jüngers Christi, als aus der Ueberfülle des Verlangens,

Christo und ihrem Heile Seelen zu gewinnen, aus der Uebermacht seines Schmerzes über den verwüsteten Weinberg Christi, und dagegen aus dem Mangel an durchgebildeter Erfahrung auf dem Gebiete des geistlichen Lebens, wodurch sein lebhafter Geist weiter, als recht war, geführt werden konnte.

Gewiß ist, daß zum Preise der Gnade, die sich an dem Verewigten verherrlichte, mehr noch gesagt würde, und von der Treue des Knechtes Christi, der sich ihr hingab, nicht weniger, wenn ich diesen Widerspruch gegen die Mittheilung des Freundes nicht erheben dürfte. Indeß will ich in diesem Buche nicht dieß, oder das, sondern die Beschreibung eines Lebens, wie es war. Und die, welchen die Natur der Gnade nicht verborgen ist, wissen ohnehin, daß die Gnade über allen irdischen Anschauungen hocherhaben ist, wie die Herrlichkeit der sichtbaren Sonne über dem armen Bilde, das sich im Wassertropfen spiegelt.

Aber auch bei diesem Widerspruche mag nicht geläugnet werden, daß Sybel's menschliche Schwachheit die mehr als harten Urtheile, welche so oft über ihn ergingen, in manchen Fällen entschuldiget, daß er manche Verwickelung mit der öffentlichen Meinung vermieden haben würde, wenn eine reifere Erfahrung und Behutsamkeit ihn schon in dieses Amt begleitet hätte.

Hören wir aber auch den Bericht seines Amtsnachfolgers über die letzten Amtsjahre S's., so sagt er im wesentlichen Folgendes:

„Das Allmälige in der Veränderung Sybel's ist, wie immer, schwer zu beschreiben. Niemand schaut das geheime Anfassen des Geistes. Niemand kennet den Weg des Windes; wenn aber das Sausen in die Sinne fällt, dann weiß man, daß er da ist. Der HErr ließ unsern Severus Erfahrungen machen von seiner großen Erbarmung sowohl, als von der bodenlosen Sündentiefe des argen Herzens, dem nicht anders, als umsonst und aus lauter Gnade geholfen werden müsse, von dem nichts gefordert werden könne. Es mogte früher der Begriff der Gnade und der Sünde bei ihm einen Bodensatz von Poesie haben;*) hier in seiner Praxis sahe er nun mit Entsetzen die schauderhafte Wirklichkeit der Sünde an vielen Beispielen, und es wurde ihm die

*) Nach dem Obigen nur etwa in seinen mittleren Jünglingsjahren.

Vergebung das Erste und die Besserung oder Heiligung das Zweite. 'Er lernte dadurch selbst seine Hoffnung ganz auf die Gnade setzen, und wurde so ein Evangelist, wie er es anfangs nicht gewesen war. Es leuchtet von selbst ein, welch' ein edles Gemüth er haben mußte, daß er sich so ziehen ließ vom Geiste des HErrn, da es bekannt ist, wie schwer solche Charaktere gewöhnlich zurückkommen von ihrer Kraft, wie leicht sie sich oft noch mehr verrennen. Ach daß ich nun weiter mit Engelzungen von ihm reden könnte! Daß ich Farben hätte, um die Liebenswürdigkeit seines Geistes von allen Seiten recht zu zeichnen! Doch Du wirst sie selbst haben, und mußt sie haben, sonst dürftest Du es nicht wagen, Hand an ihn zu legen.

Jene gesetzliche Einseitigkeit, von der ich vorher sprach, ist der Tribut, den auch Sybel der allgemeinen menschlichen Irrthumsfähigkeit und Sündhaftigkeit zollen sollte. Es kann das keinen wundern, aber wahrhaft wunderbar ist es, und ein herrliches Zeugniß von der Allgewalt der Gnade, daß er in so kurzer Zeit von diesem Abwege zurückkommen und ohne in einen andern zu fallen, mit Beibehaltung desselben Eifers, Nachdrucks und Ernstes das demüthige, stille Wirken eines göttlich erleuchteten Knechtes Christi erwählen konnte. In dieser Hinsicht ist er gewiß von wenigen erreicht. Ich muß sagen: Wenn mir das Herz manchmal entfallen möchte beim Hinblick auf die Sünde der Menschen und selbst der Heiligen Gottes, daß ich schier an wahrer göttlicher Tugend und selbst nur relativer Reinheit des Herzens zweifelhaft werden möchte: so trit mir bei dem Anschauen des immer mehr sich verklärenden Bildes Sybel's die überschwängliche Macht des Geistes wieder versöhnend entgegen, mein Herz erquickt sich auf's neue und glaubt stärker an die Macht des Glaubens, der die Welt überwindet, und preiset fröhlich den HErrn, der solche Macht uns Menschenkindern geben will, der uns, die wir todt sind von Natur in Uebertretung und Sünde, wahrhaftig wiedergebären kann und will, daß wir neue Menschen Gottes werden, zu allem guten Werk geschickt. Wohl allen, denen es vergönnt war, im Lichte des Geistes den stillen, verborgenen, vor Gott köstlichen Menschen in ihm zu erblicken; die werden desto mehr Nahrung davon haben für's ganze Leben!

Den Uebergang zu der mehr evangeliſchen Stellung ſeines Glaubens und Lebens machte, wie ich mich deſſen noch ziemlich deutlich erinnere, die Ueberzeugung (die er auch zu mir ausſprach) daß er ſich ganz untüchtig und ungeſchickt fühle zum Anfaſſen der Herzen. Er wollte mir ſogar den Vorzug einräumen und wünſchte, daß ich Prediger werden möchte an unſrer Stadtkirche und daß für ihn eine zweite Kirche in der Vorſtadt für die untere Volksklaſſe erbaut werden könnte. Und das war ganz ernſtlich gemeint. Er dachte auf Mittel, dieß auszuführen, und hätte auch gewiß den Reſt ſeines Vermögens gleich mit tauſend Freuden dazu angelegt, wenn er ſonſt auch Ausſichten zu einem glücklichen Erfolge gehabt hätte. — So lernte er alſo ſich ſchwach fühlen, und eben da er ſchwach ward, wurde er ſtark. Nach meiner Meinung iſt es etwas ſehr Großes, wenn ein Chriſt, der im Geſetze ſich ſtark fühlt, wirklich ſchwach werden ſoll. Saulus wird nur durch ein Wunder der Gnade ein Paulus. Die Heilung iſt ſo ſchwer, weil der menſchliche Eigenwille und Dünkel dabei einen ſchönen Anſtrich gewinnen und ſchwer erkannt werden. Sybel aber mußte hierdurch ſchauen in's vollkommene Geſetz der Freiheit, einmal weil der frühere Fehler bei ihm vielleicht weniger auf Dünkel als auf unrichtiger Vorſtellung beruhete, und weil er anhielt in unabläſſigem Gebet (ich mögte ſagen Tag und Nacht) und ſeine Aufrichtigkeit und Offenheit ja überhaupt auch unmöglich lange irren konnten. Welche hinnehmende Armuth des Geiſtes, die ihn beſeelte! Er hatte alles verloren, was ſein war; nackt und bloß ſtand er ſeinem HErrn gegenüber und der kleidete ihn mit Kleidern des Heils und mit dem Rocke der Gerechtigkeit, die da kommt aus dem Glauben. Er hatte jetzt nur Schuld und Sünde, daß er ſich nicht werth hielt des Amtes, das er führte, daß er auch andern ſündigen Menſchen gegenüber (beſonders innerlich noch mehr als es vielleicht oft äußerlich erſchien) blöde und ſchüchtern war, und in Wahrheit den andern höher hielt als ſich ſelbſt; und doch lebte er dem HErrn und wirkte und arbeitete für ihn mit Kopf, Herz, Hand und Fuß, raſtlos und in ſteter aufreibender Anſpannung, und ſuchte nichts dafür, als die Gnade, ſich ihm zu Füßen legen zu dürfen. Ja! bei ihm wird's in Wahrheit ſo geſchehen, wie de

HErr von seinen Gerechten sagt, im Gericht, daß sie nicht wissen werden, was sie Gutes gethan haben auf Erden, und sich verwundern werden, wenn er sie an ihre Liebe und Selbstverläugnung erinnern wird. Er vergaß wirklich, was hinter ihm war, und gedachte des gethanen Guten nicht mehr, sondern war ausgestreckt nach dem Ziele, das — „Vorwärts, vorwärts!" war seine Losung. — Er hatte alles verloren und dafür das Eine Nothwendige gewonnen, Christum in seiner ganzen Lebensfülle und Kraft. Sein Glauben hatte sich konzentrirt auf ihn, und daß nur Christus, der für die Sünder gestorben ist, geprediget werde, das war sein Begehren und seine Lust. Dieser Glaube hatte ihn frei gemacht nach allen Seiten hin. Gern ließ er nun, der eignen Irrthumsfähigkeit sich bewußt, Differenzen gelten in Nebensachen, ohne darum den Abweichenden zu verketzern ..."

Hiernach kann es dem Leser nicht schwer fallen, sich das Lebensbild Sybel's in seiner pfarramtlichen Thätigkeit überhaupt zu vergegenwärtigen. Wir sehen hier die ganze Kraft und Lieblichkeit seines Jünglingslebens, alle die eigenthümlichen, herrlich herangereiften Vorzüge seiner Naturanlage, die sich schon während seiner Schulamtsführung männlich bewahrten, in christlicher Verklärung wiederkehren.

Begleiten wir ihn nun in die einzlen Kreise seiner Amtsthätigkeit, und betrachten ihn zuerst

Als Prediger und Katecheten.

„Die Lehrer aber werden leuchten, wie des Himmels Glanz, und die, so viele zur Gerechtigkeit weisen, wie die Sterne immer und ewiglich."
Dan. 12, 3.

„Dein Wort ist meinem Munde süßer, denn Honig, ist mir köstlicher, denn Gold und feines Gold," *) dieß war nun längst die Herzenserfahrung S's. gewesen, als er dem Rufe in's Predigtamt folgte. So war und blieb es ihm auch seines Herzens Freude, seiner Gemeinde das theure Wort des HErrn ver-

*) Ps. 119.

kündigen zu dürfen. Oft bebte sein Herz vor heiliger Freude, indem er seines Berufes gedachte, als ein Bote Gottes und des Friedens hinzutreten, und er beugte sich mit innigster Demuth vor dem HErrn, der ihn in seiner Unwürdigkeit zu diesem höchsten der Aemter werth gehalten.

Nach dieser Stellung seines Herzens zu dem Worte Gottes, dessen Diener zu sein er nun überdieß amtlich verpflichtet war, erklärt sich auch von selbst der Ernst, mit welchem er dem hohen Berufe eines Predigers des göttlichen Wortes sich hingab. „Er hatte," sagt sein lieber Amtsnachfolger, „den Begriff des evangelischen Wächters ganz gefaßt, er fühlte die große Verantwortlichkeit seines Amtes, daher seine Verwaltung mit Furcht und Zittern: er bebte innerlich vor der Predigt." Er betrachtete diese im einzlen wie im ganzen, als einen Auftrag seines HErrn an die Gemeinde und sich selbst, dessen er sich auf Grund und nach Leitung seines Wortes zu entledigen habe. Daher darf nicht erst gesagt werden, daß er die Lehre der Schrift lauter und rein, ungeschwächt und ungetheilt verkündete. Oft fühlte er mit großem Zagen das ganze Gewicht der Aufgabe, wenn er durch den vorliegenden Text und die entsprechenden, allgemeinen oder besonderen, Verhältnisse der Gemeinde veranlaßt war, derselben Wahrheiten zu sagen, die zunächst nicht anders, als verwunden, oder doch an dem Lichte der göttlichen Wahrheit die Wunden aufdecken konnteen, welche die herrschenden Sünden der Zeit, die bitteren Früchte des Unglaubens, ihr geschlagen. Ach, er fühlte es so wohl, daß das Schwert des göttlichen Wortes von einem Arm geschwungen werden sollte, welcher von dessen reinigender Kraft zuvor selbst ganz durchdrungen worden. Und wenn er ohne Zweifel darin keinem in der Gemeinde nachstand, daß er das Wort Gottes an sich selbst, wie das Amt des Trostes und der süßen Erquickung, so auch das der Lehre, der Warnung und Züchtigung frei und ungehemmt vollziehen ließ, wenn er am wenigsten anderen ein Bote der Warnung und Züchtigung sein wollte, ohne sich selbst unter die Zucht des Wortes Gottes zu demüthigen: so zagte er doch oft und seufzte schmerzlich, wenn er mit einer ernsteren Predigt vor die Gemeinde treten, und das Strafamt verwalten sollte. Nur das Bewußtsein der göttlichen Nothwendig-

keit konnte dann, nach vielem Gebet und Flehen, sein schüchternes, natürlich-sanftes Herz stillen und festigen, im Namen des HErrn hinzugehen, und der Gemeinde zu sagen, was er im eignen Namen nicht dem Einzelen zu sagen gewagt haben würde. Daher die unnachahmliche Einheit kindlicher Demuth und Einfalt, apostolischer Würde und Kraft, mit der er dann seiner Botschaft sich entledigte; daher der unwiderstehliche Eindruck der Wahrheit seines Zeugnisses an die Kinder der Welt so wohl, als an die Kinder Gottes, und die es werden wollten; daher die dankbarste Hingebung dieser, die sich gern strafen und bessern ließen, und der unverhaltne Grimm der Erbitterung jener, denen hier nicht das erträgliche Gericht der Stimme eines Menschen, sondern das unerträgliche Gericht eines göttlichen Zeugnisses entgegentrat — von Unbußfertigen Buße und Bekehrung fordernd.

„Von meinem theuern S. soll ich Dir schreiben," sagt eine andere Mittheilung,*) „wie ich ihn als Prediger des H. Wortes, als einen mächtigen Zeugen und treuen Diener unsres lieben HErrn erkannt habe, wie er im Leben mein Herz erfreute und anfeuerte, nach dem, ach uns so frühen, Tode mich beugt, beschämt und antreibt, treuer zu werden im heil. Amte, ihm ähnlicher, in welchem Christus eine Gestalt gewonnen hatte, die nur dem nicht gefallen, nur dessen Herz unbewegt lassen konnte, der sie nicht kannte, oder der ganz in der Welt Eitelkeit und Finsterniß versunken, das Licht hasset und flieht. — Als Prediger war er, und wollte nichts anderes sein, denn ein Zeuge Jesu Christi, Joh. 15, 26. 27., nachdem er selbst vom heil. Geiste ergriffen und getrieben war, der Jesum in ihm verklärte und sein Herz fest gemacht hatte. „Ich glaube, darum rede ich!" so konnte, so mußte er bekennen, obwohl er's in klarem Bewußtsein seines Sündenelends nur schüchtern auszusprechen wagte. ... Obwohl Sybel urtheilte, daß der bekehrte Theolog mit desto größrem Ernst und Eifer lesen, denken, lernen, studiren, also seine Zeit und Gaben nützen müsse, da er dabei nicht eigne Ehre, sondern Gottes Wohlgefallen, seiner Mitmenschen Heil suche: so war es doch vornämlich das Herz, welches ihn beredt

*) Des Oberpfarrers Baltzer.

machte. S. war Prediger mit Leib und Seele, Predigen war ihm Sache des Lebens, nicht der Kunſt, nicht der Ehre. — Er hatte ſeltene Predigergaben, das iſt unläugbar; ein ſchönes Organ, eine volle, umfangreiche, wohlklingende Stimme, von großer Macht, ſo daß er weite Räume ausfüllen konnte. Seine hohe, edle Geſtalt, ſein ſeelenvolles Auge halfen predigen. Sein heller Verſtand, ſeine lebendige Phantaſie, mit jenen äußeren Gaben verbunden, hätten es ihm leicht gemacht, ein beliebter, in der Welt berühmter Prediger zu werden — aber das wollte er nicht. Alle ſeine Gaben ſtanden im Dienſte ſeines HErrn. Seinem Jeſu Seelen zu gewinnen, Gottes Namen zu heiligen, das war allein ſein Streben ... Mit größter Sorgfalt arbeitete er daran, den Geringen im Volke verſtändlich zu werden, und er ward es, aber nicht durch Gemeinheit des Ausdruckes, ſondern durch Klarheit und Lebendigkeit deſſelben. Man hörte es, auch wenn man nichts von ſeinem Leben wußte, die Wahrheit und Gnade Gottes war ſeine Wahrheit und Gnade geworden, es war nichts ihm Fremdes, ſo kam ſeine Predigt von Herzen und ging zu Herzen. Das war ſeine ſeltene Popularität."

„Im Anfange ſeiner Amtsführung war ſeine Predigtweiſe ſtürmiſcher, bisweilen heftig, er ließ ſich hinreißen von einem faſt leidenſchaftlichen Zorne wider die Sünde, wollte mit Gewalt bekehren, ſo daß er öfter dieſe Heftigkeit ſchmerzlich bereute. Doch als er den ſchweren Glaubenskampf in ſich ſelbſt mehr durchgekämpft, den Frieden Jeſu in vollerem Maße erlangt, und mehr Erfahrung geſammelt hatte, wurden auch ſeine Predigten ruhiger, ſanfter, ob er ſchon eben ſo ſcharf die Sünde außer ſich wie in ſich ſelbſt ſtrafte, ja noch mächtiger zum HErrn, dem Anfänger und Vollender unſres Glaubens hintrieb, da er immermehr erfuhr, daß außer ihm kein Licht, kein Heil, noch Leben iſt. Er wollte nun nicht mehr ſelbſt bekehren, ſondern zum HErrn weiſen und führen, daß ſeine Zuhörer eben ſo, wie er ſelbſt aus voller Seele beteten: „bekehre Du mich HErr, ſo werde ich bekehret. Hilf Du mir, HErr, ſo iſt mir geholfen!" Nun ſtand ihm immer vor der Seele, bei jeder einzelen Predigt, die göttliche Predigerinſtruction, Luc. 24.: „Alſo iſt's geſchrieben, und alſo mußte Chriſtus leiden und auferſtehen am dritten Tage und

predigen laſſen in ſeinem Namen Buße und Vergebung der Sünde ...“

Doch wir ſuchen uns die Thätigkeit S's. als Prediger noch anſchaulicher zu vergegenwärtigen, und begleiten ihn ſo, von der Vorbereitung auf die Predigt ausgehend, bis zum Halten derſelben hin.

Ich erinnere hierbei an die ſeltene Leichtigkeit, Eigenthümlichkeit und Sicherheit, mit der S. als Kandidat die erſten Predigten in wenigen Stunden niederſchrieb, dann lernte oder auch frei vortrug.*) So leicht konnte und ſollte ihm die Arbeit jetzt nicht werden, wo es nicht bloß galt, daß das göttliche Textes-wort und der eigne Gedanke ſich gegenſeitig durchdrängen, und eine Predigt geliefert würde, die als erbauliche Abhandlung im allgemeinen dienen könnte. Nun ſollte die Predigt, wie den Bedürfniſſen des eignen Geiſtes und Herzens, ſo denen einer ganzen Gemeinde entſprechen, ſie ſollte nicht bloß die Saat des göttlichen Wortes ſchlicht und einfach in den wohlvorbereiteten Acker der Herzen hinſtreuen, ſie mußte vielmehr ſelbſt zugleich auf Vorbereitung dieſes Ackers bedacht ſein, ſollte alſo Pflug, Hammer und Karſten regieren, die widerſtrebendſten Hinderniſſe beſeitigen, dort die aufgehäuften Reſte des Winterſchnee's und der Eisſchollen durchbrechen, hier wild aufſchießendes Unkraut ausgäten, und — mit ſorglicher, kluggewandter Hand den Samen auf Hoffnung ſtreuen.

Jeder Kundige ſieht, wie durch dieſe ſtete Beziehung der darzuſtellenden allgemeinen Wahrheiten auf die beſonderen und beſonderſten Verhältniſſe der Gemeine die Arbeit der Predigt erſt recht zur Arbeit werden muß. Einem ſo geiſtig durchgebildeten Manne, wie Sybel, kann es nur ein Leichtes, weit mehr ein geiſtiger Genuß, als eine Arbeit im Schweiße des Angeſichtes ſein, auf Grund eines geeigneten Bibelwortes eine allgemeingültige, wohlgelungene Predigtabhandlung zu ſchreiben. Aber der Erfolg einer ſolchen, wenn auch gewöhnlich mit größerem Beifall der in Frieden gelaßnen Menge gehörten, Predigt kann natürlich der Regel nach auch nur ein eben ſo allgemeiner ſein. Dagegen

*) Siehe S. 128 ff.

entäußerte ſich S., ſobald das eigne Herz in dem gewählten Schrifttexte Wurzel gefaßt, das Licht deſſelben ſein Innres durchleuchtet, und er dagegen ſich zu deſſen Inhalte erhoben hatte, ſo viel dieß nun geſchehen durfte und konnte, ſeiner Perſönlichkeit, verſenkte ſich in das Leben, den Glauben, die Liebe, die Noth und den Jammer der Gemeine, die auf ſeinem Herzen lag, ſtellte unter ſtetem Gebet die allgemeinen Wahrheiten, welche zu verkünden waren, nach allen Seiten hin in Beziehung auf die vorliegenden Zuſtände der Gemeine, und baute ſo auf jenen allgemeinen Grundriß der Predigt dasjenige Gebäude derſelben auf, welches hier eben angemeſſen war.

S. fing daher in der Regel die Vorarbeiten zur nächſten Predigt ſchon an, wenn er eben die Arbeit der vorhergehenden beendigt hatte, und blieb mit jenen gewiſſermaßen immer beſchäftiget, bis er die Predigt wirklich vortrug.

„Oft, wenn er am Sonntage von der Kanzel kam," ſagt die tägliche Zeuginn ſeines Lebens, „las er ſich alsbald den Text zur folgenden Predigt, und war hoch erfreut über deſſen Inhalt, über den Reichthum der uns in Chriſto angebotnen Gnade. Des Morgens von 5 — 7 Uhr arbeitete er gewöhnlich an ſeiner Predigt, und verſchloß dann ſein Zimmer, ſich ganz dieſem Geſchäfte hinzugeben. Er las ſich dann den Text, kniete nieder, bat den HErrn um Verſtändniß. Indem er ſo betete, wurden ihm oft die Hauptgedanken der Predigt geſchenkt, die ſich ihm überhaupt größtentheils erſt als Gebet geſtaltete. Oft überſtrömten ihn dann der Segen des HErrn und die Gedanken zur Predigt in ſolcher Fülle, daß er in tiefer Bewegung von ſeinen Knieen aufſtand, und die Eintheilung der Predigt niederſchrieb. Kam ich dann in ſein Zimmer, ſo leuchteten ſeine lieben Augen vor Dank und Freude, und in ſeiner großen Lebendigkeit und Freudigkeit wußte er oft nicht, was er dann den Seinen Liebes erweiſen ſollte. Er gab ſich dann auf einige Zeit uns ganz in Liebe hin, ſpielte mit den Kindern, trug ſie alle zugleich auf ſeinen Armen, erzählte ihnen vom lieben Heiland ſo kindlich und anſchaulich, daß dieſe ſich ſchwer von dem lieben Vater trennen, immer gern in ſeiner Nähe bleiben mogten."

„Hatte er ſpäter die Gedankenweiſe der Predigt innerlich

ausgebildet, so schrieb er sie nieder, obwohl er sich nachmals nicht wörtlich an das Geschriebene binden konnte. Je näher der Sonntag kam, je ernster und festlicher ward sein Sinn, man fühlte es seinem ganzen Wesen an, welch' einem heiligen Tage er entgegenging, wie das Geschäft desselben schon jetzt seine Seele erfüllte, sein ganzes Leben und seine Gespräche dadurch geheiligt wurden ..."

So pflegte S. der Regel nach die Predigt in den ersten Tagen *) der Woche vollständig niederzuschreiben, sie dann nebst seiner lieben Gemeinde durch die Woche hin auf dem Herzen zu tragen, und endlich gegen das Ende derselben, mit möglichster Benutzung des Konzepts, mehr die Gedankenreihe, als die einzlen Worte zu memoriren, um für den mündlichen Vortrag sich die nöthige Freiheit und Lebendigkeit zu bewahren. Nur in besonderen Fällen wurde es ihm Pflicht, sich streng an den vorsichtig erwogenen Ausdruck zu binden, so daß er z. B., als er in der Reihe der Katechismuspredigten bis zum 6ten Gebot gekommen war, es für gerathen hielt, die Predigt hierüber zu lesen, um jeden wirklich unpaßlichen Ausdruck zu vermeiden; was zugleich als ein sprechendes Zeugniß für die Besonnenheit seines Verfahrens im allgemeinen gelten muß.

Im übrigen verwandte er auf die innere Durchbildung der Predigt nach Inhalt und Ausdruck jemehr Fleiß, je mehr ihm bei seinen vielen amtlichen und pastoralen Geschäften Zeit hierzu übrig blieb. In den ersten Jahren kam er durch die Ueberhäufung der Geschäfte wirklich zuweilen in's Gedränge. Ich entsinne mich, damals öfter in den Freund gedrungen zu sein, daß er dem täglichen Andrang in pastoralen und anderen Geschäften doch einige Gränzen setzen, und sich einige Vormittage zu ungestörter Arbeit für die Gemeinde im ganzen widmen mögte.

*) „Die Predigten," schreibt er im Jahre 1838, „machen mir oft viel Mühe, und ich fühle mich nicht eher ruhig in der Woche, als bis die Predigt auf dem Papiere steht. Daher gehe ich denn gleich Montags wieder daran, durchdenke das Ganze, Dienstags pflege ich zu schreiben, Freitags zu lernen. Sonst kommen jetzt weniger Amtshandlungen vor, da gebrauche ich viel Zeit zu meinen Predigten, ohne daß sie dadurch grade besser würden."

Indeß konnte ich mit dieſen Vorſtellungen nur wenigen Eingang finden. Sich wohl bewußt, ſeine ganze Zeit der Gemeinde hinzugeben, wagte er es kaum einige Stunden des Tages, ſich den augenblicklichen Bedürfniſſen derſelben zu entziehen. Indeß darf mit Zuverſicht geſagt werden, daß er der Vorbereitung zu ſeinen Predigten im allgemeinen mit großer Anſtrengung oblag, und namentlich der Meditation den größten Fleiß widmete. Schon ſeine ängſtliche Gewiſſenhaftigkeit, nach der er ſich nie genug that, mußte ihn dahin treiben, ſich nie durch die glücklicheren Erfolge, deren er ſich öfter erfreute, grade wenn ſeiner menſchlichen Vorarbeit weniger Muße geworden war, zur Trägheit in jener Hinſicht, zu einem müßigen Rechnen auf die Mithülfe der Gnade, verleiten zu laſſen. Zudem aber mußte der ſtete, kindliche Blick auf den HErrn und die Zeugniſſe ſeines Wortes, mit dem er in allem daſſelbe that, und ſich unter allen Abwechslungen in dem gleichen Berufe bewegte, auch dazu mitwirken, ihm die Vollendung ſeiner Predigten zu erleichtern, ja gewiß wurde ſo manche Lücke derſelben auf eine geſegnetere Weiſe geſchloſſen, als dieß durch längere Abſchließung in der Studirſtube geſchehen ſein mögte.

Ganz eigenthümlich war die Arbeit, nein die Luſt des Gebetes, womit die Vorarbeiten Sybel's zu ſeinen Predigten angefangen, durch und durch getragen und vollendet wurden. Seine Gattinn verſichert, daß er die Predigten der letzten Jahre größtentheils auf ſeinen Knieen gemacht. Er bediente ſich hierzu eines beſonderen, einem Sopha entnommenen, Kiſſens, welches überhaupt die Spuren dieſes täglichen Gebrauches hinterbracht hat.

Ich führe dieß einfach als eine geſchichtliche Thatſache an. Wem, wie Sybel, das Wort: „Betet ohne Unterlaß!“ Leben und Lebensluſt geworden, wird wiſſen, wie dieß zu nehmen iſt, wie dieß S. eben ſo natürlich und lebendig ſein konnte, als es anderen tödtender Zwang und Pein ſein würde. Luther's „Fleißig gebetet, iſt über die Hälfte ſtudiret!“ bewährte ſich hier um ſo ſchöner, als S's. Beten wohl auch ein Studiren, ein lebendiges Eindringen in die Geheimniſſe ſeines Gottes und Heilandes, ſein Studiren dagegen auch ein Beten war, ein heimliches Lauſchen des thätigen Geiſtes auf die Zeugniſſe des Geiſtes Gottes.

„Das Gebet*) war ihm wirklich, wie das Athemholen, Bedürfniß. Er lebte, webte und war durch das Gebet in dem HErrn. Ich fand ihn oft bei verschloßner Thür, und wenn er aufmachte, so war's ihm gut anzusehen, daß er aus der Tiefe zum HErrn gerufen habe; es war, als ob sein Antlitz noch leuchtete, wie das Antlitz Mosis, wenn er mit dem HErrn geredet hatte."

Verweilen wir noch einen Augenblick bei dem Inhalt und der Form der fertigen Predigt Sybel's, so war der Kern und Stern derselben, ihr wesentlicher Inhalt jederzeit Christus und sein Evangelium. Wie indeß die eine schaffende Kraft des Wortes Gottes sich in der Natur in einer Mannichfaltigkeit von Bildungen kundgiebt, so mußte natürlich auch jener eine Inhalt auf diesem höchsten Gebiete des geistigen Lebens in mannichfacher Wechselung zu Tage kommen — abgesehen davon, daß die Verschiedenheit des Textes und Thema's, die fortschreitende Entwicklung des Kirchenjahres, endlich auch der wechselnde Einschlag der eigenen und der Gemeindezustände eine Mannichfaltigkeit der Darstellung mit sich brachte.

In Ansehung der Form wird der Leser mit Recht etwas Tüchtiges bei S. erwarten. Von Jugend auf hatte er gelernt, seine Gedanken in ruhigem, klaren Zusammenhange harmonisch aus seinem Innern zu entwickeln, seine lebendige, in dichterischen Formen geübte Phantasie kleidete jene von selbst in ein liebliches Gewand, sein einfacher Sinn, in dieser Hinsicht noch durch ein vieljähriges Streben und durch gründliches Studium der Muttersprache unterstützt, drücken sich durchgängig in den einfachsten, wohlklingendsten Sätzen aus, ein unedler Ausdruck fand ohnehin bei seiner dem Schönen vertrauten Anschauung und Sprache keinen Zugang.

Wenn Sailer drei Klassen der Prediger unterscheidet: 1) solche, die außer oder neben der Bibel predigen, das sind die armen ungläubigen, eigentlich meineidigen Diener der Kirche, die ihre eigne Gedanken vorbringen, todte Sittenlehrer, die ebenso gut und ohne Anfechtung unter Juden und Türken predigen

*) Mittheilung von Doyé.

könnten, und nur, wie zur Verzierung, einzle losgerißne Blättlein vom Baume des Lebens ihrem Vortrage anhängen; 2) solche, die aus der Bibel predigen, aber nach eigenmächtiger Auswahl, entweder nur Gesetz, oder Evangelium, aber mehr den todten Glauben, als den lebendigen; 3) solche, die nur und ganz die Bibel predigen: so gehörte S. gewiß in die letztere Klasse. Nur daß die Predigt eines Mannes keine geistlose Aufhäufung von Bibelstellen war und sein konnte, in welchem Christus, das lebendige Wort, Leben und Gestalt gewonnen hatte. Wohl trugen die Worte der Schrift wie starke Marmorsäulen seine Predigt, und der Geist der Schrift durchwehte sie, aber nächstdem war es ihm zu jedem Beweise genug, einfach nachzuweisen, daß die ausgesprochne Behauptung auf Gottes Wort sich gründe.

Von wenigen erreicht mogte Sybel in der seltenen Popularität seiner Darstellung sein. Daß den Armen, vornehmlich den Armen das Evangelium gepredigt würde, daß also auch Hans und Grete hinter der Thür, nach Luther's Ausdrucke, die Predigt verstünden, wenn sie mit heilsbegierigem Herzen lauschten, dieser nicht genug zu beherzigende Gesichtspunkt war einer der ersten, welcher S. in Ansehung der Form seiner Predigten leitete. Ihm zulieb hat er vielleicht manches aufgeopfert, manche Feder aus den kräftigen Schwingen seines rednerischen Genius fallen lassen, weil diese ihn zu hoch an den rednerischen Himmel erhoben, die theuerwerthen Wahrheiten seiner apostolischen Zeugnisse zu sehr dem Gesichtskreise der armen Hungrigen entrückt haben mögten. Doch blieb er darum in den Gränzen des Edlen, vermied leicht das Platte, Triviale, und war darum nicht weniger für die Wohlgesinnten unter den Gebildeten anziehend. Dieß mußte um so mehr geschehen, als an seinen, mitten aus dem Leben erwachsenen, Predigten alles frisch und neu war, das Individuelle treu nach der Natur gezeichnet, wenn gleich es ein leicht erklärlicher Irrthum war, daß nicht selten Personen glaubten, daß sie selbst die Gegenstände seiner Darstellung gewesen, wo S. nur nach den allgemeinen Formen des Natur- und Gnadenlebens treffend charakterisirt hatte.

Wenn nun die Leistungen S's. in dieser Hinsicht schon

nicht gering waren, so kann man sie unbedenklich zu den ausgezeichneten rechnen, wenn wir ihn nun zum Altar und auf die Kanzel begleiten, ihn die Vorträge wirklich halten sehen.

Sehen wir die innere Bewegung Sybel's schon durch die Woche hin bei den Vorarbeiten zur Predigt wachsen, so erreichte diese natürlich jetzt ihren Höhepunkt. Der Eindruck des Wortes Gottes, dessen unerschöpfliche Tiefe ihm sich so aufschloß, daß ihm das Glauben fast zum Schauen wurde, war ohne Zweifel die erste Ursach, die andere und dritte die Wichtigkeit seines Berufes, das Verlangen, ihn an der Gemeinde zu erfüllen.

Vielleicht war es auch eine Folge dieser inneren Bewegung, bei der er jedoch äußerlich ruhig erschien, und es in der Tiefe des Geistes, der über den bewegten Fluten des Seelenlebens schwebet, gewiß auch war, daß er zwischen den einzlen Amtshandlungen, und wenn diese sich bis gegen Abend hin einander folgten, in der Regel gar nichts genießen konnte. Kam er von den Filialen zurück, so eilte er, während zu der Nachmittagskirche geläutet wurde, nur schnell vom Wagen, legte seinen Priesterrock wieder an, trat noch einmal, an der Hand der Gehülfinn, in sein Kämmerlein, stärkte sich im Aufblicke zu dem Angesicht des HErrn, und sorgte nur, zu rechter Zeit in der Kirche zu sein.

Er selbst wollte hier nie zu spät erscheinen, sang noch alle Lieder vor der Predigt zu seiner Erbauung mit, und konnte so auch die Gemeinde mit Vertrauen ermahnen, daß ein Jeder das Gleiche thue, sich ohne die dringendste Veranlassung den Segen der Versammlung nicht durch zu spätes Eintreten, noch weniger aber durch weltliche Gespräche beim Kommen und Gehen verkümmere.

Tief ergreifend war nun zunächst das liturgische Auftreten S's. am Altare. Hier konnte er sich selbst ganz dem Eindrucke der liturgischen Formulare und des eingeschloßnen Wortes Gottes hingeben, gleichsam ruhen auf diesem stehenden Grunde, um sich alsbald zu dem Fluge der eignen Rede zu erheben. Oft waren die Herzen vieler Zuhörer von dem bloßen Vortrag der Liturgie und der Perikopen des Tages so bewegt und erbaut,

daß ſie auch ohne die nachfolgende Predigt im Segen hätten heimkehren mögen. Wie der Wiederaufgang der Sonne dem Beſchauer täglich in neuem Glanze erſcheint, ſo wurde das Alte, Wohlbekannte immer neu in ſeinem Munde. Ich hörte den Freund nur einmal bei der Feier des erſten Miſſionsfeſtes zu L. das 37. Kap. des Heſekiel vortragen, aber auch mir war es, als hörte und ſähe ich nur das Rauſchen und Regen der Gebeine auf dem großen Todtenfelde, davon der Prophet weiſſagt.

Vor der Predigt ſelbſt pflegte dann S. jedesmal auf der Kanzel noch vor und mit der Gemeine zu beten. Das wird von allen als das Rührendſte und Ergreifendſte ſeiner ganzen gottesdienſtlichen Thätigkeit bezeichnet. In unnachahmlicher Demuth und Bewegung flehete er jedesmal um die Gabe des heil. Geiſtes zunächſt für ſich ſelbſt, bat, daß das Wort als ein an ihn ſelbſt und an die Gemeine gerichtetes Gotteswort ſich an ihm und allen wirkſam erweiſe, daß der HErr namentlich verhindern mögte, daß die Kraft ſeines Wortes durch die Sündhaftigkeit des armen Boten zum Schaden der Gemeine geſchwächt würde. Auf ähnliche Weiſe ſchüttete er am Schluſſe der Predigt ſein Herz aus; es war dann ſo voll Dank und Lob, und der Ausdruck ſeines Bittens ſo innig und ergreifend, daß die Anweſenden ſchwer umhin konnten, von ganzem Herzen einzuſtimmen und das Amen mit ihm zu ſprechen.

Er bat oft die Gemeine, auch für ihn ſelbſt, bei dieſer Gelegenheit und ſonſt, aus Herzensgrund zu beten, daß der HErr Seine Kraft in der eignen Schwachheit wirkſam machen mögte. Dieſer Segen der Gebete der Gläubigen in der Gemeine mogte oft auf ihm ruhen, wenn er, von den Filialarbeiten ermattet, ſich wieder friſch erhob, wie ein Adler, und den Segen von oben wieder zurück wandte auf die Gemeine. Mit der Inbrunſt eines Hungrigen, der mit den ſchreienden Kindlein nicht länger warten kann auf das nährende Brot, flehete er dann vor dem Angeſicht des ſegnenden Gottes um Andacht und Segen für ſeine Gemeine, oft mit dem ausgeſprochnen Wunſche, daß wenigſtens Ein Herz neu dem HErrn gewonnen werden mögte.

So geſtärkt ſtand er dann von ſeinen Knieen auf, und predigte mit gewaltiger Macht des Wortes.

Nach Maßgabe des Textes oder der Umstände schwang er bald, wie auch der HErr in der Bergpredigt that,*) den Hammer des Gesetzes, und das Wort ward nun, im Anfange vielleicht öfter, als gut war, in seinem Munde jenes zweischneidige Schwert, welches „durchdringet, bis daß es scheide Seele und Geist, auch Mark und Bein, und ist ein Richter der Gedanken und Sinne des Herzens;“ bald aber, und dieß fehlte nie und war und blieb der Hauptauftrag, den er an die Gemeinde ausrichtete, gab er Zeugniß von der Gnade und Wahrheit in Christo, von der seligmachenden, alle Wunden heilenden Kraft Gottes in seinem Evangelio. Mogte er so, was in der Natur der Sache gegründet war, bald mehr in dem Eifer des Elias, oder auch in dem Eifer des HErrn, als er die Geißel aus Stricken machte und die Tische der Wechsler umstieß, da zu stehen scheinen, bald mehr in der Lieblichkeit eines Boten, der Frieden verkündiget**): so erkannte doch der Kundige leicht dieselbe Liebe in jenem Eifer, welcher nur zu dem einigen Grunde des wahren Friedens hintrieb, und denselben Ernst der Wahrheit in dieser Lieblichkeit, die nun zeigt, daß er selbst geschmeckt und gefühlt, wie freundlich der HErr ist. Zudem konnte es bei der natürlichen Klarheit seines Geistes, bei der Einfachheit seiner Gedankenfolge und seines Ausdruckes, bei der tiefen Demuth und Hingebung seines Herzens, unmöglich seinen Predigten an der nöthigen Einheit fehlen.

Was denselben aber, an den Feinden, wie an den Freunden Gottes, den größten Nachdruck gab, war der Ausdruck der Wahrheit und der inneren Erfahrung, wodurch die in schlichtester Einfalt gegebenen Verkündigungen zu fühlbaren Zeugnissen einer höheren Welt wurden, die darum mit freudigem Herzen angenommen, oder mit Erbitterung zurückgewiesen werden mußten. Ein natürlicher Schmuck, ein dem Inhalt angemeßner Ton und Glanz der Rede konnte seinen Vorträgen nicht abgehen. Sonst aber verschmähete er es, den angebornen Glanz jenes Edelsteines und der Perle, die den göttlichen Reichthum seiner Predigten ausmachten, noch durch menschlichen Schmuck und Politur erhöhen

*) Vergl. Matth. 5, 20 ff.
**) Joh. 2. Röm. 10.

zu wollen. „Er wollte die Wahrheit immer ganz nackt haben, nicht eingehüllt in menschliche Lumpen, wodurch nur die Kraft des Kreuzes Christi geschwächt werde. Und es ist wahr, an seinen Vorträgen war die Kraft des einfachen göttlichen Wortes ohne Schmuck und Zusatz recht sichtbar. Dazu kam der Hintergrund seines allen bekannten, redlich und wahrhaft frommen Ernstes in der Heiligung. Dadurch geschah es, daß die unscheinbarsten Sätze und Gedanken schwer und voll Kraft und Nachdruck wurden.“ *)

Die Wirkung seiner Predigten erwies sich zunächst in der Menge der Zuhörer, so oft und lange er predigte. Die Kirche war oft ganz überfüllt und er ging daher lange damit um, einige hundert Thaler, die ihm noch übrig waren, zur Vergrößerung der Stadtkirche anzubieten. Von weit entlegnen Ortschaften strömten einzle Seelen, die von dem Durste nach dem Wasser des ewigen Lebens ergriffen waren, herbei, und erquickten sich an seinen Zeugnissen und seiner persönlichen Liebe. Diese pflegten dann wohl auch nach der Predigt seinen persönlichen Zuspruch zu suchen, was aber oft auch von Reisenden und Handwerksgesellen geschahe, deren Herz das verkündigte Wort gefunden hatte. Verfasser sahe den Freund einst (am Tage jenes Missionsfestes) so von vielen Besuchenden mit dem innigsten Zutrauen angesprochen. Ein armes Dienstmädchen war mehre Meilen weit über Land gekommen. Sie hatte ein andresmal eine Bibel geholt, und bat nun um eine Predigtsammlung. „Die wird Dir aber zu theuer sein, sie kostet einen Thaler,“ bemerkte Sybel. „O, erwiederte jene, mit leuchtendem Auge, welches den Besitz des Schatzes über alle Schätze verrieth, „den Thaler gebe ich gern, er würde mich auch nicht reich machen.“ So bereitwillig S. indeß in dieser Hinsicht war, so wies er doch auswärtige Abendmahlsgenossen jederzeit an den Altar ihres Ortes.

Mit großer Stille und Andacht wurden S's. Predigten angehört, oft verfehlten sie ihren Eindruck auch an solchen nicht, die ein anderer Zweck, als jener der Erbauung, in das Haus des HErrn geleitet. Die Zeit entschwand den Zuhörern, obwohl die

*) Doyé, der stets sein Zuhörer war.

Eitelkeit hier keine Nahrung fand; auch wenn ein Wort ernſter Rüge geſprochen wurde, ſo war es ſo gehalten, daß ein eitles Richten über den Getroffenen nicht wohl ſtattfinden konnte.

Ein merkwürdiger Fall begegnete S. in dieſer Hinſicht in den erſten Jahren ſeines Amtes. Bei einer Beerdigung auf einem Filiale bemerkte er ein Mitglied der Gemeine unter dem Leichengefolge, welches ſich ſonſt ſelbſt von der kirchlichen Gemeinſchaft exkommunizirt hatte. Sybel's Herz empfand in dem Augenblicke eine tiefe Bewegung, da er die Seele dieſes verirreten Schafes ſeiner Heerde ſchon länger geſucht hatte. Es war ihm, als müſſe er dieſe, vielleicht die letzte Gelegenheit benutzen, dieſe Seele aus dem Schlafe des Todes zu wecken. Aber wie? Mit dieſem Gedanken verrichtet er die liturgiſche Handlung auf dem Kirchhofe, er begleitet ihn in die Kirche, auf die Kanzel. „Du ſollſt den Verirreten anreden!" rief ihm fort und fort die eine Stimme zu; „du kannſt, du darfſt nicht!" eine andere. In dieſer Ungewißheit beſchloß S., und gewiß mit Recht, das Ungewöhnliche nicht zu thun, und es dem HErrn zu überlaſſen, das den Verſammelten überhaupt Hinzugebende des Mannes Herzen nahe zu bringen. Indeß die erſte Stimme ſchwieg nicht, ſie redete ſo laut, daß S. in Verwirrung gerieth, und nicht weiter konnte. Jetzt nahm er dieß, vielleicht mit Unrecht, für ein Zeichen, daß menſchliche Furcht und Klugheit ihn bewogen, der Stimme des HErrn zu widerſtreben. So glaubte er nun gehorchen zu müſſen, und wandte, indem er den Mann mit Namen antrief, was er zuletzt geſagt, auf dieſen an. „Auch Du, mein armer Bruder N.," rief er aus, „mußt umkehren, Deine Seele iſt in großer Gefahr, ſonſt gehſt Du verloren!" Wie man über dieß, dem jetzigen Zuſtand unſrer todten Kirchengemeinden nicht anpaſſende Verfahren urtheilen mag: der Erfolg hätte es ſonſt wohl für dieſen einzlen Fall rechtfertigen mögen. Nun aber legten ſich, was S. hätte vorausſehen müſſen, Menſchen ein, und ſtörten die Wirkung. S. ſahe den, möglicher Weiſe für ihn nachtheiligen Folgen, die es jedoch nicht hatte, ruhig entgegen, lernte aber doch für die Zukunft vorſichtiger zu ſein.

In der That bedurfte er dieſer und jeder anderen ſchroff hervortretenden Wendung nicht, um die ſchlafenden Sünder zu

wecken, die leichtfertigen und verhärteten Herzen wenigſtens aufzuſchrecken, ſie mit einem Stachel im Gewiſſen gehen zu laſſen. „S's. Predigten müſſen erwecken, es kann, es kann ſie niemand hören mit unbewegtem Herzen, es müſſen die Zuhörer ſich entſcheiden, für oder wider!" ſo urtheilte ein ſehr beſonnener, urtheilsfähiger Beobachter, Profeſſor Chappuis zu Lauſanne, nachdem er S. 1836 einigemal gehört hatte. Und dieſe erweckende Kraft lag wohl nicht in dem oft mächtig hervortretenden Ernſt der Rügen, wozu der Schmerz der Liebe ihn nöthigte, ſondern vielmehr in der Einfalt und Herzensdurchdrungenheit, womit er das Wort Gottes, ſo das Evangelium, wie das Geſetz, verkündigte. Namentlich war es ihm völlig fremd, redneriſche Kunſt in den Dienſt der Erweckungsgabe zu ziehen, es irgend auf äußere Rührung, viel Thränen oder überhaupt auf vorübergehende Eindrücke anzulegen. Er wußte zu gut, daß nur der Geiſt der Gnade die ſchlafenden Sünder erleuchten und wecken, die hungrigen Seelen nähren und erquicken kann: der Gnade nach- und zuzuarbeiten, nicht ihr vorzugreifen, oder ihre Gotteskraft durch menſchliche Arbeit zu erſetzen, erkannte er für ſeine Aufgabe, auch im Predigen.

Daß bei dem allen S's. Predigten oft zu heftiger Erbitterung nicht wenige aufregten: wer wird dieß anders erwarten? Wenn Jeſus Chriſtus, nicht von leichtfertigen Sadduzäern, nein auch von ehrbaren Phariſäern, ja von vielen, die ihm noch eben zugefallen waren, ſeiner „holdſeligen" Worte ſich gewundert hatten, alsbald in bitterem Zorn ausgeſtoßen werden konnte (Luc. 4): ſo wundere man ſich hierüber, nicht daß die Zeugniſſe dieſes armen Jüngers auch erbittern konnten! Nein, wenn dieſe denen ſeines Meiſters irgend ähnlich waren, ſo muß man ſich vielmehr wundern, daß jene Aufregung faſt bei allen nur vorübergehend war, daß durch eine bleibende Erbitterung kaum einige ſich das Gericht ſprachen! Ich wage es nicht, dieß zur Ehre S's. zu ſagen, wiewohl er kein blinder Eiferer war, den Verachtung hätte treffen müſſen, während ihm auch die heftigſten Gegner nur mit Achtung begegneten; denn nachdem die göttliche Sanftmuth und Liebe des Eingebornen tödtlichen Haß und Erbitterung bei der Ueberzahl des heiligen Volkes gegen ſich aufregen gekonnt: kann es kein Vorzug eines Knech-

tes Christi sein, ohne Haß und Verfolgung sein Amt geführt zu haben. Aber es bleibt ein Zeichen des der Wahrheit zugewandten Sinnes der Gemeinde, der unter den schrankenlosen Angriffen des Unglaubens und des Weltsinnes der Zeit nicht untergegangen war; der, wie schwer mußte dieß unter den von S. unverschuldeten, Umständen oft sein! über das ihm fremdgewordene Wort zu dem Herzen Sybel's hindurchzudringen, das Göttliche in dem Menschlichen anzuerkennen wußte! So wird der Segen der Arbeit S's. über dieser, ihm so theuren Gemeine bleiben. Preis sei der Gnade des HErrn, der über der Gemeine gewaltet, der noch über ihr waltet, sie auf grünen Auen des Evangeliums weidet unter der Hut getreuer Hirten! Und Heil denen in der Gemeine, die nicht auf halbem Wege stehen bleiben, die mit dem Herzen des Verewigten und seiner Mitarbeiter hindurchdringen zu dem Herzen Gottes in seinem Gesetz und Evangelio!

Hatte Sybel eine Predigt zu halten, von der er voraussahe, daß sie nicht jedermann lieblich und wohllauten konnte, so bewegte er sie besonders angelegentlich in seinem Herzen, und lag dem HErrn an, daß er seiner menschlichen Schwachheit wehren mögte, damit weder die Ehre Seines Namens, noch das Heil der Gemeine, noch einer einzlen Seele durch ihn selbst gekränkt werden mögte!

So kam er im Sommer 1837 einst seufzend von dem Filial; ach, sprach er, ich habe heut eine harte, schwere Predigt; aber der HErr will es, ich muß sie halten! Es war die Predigt über das Evangelium des Sonntags, irre ich nicht für den 10ten nach Trinitatis.

Er wandte nun die Beziehung des Textes, daß grade die Vornehmsten und Gebildeten zur Zeit Jesu, die des Volkes Führer sein sollten, dem HErrn entgegen waren, während das Volk ihm anhing, wahr und klar auf die gleichen Verhältnisse der Stadt an. Diese Predigt erregte großes Aufsehen. Sie mußte es, denn es mußten sich viele der Vornehmen, die merkwürdig genug grade diesesmal zahlreich in der Kirche versammelt waren, dadurch empfindlich getroffen fühlen. Denn auch die Kinder der Welt unsrer Tage wollen zu dem Ruhm der Aufklärung und

des Unglaubens sonderbarer Weise auch das Lob haben, nicht unfromm und unchristlich zu sein. Jene Aufregung mußte also stattfinden, S. konnte sie auch nicht vermeiden wollen, wenn er den Vornehmen und Aeltesten der Stadt, den Rathsherren und Führern, in's Gesicht sagte, daß auch sie, mehr als das Volk, dem HErrn widerstrebten.

Indeß legte sich die Aufregung bald, zum Zeichen, daß eine so ernste Rüge nicht bloß in frommer Liebe und Demuth gegeben, sondern daß sie auch auf einen immer noch empfänglichen Boden der Hoffnung gefallen war. Anfangs verlautete etwas von einer beabsichtigten Klage der städtischen Behörde. Als indeß einer der vornehmsten Beamten in der Stadt die Sache ernstlich auffaßte, traten nicht allein alle städtische Beamte zurück, sondern manche erklärten sich lebhaft gegen diesen Gedanken überhaupt, und gaben so ein schönes Zeugniß für sich selbst und für ihren treuen Hirten.

Jener Beamte ging indeß doch noch zu S. und ersuchte ihn um das Konzept der Predigt, die er nicht gehört hatte. S. lehnte dieß ab, erbot sich aber, ihm die Predigt sogleich vorzulesen. „So, also haben Sie wirklich die Predigt doch so gehalten, wie ich kaum glauben konnte?“ bemerkte S's. Zuhörer am Schlusse. S. führte ihn nun in die Zustände des städtischen Lebens umständlich ein, fragte ihn, den Blick fest auf den HErrn gerichtet, der ihm, wie S. glaubte, diese Seele jetzt näher führte, was er dagegen einzuwenden habe, ob es denn nicht wirklich so sei, und ob er als Diener des HErrn und der Wahrheit anders könne und solle, als nach der Wahrheit. Ja er bat und ermahnte ihn, ach mit welchem Herzen und Auge mogte dieß der schüchterne Mann thun, gegenüber dem, welcher in seiner eignen Kraft da stand! sich selbst aufrichtig zu betrachten, und zu gestehen, daß jene ernsten Wahrheiten vornämlich auch auf ihn Anwendung litten. So entspann sich ein mehrstündiges, später oft wiederholtes Gespräch, dessen Folge wenigstens nie der Verlust der Achtung, nach so freimüthigen Zeugnissen, war — dessen Frucht vielleicht noch zur Ewigkeit reifet. *) — —

*) S. äußerte sich über den näheren Inhalt von dergleichen pastoralen Mittheilungen stets nur abgebrochen und heimlich andeutend;

Noch vor Ablauf des Jahres 1837 fing S. an, über den Katechismus zu predigen. Diese Predigten erweckten eine ganz besondere Theilnahme, wie dergleichen denn überall und insbesondere auch in unsrer Zeit von besonderem Einfluß und Segen sein können. Sie nöthigen den Prediger und die Gemeine, in die Elemente und einfachen Grundlagen der christlichen Lehre zurückzugehen, und bringen so recht die göttliche, unerschöpfliche Tiefe dieser Lehre, auch in jenen einfachen Elementen, zur Anschauung. So befreien sie leicht von dem so grundlosen Wahne, als könne sich der Christ über jene Elemente hinausleben, indem jedes Gebot noch unerreichte sittliche Kräfte in Anspruch nimmt, jeder Glaubensartikel Wahrheiten vorstellt, über die auch der Geist des gefördertsten Christen und Theologen so wenig hinauskommt, als das Auge je das Licht der Sonne erschöpfen oder entbehrlich machen kann. Zudem geben sie dem Prediger eine nöthigende Gelegenheit, in die konkreten Lebensverhältnisse umständlich einzugehen, wodurch die Gefahr vermieden wird, sich fortgehend zu allgemein zu halten, und die Vorträge den einfachen Gesichtspunkten und Bedürfnissen des Volkes zu sehr zu entrücken.

Die Predigten S's. nun griffen kräftig in das Leben ein, sie machten aber auch vieler Herzen Gedanken offenbar, und während ein großer Theil der Gemeine sich fromm und treu zu dem Inhalt derselben bekannte, traten andere in lebhaften Gegensatz. So schreibt er im Mai 1838 an B.: „Sage doch N., daß die

---

die Angelegenheiten der ihm zugewiesenen Seelen waren ihm so heilig, daß er auch gegen die vertrautesten Freunde am liebsten darüber schwieg, sich das meiste abfragen ließ, und nur schüchtern davon redete. Dagegen schrieb er an den Prediger B., der ihn nach dem umgehenden Gerüchte über jene Predigt ermahnt hatte, im Sept. 1837: „Deine Schelte über meine Predigten gegen die Vornehmen unsrer Stadt nehme ich mit Dank an. Sie werden mich auch weiser machen und immer mehr zum Gebet treiben. Aber ich muß auch sagen, der jüngste Tag wird einmal offenbaren, wie die Sache zusammenhängt. Denn das bleibt doch wunderbar, daß die Vornehmen, die sonst nie in die Kirche kommen, ja nie, sich einmal grade sämmtlich hinbegeben, und abgekanzelt werden müssen; da ich wirklich höchst selten, vielleicht alle Jahr einmal, so predige, wie es da geschahe.

Predigt über das 7te Gebot, die sie ernst, aber doch mild und liebend fand, viele auf's äußerste empört hat, fast wie noch keine Predigt. Sie muß offenbar faule Flecke an den Seelen angegriffen haben, und das thut weh. Da schmähen sie denn auf den Arzt und seine grobe Hand. Ich las am Abend vorher die Losung des folgenden Tages: „Wenn sie gleich alle zusammentreten, müssen sie dennoch sich fürchten und zu Schanden werden" — und bekam einen Schreck. Aber das Evangelium des Sonntags vom guten Hirten und dem Miethlinge hielt mich. Ich dachte, du willst kein Miethling sein. Du sagst der Gemeine alles grade heraus ..."

Zum Schlusse dieses Abschnittes theile ich einiges aus der Predigt über das 6te Gebot mit, welche S., wie schon bemerkt, um soviel möglich Anstoß durch etwa verfehlten Ausdruck zu vermeiden, der Gemeine vorlas. Dieses Gebot, welches entsprechend der Bundestreue und keuschen Liebe gegen Gott, wie sie das 1ste Gebot fordert, Keuschheit und Treue in den geschlechtlichen Verhältnissen gebietet, legt, wie kaum ein anderes, den Jammer und Abfall unseres Geschlechtes von seiner ursprünglichen Würde und Bestimmung vor Augen. S. in den Jahren der zartesten Jugend von dem giftigen Biß der Schlange nicht unberührt, hatte nächstdem, wie wir sahen, ein Jugendleben in seltener Kraft der Keuschheit, auch des Herzens und der Sinne, geführt. Indeß war sein Blick dadurch nur heller geworden, den Regungen der geschlechtlichen Sünden bis in ihre geheime Geburtsstätte nachzugehen, und das maßlose Verderben der Welt in dieser Hinsicht zu erkennen.

Im Eingange der Predigt erweist er zunächst gegen die Meinung der Schwärmer, daß die Ehe erst nach dem Sündenfalle eingesetzt sei, daß dieselbe nach der Schrift als eine ursprüngliche, heilige Stiftung Gottes dastehe, deren Verfall erst mit dem Bruche des Bundes mit Gott, mit dem Abfall von seiner Liebe geschehen sei, und schließt: „Nachdem durch die Sünde die Liebe des Menschen gegen den himmlischen Vater zerstört war, ist auch die innigste Liebe der Menschen zu einander, da ist auch die ehliche Liebe gestört und eine sündhafte geworden, ist auch der Ehebruch in die Ehe gedrungen. Aber

der HErr spricht, der allmächtige Gott: Du sollst nicht ehebrechen!" Hierauf stellt er die Fragen: „Was verbietet Gott mit diesen Worten? Was gebietet er in ihnen? Wie haben wir sein Verbot und Gebot gehalten?"

Hierauf bezieht er das Verbot zunächst auf die Ehlichen, und zeigt zuerst die Bedeutung der Ehe und des ehlichen Gelübdes aus der Art und Weise, in welcher der Ehebund nach der herrschenden Sitte und dem Gesetz der Kirche vorbereitet und feierlich geschlossen wird. Hiernach heißt: „Du sollst nicht ehebrechen! — Du sollst das heil. Gelübde halten, was Du vor Gott und der Kirche abgelegt hast!" „Jede Uebertretung dieses Gelübdes verbietet Gott also." Nun zeigt er, wie hierdurch zuerst der Ehebruch im gemeinen Sinne verboten und dem Fluche Gottes unterworfen sei, geht dann umständlich in das genau entsprechende Verbot des Bruches der Ehe durch Scheidung und durch Schließung einer neuen Ehe von Geschiedenen ein, weist dann mit Beziehung auf Matth. 5, 27. 28. auf den Bruch der Ehe durch sinnliches Wohlgefallen an einem fremden Weibe oder Manne, und zuletzt durch den durch Abneigung, Haß und Zwietracht hin, und geht dann zu der, auch die Ledigen betreffenden Wurzel der groben Uebertretung, der Unkeuschheit überhaupt über.

In Ansehung der Scheidung sagt er, nach Erwägung der Aussprüche des HErrn hierüber, unter andern Folgendes: „Was lernen wir in Bezug auf die Ehe aus diesen Worten des HErrn? Er verbietet allen Christen, allen, die ihm angehören wollen, die Scheidung ausdrücklich, erklärt diese für Ehebruch, und erlaubt sie nur in dem einen Falle, daß eine Hälfte des groben Ehebruches überführt werden kann. Es verbietet also auch Gott in den Worten, Du sollst nicht ehebrechen, zugleich die Scheidung. So giebt es auch in der christlichen Kirche keine Scheidung, die Kirche scheidet die Ehlichen durchaus nicht wieder.

Wenn daher Eheleute auf den schrecklichen Gedanken kommen, sich scheiden zu lassen, so werden sie zuerst zu ihrem Seelsorger gewiesen, und es ist dessen heilige Pflicht, alles mögliche zu thun, sie vor der großen Sünde der Scheidung zu bewahren. Beharren sie gegen das Wort Gottes auf ihrem sündlichen Vor-

haben, so fallen sie dem weltlichen Richter zu, der Geistliche, der Diener der Kirche, scheidet nicht, vor der Kirche, vor Gott sind die Geschiedenen daher auch nicht geschieden!"

Den Schluß des ersten Theils macht er im wesentlichen mit folgender Auseinandersetzung: Doch, die Wurzel alles Unheils in der Ehe ist die Unkeuschheit überhaupt, die nicht erst in der Ehe zu keimen pflegt, sondern sich schon von Kindesbeinen auf im Menschen regt. Wir sind alle in Sünden empfangen und geboren, das Tichten und Trachten des menschlichen Herzens ist böse von Jugend auf. Mit den Jahren schießen diese bösen Keime immer kräftiger auf. Darum verbietet dieses Gebot euch alles, was den Ehebruch vorbereitet, die Unkeuschheit jeder Art, und dieß ist die wichtige Bedeutung desselben für die Ledigen. — Hierauf weist er auf die geheimen Sünden der Jugend hin, auf lüsterne Gespräche über geschlechtliche Verhältnisse, auf die Anreizungen des Tanzes, anstößige, oder doch sinnlich schmachtende Lieder, unzüchtige Bücher, „buhlerische Gefallsucht oder Koketterie," die darin bestehe, daß Mädchen und Frauen durch Putz, Gang und Gebehrden, Gesang und Musik die Augen der Männer auf sich zu locken und sündliche Empfindungen in ihnen zu wecken suchen, — welches alles wider das Verbot Gottes gehe.

Im zweiten Theile stellt er, mit Benutzung der lutherschen Erläuterung „die Keuschheit überhaupt" als Inhalt des Gebotes auf, und leitet nun die Verpflichtung ab, durch Gebet, Wachsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit alles zu thun, um die Erfüllung desselben zu erleichtern. Er geht dann auf die besondere, in dem Gelübde der keuschen Gattenliebe beschlossene, Pflicht der Eheleute ein „daß ein jeglicher sein Gemahl liebe und ehre." In letzter Hinsicht sagt er auf eine Weise, die ihren Eindruck wohl nicht verfehlen konnte: „Aber auch ehren sollen Mann und Weib einander! Eine wichtige, sehr bedeutsame Vorschrift, meine Geliebten! — Als Seelsorger der Erwachsnen stehe ich hier, so steht es mir zu, auch zu reden wie zu Erwachsnen, euch Rathschläge zu geben über die ernstesten und heiligsten Verhältnisse des Lebens. Darum sage ich noch einmal, das ehren hat einen tiefen Sinn. Wie leben

doch Eheleute oft mit einander? Wie die Thiere gebrauchen ſie ſich gegenſeitig nur zur Befriedigung ihrer rohen, fleiſchlichen Lüſte. Heißt das: ſich ehren? Nimmermehr! Dieſes Wort gebietet den Ehlichen daher Mäßigkeit und Nüchternheit im ehlichen Umgange. Nicht als Thiere, ſondern als Menſchen, als Chriſten ſollen ſie ehlich mit einander leben. Der Chriſt, der wahre Chriſt iſt mäßig im Genuß der Speiſe und des Trankes, er pflegt des Leibes, nach der Vorſchrift des Apoſtels, doch alſo, daß er nicht geil werde, er kreuzigt ſein Fleiſch, deſſen Lüſte und Begierden. Der Chriſt geht ja mit Gebet zum Eſſen und zum Trinken. So ſoll denn der Chriſt Mäßigkeit und Nüchternheit zum Gebet in allen Stücken beweiſen, ſo ſoll das ganze Leben des Chriſten durchdrungen werden vom Gebet: ſo ſollen denn nach der Schrift auch die chriſtlichen Männer ihren Weibern mit Vernunft, mit chriſtlicher Vernunft beiwohnen, mit Gebet, damit die Ehe in allen ihren Beziehungen eine geheiligte, eine wahrhaft chriſtliche werde, damit auch die Chriſtenkinder immer weniger in Sünden gezeuget werden und, wie Johannes der Täufer, ſchon im Mutterleibe den heiligen Geiſt empfangen können!"

Hierauf hält er der Gemeine den Spiegel dieſes Gebotes mit ſeinem Verbot und ſeinen Fordrungen vor das eigne Antlitz und geht zu der dritten Frage über und ſagt: „Ach, mich ergreift Schaudern und Entſetzen, wenn ich gedenke der Sünden, die auch unter uns gegen dieſes Gebot begangen werden. Giebt es in unſrer Stadt keine Ehemänner, die ihren H.... zur Erhaltung unehlicher Kinder Zahlungen leiſten müſſen, und deren geheime Sünden alſo offenbar geworden ſind? Ach, und wie viel geheimen, groben Ehebruch mag das Auge des gerechten Gottes ſehen, der alle Ehebrecher einſt richten wird!" Nun weiſt er auf die oft vorkommenden Scheidungen hin, ermahnt die etwa anweſenden Geſchiedenen zur chriſtlichen Verſöhnung, warnt die auf dem Wege zur Scheidung irgend Begriffnen, geht dann zu dem feineren Ehebruch durch Augenluſt an fremden Gatten und innere Untreue über, und ſchließt hier: „O, wie viele mögen doch hierin vor Augen Gottes unter uns als Ehebrecher daſtehen, bei dem Verderben, welches in dieſer

Hinsicht unter den Menschen herrscht. Und wenn wir nun gar fragen werden: Habt ihr Ehlichen denn das vor Gott abgelegte Gelübde der Liebe auch so gehalten, daß ihr allezeit Ein Herz und Eine Seele waret, hat nie Streit noch Zwietracht unter euch stattgefunden. O, wo ist die Ehe zu suchen, in die sich nie auch die geringste Verstimmung eingeschlichen hätte? Ach, vor Gericht, Herr Jesu! stehen wir alle hier!

Nachdem er nun endlich auf die Wurzel aller dieser Uebertretungen, auf die Unkeuschheit des natürlichen Herzens, auch hier zurückgegangen, und so auf den Weg der Sünde aller im unerleuchteten Zustande hingewiesen, schließt er: „Aber was haben wir zu thun, da uns Gott zeigt, daß unsre Seele einem befleckten Kleide gleicht? An die Brust müssen wir alle schlagen und sprechen: Gott sei mir Sünder gnädig! Glauben müssen wir, glauben, daß der, welcher seinen eingebornen Sohn hat sterben lassen für die Sünde der Welt, ihn auch sterben ließ für unsre Unkeuschheit. Ja, nimmermehr könnten wir rein werden, wäre nicht das Blut Jesu Christi da. Aber Jesus ist gestorben für unsre Schuld; wenn wir das glauben, wenn wir das von Herzen glauben und uns zu ihm bekehren, dann werden unsre Sünden schneeweiß, und wenn sie auch blutroth wären. Also zu Jesu hin, zu Jesu, zu Jesu, du Gemeine von Sündern, zu Jesu dem Gekreuzigten wollen wir alle gehn. Ich weiß kein andres Mittel. Zu Jesu hin! Da ist Vergebung, da ist Gerechtigkeit, da ist Kraft, da ist Heiligung, da ist Leben, da ist Seligkeit. Amen."

Unter den zahlreichen Hörern dieser Predigt hatte einer der Vornehmen sich nicht eingefunden, der, früher den leidenschaftlichsten Aeußrungen seiner Feindschaft sich hingebend,*) später ein fleißiger Hörer geworden war, jetzt aber vielleicht vorzog, diese Predigt nicht im Angesicht der Gemeinde zu hören. Er wandte sich an S., der ihn gewiß vor und bei der Predigt schon auf dem Herzen getragen, und bat um das Konzept. Dieß lehnte S. auch in diesem Falle ab, und erbot sich, ihm die Predigt alsbald vorzutragen. Er willigte ein, und es folgten

*) Siehe weiter oben.

Augenblicke, deren Bedeutung für die Ewigkeit nicht verloren gehen wird. S. nahm seinen Talar, schloß rechts und links die Thüren der Nebenzimmer ab, und sprach: Sehen Sie, wir sind vor Gott allein, und niemand hört, was Sie nun hören. Kniete nieder und betete so inbrünstig zu dem HErrn, daß er auch dieser Seele gnädig sei, daß auch er das Regen der Kräfte der unsichtbaren Welt verspürte, und trug ihm die Predigt mit tiefster Bewegung des Herzens vor.

Das Weitere, was da geschehen, oder in den verborgenen Tiefen einer unsterblichen Seele angelegt und gegründet ist, gehört dieser Erzählung nicht an. Auch wäre das Ganze ohne Zweifel nicht allein diesem Buche, sondern mir selbst verborgen geblieben, hätte der einzige Zeuge dieser Arbeit Sybel's, aus welchen Gründen es geschehen sein mag, nicht selbst davon Zeugniß gegeben. S. hörte mit Erstaunen, daß dieser Vorfall kund geworden, der nun auch hier seine Stelle finden durfte. Wir haben uns aber damit schon dem pastoralen Gebiete genähert, zu dem wir, nach einigen Bemerkungen über S's. katechetische Thätigkeit, übergehen.

Daß sich S. auch dieser Arbeit mit ganzem Herzen und mit nicht gemeinem Erfolge hingegeben, wird der Leser nach dem Vorigen sich selbst vergegenwärtigen. Näheres über seine Leistungen in dieser Hinsicht vermag ich selbst nicht anzugeben.

Er schloß sich genau an den kleinen lutherischen Katechismus an, und sahe sich durch die große Zahl der Katechumenen, noch mehr durch die geringe Vorbildung eines großen Theils der, schon viel in den Fabriken beschäftigten Kinder zu einem durchaus elementarischen Verfahren genöthigt. Die Last dieser Arbeit, die er auf einigen Filialen nach der Predigt verrichten mußte, die Größe dieser Aufgabe lag ihm schwer auf dem Herzen. Indeß hat die Macht der persönlichen Berührung, das Beispiel des heiligen Ernstes der Liebe, gewiß auch hier viel gewirkt. Niemand konnte wohl ferne davon sein, an die Stelle der Erweckung der schlafenden Sünder, an die der Sinnes- und Willensänderung vorübergehende Gefühlsrührung zu setzen. Er konnte und wollte es auf dergleichen nicht anlegen. Indeß war dennoch bei der letzten Konfirmation die Menge der Kinder so ergriffen, und

die Bewegung der Herzen gab sich so vernehmlich in Thränen und lautem Schluchzen kund, daß S. dringend zur Stille und Selbstbeherrschung ermahnen mußte.

S's. Eifer fand jedoch in der Arbeit, die ihm in dieser Hinsicht schon oblag, nicht die Gränzen seiner Thätigkeit. Schon im ersten Amtsjahre fand er einen Knaben, der als Taubstummer unfähig war, den Vorbereitungsunterricht zu empfangen. Sybel schaffte sich die nöthigen Hülfsbücher an, unterrichtete ihn, in Ermanglung einer anderen Gelegenheit, selbst 2 Stunden wöchentlich, um jenes Hinderniß zu beseitigen.

Späterhin lernte er bei seinen Hausbesuchen zwei junge Bursche, imgleichen ein junges Mädchen kennen, die schon ganz erwachsen, aber ohne allen Unterricht geblieben und namentlich auch nicht eingesegnet waren. Mit viel Mühe bewog er die Bursche, welche nicht die Buchstaben kannten, wöchentlich zwei Abende zu ihm zu kommen, zuerst das Lesen zu lernen, dann aber zur Einsegnung vorbereitet zu werden. Sie kamen unregelmäßig und blieben bald ganz aus. Die nächsten Behörden griffen nicht kräftig zur Hülfe, aber Sybel konnte sich nicht beruhigen, bis jene durch Anordnung der Königl. Regierung gezwungen wurden, regelmäßig zu kommen. Das junge Mädchen blieb anfangs auch aus. Warum? Sie hatte inzwischen ein Kind geboren, welches sie dem frühen Aufenthalt in einer nahen Residenz, wo sie in einem Gasthofe gedient hatte, verdankte.

S. erschrak und — jetzt mußte sich zeigen, ob wirklich ein blinder Eiferer, oder ein Bote der ewigen Erbarmung seine Stelle einnahm. Die arme Person war in einer hülflosen Lage. „Frau," sprach S., „hier muß Rath geschafft werden; wir müssen für Nahrung und Kleider sorgen!" Später erklärte jene, niemand zu Hause zu haben, der die Wartung ihres Kindes inzwischen übernähme, wenn sie zu dem Unterricht komme. So ließ S. die Mutter mit dem Kinde auf dem Arm in den Abendstunden kommen, und unterrichtete jene! Oft hatte er zur Besänftigung des schreienden Kindes mitzuwirken, vielmehr mit dem unerträglichsten Geruch zu kämpfen, der diese Kinder der Armuth und Unreinlichkeit begleitete. Getrost harrete S. aber aus, bis er

durch seine letzte Krankheit in dieser Arbeit unterbrochen, und zu einem höheren Leben und Wirken abgerufen wurde! —

Wir betrachten nun

Sybel als Pastor und Seelsorger.

„Ein guter Hirte lässet sein Leben für die Schafe. Der Miethling aber fliehet, denn er ist ein Miethling und achtet der Schafe nicht."
Joh. 10, 11. 13.

In welchem Sinne der Verfasser das vorstehende Wort auf S. beziehen will, wird dem Leser nicht zweifelhaft sein. Es findet seine volle Erfüllung nur in Christo, dem alleinguten Hirten und Hüter Israels. Ein Schaf seiner Heerde zu sein, wäre S. Ruhm genug gewesen, aber in seinem Namen auch andere Schafe zu weiden, war ihm große, heilige Lust.

Und so war ihm auch die Gnade geworden, seine Heerde, als die theuer erkaufte Heerde Christi, und so viel möglich jedes Glied derselben lieben zu können nach dem Bilde Christi. Hier war, wie früher bemerkt, die Meisterschaft S's. zu suchen. Stand er, kaum in einer Hinsicht eigentlich ausgezeichnet, Vielen in Vielem nach, in der Hirtentreue, in der Kunst und Kraft zu lieben, wurde er nicht leicht übertroffen. Es ist nicht zu viel gesagt, S. wäre mit Freuden bereit gewesen, für seine Gemeinde, ja für jedes Glied derselben sein Leben hinzugeben, er hätte dieß mit Freuden gethan. Im Hinblick auf den, welcher ihn mit seinem Blut erkauft, wäre es ihm kaum noch ein Opfer gewesen. Namentlich war die innigste Liebe, welche ihn an seine Familie knüpfte, in dieser Hinsicht keine Hemmung für ihn. Die Mahnung seines theuren Traurednerś*) war durch des HErrn Gnade auf das schönste in Erfüllung gegangen. Haus, Weib und Kinder verdankte S. seinem Amte und der damit verbundenen äußeren Stellung in der Welt, nicht aber hatten jene ihn in das Amt gebracht: so fand er seine Liebe und Hingebung an seine Gemeinde durch die Segnungen des häuslichen Lebens nur gestärkt und ermuntert, nicht behindert. Eine Liebe und Hin-

*) Siehe oben Seite 218.

gebung an die Seinen auf Kosten seines Amtes würde sich schwer an seiner in der Liebe des HErrn geheiligten Seele gerächt haben, es wäre ihm eine schwere Sünde, ein Hochverrath an der Majestät seines Amtes gewesen.

„S. war überall und immer Seelsorger, überall und immer in der seltensten Uebereinstimmung seiner Lehre und seines Wandels, überall und immer trat die göttliche Wahrheit lebendig, ich mögte sagen leibhaftig bei ihm heraus, ähnlich, wie bei dem HErrn, der die Wahrheit selbst ist. Er hatte eine sehr bestimmte persönliche Eigenthümlichkeit, doch trat diese auch wieder so hinter die objektive Wahrheit in ihm, daß seine Erscheinung nothwendig an die des Heilands erinnert, und jenes Wort des HErrn: „Ich bin die Wahrheit!" verständlicher macht. Eben daher war er so ganz zum Anfassen der Herzen, zur Erweckung, zum Oeffnen der Augen gemacht; seine bloße Erscheinung rief zur Buße. Man fühlte es ihm an, daß er nicht in seinem eignen Namen dastand. Darum konnten auch manche seiner Widersacher, die seinen Glauben verwarfen, doch seine Person recht lieb haben." *)

Wie S. seine Gemeinde, und namentlich jedes einzle Glied, das ihm nur irgend durch Erfahrung seiner inneren oder äußeren Noth, oder sonst wie näher gestellt war, auf dem Herzen trug, wie er ihrer so viel möglich ohne Unterlaß vor dem Gnadenthrone seines Oberhirten gedachte, ist schon oben gesagt. In

*) Mittheilung von Doyé. Dieser Freund macht hierbei auf den großen Widerspruch in letztrer Hinsicht aufmerksam, da jene Gegner grade durch die Achtung vor Sybel's Persönlichkeit sich auch zur Beachtung seiner Zeugnisse sollten leiten lassen, und drückt hierbei die Hoffnung aus, daß S's. Segen noch über manche dieser Gegner kommen werde. In jener Hochachtung stimmten alle auf eine merkwürdige Weise überein, und dieß bleibt immer noch, wie ein Ruhm für S., so ein gutes Zeugniß für seine Gegner. Der verstorbene Amtsrath N. sagte, er kenne nur diesen einen Prediger, dem er seine ganze Achtung schenken müsse. S. äußerte diesem einst, daß er wohl manches Gute über ihn gehört, so schmerze es ihn nun, ihn so fluchen und wettern zu hören. Dieser erzählte den Vorfall selbst wieder und bemerkte: „Das hätte mir kein andrer sagen sollen!"

dringenden Fällen verpflichtete er auch ſeine Herzensfreunde, ſein Gebet zu unterſtützen. „Wir bitten viel für dieſe arme Seele,“ ſchreibt er in dieſer Weiſe im Sept. 1835 an B., „hilf mit beten, lieber Bruder, ich lege Dir dieſes Mädchen mit auf, wiewohl Du Deine eigne Laſt haben magſt.“ Es war dieß eine arme, tiefgefallne Sclavinn des Satans. Einer der Großen aus S's. Gemeinde hatte ſie zum Werkzeuge ſeiner Luſt gebraucht, Gott hatte ſie mit ſtarken Liebeshänden an ihrem Leibe geſchlagen, und das Elend hatte ihr Herz weich gemacht. In dem Hauſe S's. fand ſie nun in ihrem großen Leiden den aufopfernd-ſten Beiſtand, und S. jauchzte, daß wohl auch dieſe menſchliche Hülfe zu ihrer Erweckung beigetragen hatte.

So trat er, und vielmehr der Geiſt des HErrn in ihm, in eine gewiſſe, geheime Verbindung mit den Herzen ſeiner Gemeindeglieder, und dieſer Geiſt waltete ſelbſt über manchem, der S. noch ferne ſtand. „Es war immer,“ erzählte noch kürzlich eine Bäurinn, „als hätte S. um alles gewußt, was man auch gern vor ihm verborgen gehalten hätte. So ſei ihr Sohn einſt nach der Stadt gegangen, um eine gerichtliche Klage anzubringen, und habe einen Feldweg gewählt, um nicht etwa S. zu begegnen, der ſein Vorhaben nicht billigen würde. Plötzlich ſei ihm indeß S. grade auf dieſem Wege entgegengetreten, habe ihn ſo freundlich bei der Hand genommen, mit der Frage: Nun, mein lieber N., was führt euch denn heut nach der Stadt? Jetzt habe er nicht ausweichen gekonnt, S. habe ihm alsbald ſein Vorhaben leid gemacht, aber auch gezeigt, wie dieſe Sache leicht friedlich beizulegen ſei.“

Wirklich waltete, was keinen Leſer befremden mögte, in vielen Fällen eine höhere Leitung über ihm, der er ſich, ſeiner Schwachheit und Kurzſichtigkeit ſich bewußt, ſo gern hingab. Einſt lag ihm die Seele eines Amtsbruders auf dem Herzen, den er in Gefahr glaubte, daß er in Folge des Unglaubens der Zeit an die Pforten der Ewigkeit gerufen werden mögte, ohne das Heil in Chriſto gefunden zu haben. Eine äußere Amtspflicht rief ihn hier nicht. Lange rang er in ſich ſelbſt über die Frage: Sollſt Du als Bote des Evangeliums zu dieſem Kranken gehen? Einſt wanderte er einſam in dem nahen Gehölze der

Stadt, nur das Elend des Sterbenden und der Geiſt des HErrn, der ihm Leben geben konnte, begleiteten ihn. Da fühlte er ſich niedergezogen, auf den Knieen zu dem HErrn für den Kranken zu beten. Nun ſtand er auf, nahm ſeinen Weg dahin, wohin das Herz ihn zog. Die Angehörigen des Kranken traten ihm fremd entgegen. Der Vater ſchlafe, ſie mögten ihn nicht ſtören. So bat er, ihn ruhig in einem Nebenzimmer warten zu laſſen. Dieß geſchahe bis an den Abend. Da erfuhr der Kranke S's. Anweſenheit, und ließ ihn rufen. S. in tiefer Herzensbewegung wies ihn auf das Eine, was noth iſt. Die Angehörigen, wie ſo oft, um den Frieden des Augenblickes mehr, als um die Ruhe der Ewigkeit beſorgt, traten jetzt S. ängſtlich entgegen. Aber zu ſpät. „Still," ſprach der Sterbende, „laſſet, nun ſehe ich, dieſe Leute haben doch Recht!" S. weilte noch eine Zeitlang, kehrte ſpät nach Hauſe zurück — die folgende Nacht war die letzte des Kranken!

Ein andresmal, ohne näheren Plan dem Zuge des Geiſtes folgend, trat er in eine Hütte der Vorſtadt. Er fand hier einige Männer beim Kartenſpiel, die fremd und verwundert zu ihm aufſahen. Indeß erlangte S. doch ſo viel, daß ſeine Anſprache und Ermahnung ruhig angehört wurde. Nicht lange nachher fand er den einen der Männer im Gefängniſſe der Stadt, jetzt konnte die wiederholte Ermahnung vor Müßiggang und Laſter noch weniger ihren Eindruck verfehlen.

Was ſeiner Thätigkeit als Seelſorger einen ſo mächtigen Eindruck gab, war nächſt ſeinem betenden Wandel in der Gegenwart des HErrn, jene heilige Macht der Liebe, die von ſeiner Perſönlichkeit ausging. Einſt beſuchte ihn ein Prediger der Diözeſe auf eine kurze Zeit, damals noch an dem Schiffbruche des Glaubens leidend. Ohne S. noch näher treten zu können, fühlte er ſich innerlich zu ihm hingezogen. Dießmal fand er ſich, wie der Seekranke, am Glauben Schiffbrüchige, dieß zum warnenden Zeugniß der Wahrheit ſo oft erfahren muß, voll innerlicher Mißſtimmung und Verzagtheit. So gekommen, wollte er jetzt wieder gehen. Aber S. ſahe ihn beim Scheiden mit einem Blicke der Liebe und des Friedens an, welcher die Seele des Suchenden ſo durchdrang, daß dieſer ihm weinend in die

Arme fiel. Nicht lange darnach, und die Beiden hatten den Bund der Herzen mit einander und mit dem HErrn in einer Liebe geſchloſſen, die ewig iſt, wie Gott, der die Liebe iſt, vor dem auch die Todten leben. Das Verwandte, Innerſte ihrer Seelen hatte ſich gefunden und war eins geworden: wie zwei Tropfen am bebenden Halme ſich finden, in einander fließen, und in Einem Licht zum Himmel aufglänzen.

Wie S. in ſeiner Antrittspredigt die Pflicht übernommen, ſein Leben namentlich für Kranke gern zu laſſen, und ohne Scheu allezeit zu allen Kranken zu gehen, ſelbſt in gewiſſer Vorausſicht, von derſelben Krankheit ergriffen zu werden: ſo erfüllte er ſie treu bis zu ſeinem Tode, welcher auch, wie wir ſehen werden, durch dieſe Hingebung mit verurſacht wurde. Zu welcher Zeit des Tages oder der Nacht und unter welchen Umſtänden er zu Kranken gerufen wurde, er eilte ungeſäumt, ihnen als Diener Chriſti zu Hülfe zu ſein. So ging er auch ungerufen, ſobald er nur hoffen konnte, als ſolcher irgend Eingang zu finden.

Schon im Febr. 1835 ſchreibt er an B.: ... „Kranke liegen hier und da in großer Zahl, verlangen nach Troſt, oft nach dem Heil. Abendmahl. Aber der Herr Jeſus hilft, und wenn ich fleißig vor der Handlung im Stillen die Kniee beuge, ſo fühle ich ihn immer mit mir gehen. Zuweilen fehlte zwar die Zeit zum Knieen, ich ſollte eilig kommen, da ward Er unterwegs angerufen, und half auch ...“

Leider kann ich nicht als Augenzeuge über das Verhalten S's. am Bette der Kranken und Sterbenden berichten. Aber der Leſer wird ſich ſelbſt ſagen, wie hier heiliger Ernſt und heilige Liebe des treuen Hirten eins wurden. Unmöglich konnte S. hier aus irgend welchen zeitlichen Rückſichten den unbeugſamen Ernſt der Lehre Chriſti ſchwächen, wo vielleicht zum letzten Male der Ruf zur Buße und Gnade an einen Sünder zu richten war, wo es ſich alſo um ewige Seligkeit oder ewige Verdammniß einer Seele handelte. Aber eben ſolche Umſtände mußten ja nothwendig die Innigkeit der mahnenden Liebe eines Boten ſteigern, der eben noch die Botſchaft der göttlichen Erbarmung brachte. Bot ſich überdieß eine Veranlaſſung, dem

Kranken seine persönliche Liebe zu erweisen, so ging diese in Wahrheit so weit, als die Noth und sein Vermögen es erforderte und zuließ. So ist es vorgekommen, daß S. Abends, wie man auch von dem alten Vater Jáneke erzählt, den von weiterer Hülfe verlaßnen Kranken die letzten körperlichen Dienste geleistet, wobei sonst kaum die nächste verwandtschaftliche Liebe den Ekel überwindet.

Im allgemeinen rechnete S. in dringenden Fällen mehr auf die Wirksamkeit des Gebetes und der Fürbitte, als auf die Macht seines Wortes. Daher ging er, kam und blieb er bei einem Kranken nicht anders, als im Gebet. Im Hause des Kranken vereinte er, wo es den Umständen nach und zum Heil des Leidenden gerathen schien, die Angehörigen gern zu Gebet und Fürbitte, wobei er stets vor dem Bette des letztren niederkniete. Mächtig ergreifend, nicht durch äußere Fülle und Nachdruck der Worte, sondern durch die fühlbare Gegenwart des gnadenreichen Gottes, der dem armen Anklopfenden aufthat, den Suchenden finden ließ, waren diese Gebete. Ein alter, in Sünden verhärteter Mann, dessen Zunge schon die Macht des Todes erfahren hatte, brach nach dem Amen! gewaltsam in die Worte aus: Mehr! mehr beten!*) Und so war der Ausruf „Beten" öfter den Kranken in Sybel's Nähe gleichbedeutend mit dem Rufe nach Hülfe.

Der Leser mag von selbst entnehmen, in wie manchen schwierigen Fall Sybel kommen mußte, wenn er auch zu Kranken gerufen wurde, die zwar die Tröstungen des Evangeliums begehrten, ohne zur Erfüllung der Bedingungen bereit zu sein, unter denen allein der Trost des Evangeliums verheißen

*) Dieser seinem Hirten in die Ewigkeit Vorangegangne ist wahrscheinlich derselbe, von welchem S. im September 1835 an B. schreibt: „Heut Vormittag ist mir ein Mann gestorben, den ich kurz zuvor noch besucht hatte; ein Trinker, der mit seiner Frau im Unfrieden gelebt. In der Todesangst ließ er mich rufen, für ihn zu beten. Ich habe ihm nach Kräften seine Sünden vorgehalten, zur Buße und zum Glauben ermahnt. Er konnte gestern und heut nicht mehr sprechen. Ob die Seele noch Buße gethan? In großer Schwachheit habe ich für ihn gerungen."

wird. Ein Knecht Chriſti und der Wahrheit darf ja unmöglich anders, als nach dem Auftrage deſſen, der ihn ſendet, Zeugniß geben; von der Wahrheit abgehen, wäre namentlich am Krankenbett Verrath nicht allein an der Wahrheit ſelbſt, ſondern auch an der Seele des Kranken, welche nur die ewige Wahrheit heilen kann.

Wo indeß die leibliche Gefahr dringend war, und kein beſtimmtes Zeugniß der Unbußfertigkeit entgegenſtand, war S. auch gern bereit, dem Leidenden unter herzlicher Fürbitte auf Hoffnung das heilige Sakrament zu reichen. War dagegen die Gefahr des Todes nicht dringend, ſo zögerte er gern, wiederholte ſeine Beſuche, und wartete wenigſtens auf einige beſtimmtere Zeichen wahrer Buße und des Glaubens. Traten dagegen endlich, wie der Seelſorger ſo oft erfährt, unzweifelhafte Zeichen nicht der Sünde, ſondern der Unbußfertigkeit, des fleiſchlichen, unbekehrten Sinnes im allgemeinen, oder in Hinſicht des verlangten Abendmahls hervor, ſo war S. auch durch nichts zu bewegen, ſeiner Pflicht entgegen zu handeln, und dem unbußfertigen Sünder das heilige Abendmahl zum Gericht zu reichen. Eilte er in dieſer Hinſicht im erſten Falle zu ſehr, ſo dürfte er für ſich ebenſo auf Entſchuldigung rechnen, wie, wenn er im andren Falle zu ſehr zögerte; in dieſem Falle dagegen, was hätte ihn entſchuldigen können, zum Mißbrauche des Heiligſten wiſſentlich geholfen zu haben.

So fand er einſt einen alten Invaliden, der unter der Laſt der Krankheit und des Alters ſeinen Tod ſehnlich wünſchte. Derſelbe meinte getroſt und ſicher die Schwelle der Ewigkeit überſchreiten, und vor Gott treten zu können, indem er nach der Meinung aller Unbekehrten niemanden beleidigt, fromm gelebt habe, zudem aber auch wiſſe, daß Gott gnädig und ein Vater der Liebe ſei. S. hielt dieſem Selbſtgerechten Gottes heilige Gebote vor; die meinte er gehalten zu haben. Nun ging S. näher und ernſtlich in die Forderungen der Gebote ein. Bald zeigten ſich grobe Uebertretungen, namentlich auch die, daß er mit ſeiner Frau eigenmächtig in wilder Ehe lebte. Jetzt brach der Kranke in Scheltworte aus, forderte, daß S. ihn verlaſſen mögte, weil er ruhig ſterben wolle. S. ging, trug

aber den Armen auf ſeinem Herzen, legte ihn anhaltend zu den Füßen ſeines Heilandes nieder, flehete, daß er dieſen Sünder nicht unbekehrt aus der Zeit der Gnade rufen mögte: und ſiehe, bald wurde er wieder zu dem Kranken gerufen, „weil dieſer ſein ſündliches Leben erkenne, und ſo keine Ruhe zum Sterben habe.“ Bereitwillig ließ er ſich jetzt ſagen, und den Weg zur Seligkeit weiſen. Nach ordentlichem Aufgebot konnte S. noch die Trauung dieſes Mannes auf ſeinem Sterbebett vollziehen. Aber S. erkannte wohl, daß der Hirt nicht allein den kranken Schafen der Heerde, ſondern ſo viel möglich allen liebende Pflege und Anleitung geben ſoll. In ſeinem letzten Amtsjahre war er, wahrſcheinlich durch das Beiſpiel des unvergleichlichen Barter*) ermuntert, ſchon begriffen, alle Familien ſeiner großen Gemeinde nach einer gewiſſen Reihenfolge ohne Ausnahme als Seelſorger zu beſuchen. Zu dieſem Zwecke dachte er darauf, ſich für die Filialbeſuche ein eignes Pferd zu halten. Schon in den früheren Jahren hatte er der Regel nach täglich die Nachmittagsſtunden von 3 Uhr an zu Haus- und Krankenbeſuchen verwendet. Doch war es früherhin unter oft wiederholten Klagen und ſelbſt Zweifeln geſchehen, ob ſeine große Befangenheit im Umgange, namentlich mit den Vornehmeren, ihm nicht ein Wink ſein dürfe, in dieſer Hinſicht weniger zu thun, als er gern zu thun bereit war. Wie weit aber mögte es der treue Bote der Liebe mit der Zeit noch in dieſer Kunſt der Seelenpflege gebracht haben, wenn er fortfuhr, ſich den Geiſt der Liebe in alle Wahrheit leiten zu laſſen, ſich, wie er that, den Segen des HErrn für jeden einzelen Gang zu erflehen, und dabei mit ſtillem, einfältigen Blicke auf die Erfahrungen zu merken, die ſich in den verſchiedenen Fällen darboten?

Daß Sybel überhaupt in ſeinem paſtoralen Umgange keinen Unterſchied der Stände machte, wird jedermann von ſelbſt erwarten. Wenn er jedoch den Angehörigen der niederen Stände ſich am liebſten hingab, ſo geſchahe es ohne Zweifel nur darum, weil er in ſeinem Kreiſe vorzugsweiſe bei jenen als Prediger

*) Siehe den evangeliſchen Geiſtlichen. — Ermahnungen an Prediger, ihr Amt im Geiſt und in der Kraft des HErrn zu führen. Berlin 1833, bei Eichler.

des Evangeliums Eingang fand. Denn im übrigen waren ihm ja die höheren Formen des geselligen Lebens geläufig, und zudem wußte er recht wohl, daß auch unter den Reichen Geistlicharme gefunden werden, wie es unter den Armen nicht an solchen fehlt, die auf den letzteren Namen gar keinen Anspruch haben. ... „Einige Weber und Handwerksleute, auch Bauern von M.," schreibt er im Sept. 1835, „sind hier meine liebsten Freunde, Freunde in Christo, mit denen ich auch meinen Geburtstag in seliger Feier verlebte." So war S. in der That das Eine Alles geworden; wo er dieß, oder auch nur das Verlangen darnach fand, da fand sein Herz Leben und Genüge. Wie sehr es aber dazu beitragen mogte, die Herzen der Armen und der Aermsten zu gewinnen, wenn er alle ohne Ausnahme jederzeit mit einem innigen Händedruck begrüßte, während das liebende Auge von den Empfindungen des Herzens Zeugniß gab, welche seinen Gruß begleiteten, denselben nie zu einer leeren Form werden ließen, mag der Leser leicht ermessen. Oft, wenn er einen Handwerksburschen oder Armen in sein Zimmer führte, ihm zu der irdischen Gabe auch die himmlische zu reichen, konnten sich diese solche Aeußerungen der Liebe nicht sobald deuten, und fürchteten wohl einen Augenblick gar, S. wolle sie nur etwa täuschen und nachmals als Bettler dem Richter zuweisen. So grüßte er auch auf der Straße gern jedermann herzlich und freundlich, und sagte wohl: „Wer weiß, ob ich dieser Seele noch einmal begegne, ob ich ihr eine andre Liebe erweisen kann, als diesen Gruß."

Anfangs gab er sich vielleicht gegen Gläubige unter den Armen zu brüderlich hin. Indem er seine „Lindigkeit und Leutseligkeit gegen jedermann" kund thun wollte, den glimmenden Tocht nicht verlöschen, die Person nicht ansehen, sondern namentlich den Geringen in dieser Welt liebreich entgegenkommen, konnte er leicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen, und so den letzteren Veranlassung geben, den Unterschied des Standes gar zu übersehen. Indeß reichte eine brüderliche Bemerkung seines lieben Nachfolgers hin, um ihn auch in dieser Hinsicht auf die Mittelstraße zurück zu lenken.

Daß er indeß auch in dieser Weise nicht jederzeit als ein

erwünſchter Bote erſcheinen konnte, wohl auch zuweilen den Staub von ſeinen Füßen ſchütteln mußte, wenn er aus einem Hauſe des Unfriedens zurückkehrte, liegt in der Natur der Sache. Benachrichtiget, daß eine Frau ſich wegen der Mißhandlungen von ihrem Manne ſcheiden laſſen wollte, welche ſie von dieſem Wütherich erleiden mußte, geht er einſt in das Haus deſſelben. Dieſer ergreift alsbald die Peitſche, drohet, ihn ſofort zu ſchlagen, wenn er nicht ſein Haus verlaſſe. „Noch gehe ich nicht," erwiedert S., „im Namen des Herrn Jeſu ſtehe ich hier, wage es, den Boten des Herrn Jeſu anzutaſten!" Jener hält zwar ein, fährt aber fort, jeden Verſuch Sybel's zu reden, mit Schmähungen zu vereiteln. Jetzt richtet S. die Hände und das Wort nach oben, und verſucht zu beten; nun erſt, als der Wüthrich ihm entgegen flucht, erkennt er, daß die Zeit des Friedens dieſem Hauſe nicht gekommen war, und verläßt daſſelbe.

Nach einiger Zeit war derſelbe Mann genöthigt, S. zum Gottesdienſte abzuholen. Während S. mit demſelben durch den Wald nach dem Filiale fährt, bemerkt er, daß jener ein ſcharfes Beil neben ſich liegen hat. S. bleibt ruhig und gefaßt, aber plötzlich verläßt jener den Weg, und fährt, indem er die Pferde auf's äußerſte antreibt, waldeinwärts. Während S. noch in ſorgendem Schweigen das Weitere erwartete, lenkte jener jedoch auf die Straße zurück, und ſo bleibt es zweifelhaft, ob er mehr, als die Geduld und Faſſung S's. auf die Probe ſtellen gewollt. In andern Fällen wurden ſeine Bemühungen durch glücklichere Erfolge belohnt. Einſt kam er Sonnabends in ein Haus, wo er bald die Vorbereitungen wahrnahm, am folgenden Tage zu ſchlachten. Zwar wurden jetzt alle Vorſtellungen S's., den Tag des HErrn nicht zu ihrem Unſegen zu entheiligen, damit abgewieſen, daß der Mann alle Tage der Woche auf der Fabrik zu arbeiten habe, und daß Gott es mit dem Armen, der die Seinen redlich zu nähren ſuche, nicht ſo genau nehmen werde. S. ging nun ſtill hinweg, reichte den Leuten mit dem Blick der Liebe die Hand zum herzlichen Abſchied, und empfahl dieſe Seelen unterwegs, und ſpäter noch zu Hauſe, dem HErrn, der die Herzen der Menſchen lenket wie Waſſerbäche. Wirklich verloren jene Leute alle Freudigkeit und den Muth zu ihrem Vorhaben, fanden zu deſſen

Ausführung in der folgenden Woche hinreichende Gelegenheit, und sagten S. Dank für seine Belehrung.

Zu den bemerkenswertheſten Erfolgen in seiner paſtoralen Thätigkeit ſind diejenigen zu rechnen, deren er ſich bei ſeinen Beſuchen der Gefangenen erfreute. Er pflegte dieſelben der Regel nach am Freitag und Sonnabend Abend zu beſuchen. Ueber den Anfang dieſer Beſuche ſchreibt er am 13. Auguſt 1836 an Str.: ... „Vom Juſtizdirector iſt mir die Erlaubniß geworden, die armen, ganz verlaßnen hieſigen Gefangenen jeden Freitag Nachmittag beſuchen zu dürfen. Geſtern war ich nun nach dieſer beſtimmten Erlaubniß zum erſten Mal dort. Ach, ich war ſehr arm den großen Sündern gegenüber, und fühlte mich um nichts beſſer, denn um das Schmecken der Gnade! Der HErr ſegne die armen und ſtammelnden Verſuche ſeines Knechts, den verlornen Brüdern den Weg des Lebens zu zeigen. Kann doch ein ſtummer Handweiſer zurecht führen! ...“

So in Wahrheit geiſtlich arm, mußte der geſegnete Knecht Gottes die Gnade ſeines HErrn auch hier reichlich erfahren. Ohne Zweifel blicken einige Seelen mit Frohlocken auf dieſes Gefängniß und den Mann zurück, der ſie lehrte, hier in Banden des Zwingers frei werden, nachdem ſie ſo lange im Genuſſe der Freiheit Sklavenketten der Sünde und des Satans getragen hatten! Mit welcher Aufopferung ſich S. dieſem Geſchäfte hingab, mag man daraus erſehen, daß er ergraute Sünder hier noch leſen lehrte, damit ſie ſpäterhin ſelbſt das Gnadenmittel des göttlichen Wortes gebrauchen könnten. Den Gefangnen, welche ſich in einem Zimmer verſammeln durften, trug er öfter die Predigt des folgenden Sonntags vor. Die abgeſperrten Gefangnen beſuchte er einzeln. Er erklärte ihnen den kleinen Katechismus, betete mit ihnen, und verrichtete dieß alles mit ſolcher Einfalt und Innigkeit, daß die armen Gefangnen ſchwer ihr Herz verſchließen konnten. Ja, ſo wunderbar wirkte die Macht der Gnade durch ihn an dieſen verhärteten Sündern, daß ſelbſt die abgeſperrten Gefangenen zuweilen an die Gatter ihrer Zellen traten, um ſo auf einander hörend, gemeinſam ein geiſtliches Lied, das ſie gelernt hatten, zu ſingen, und ihr armes Opfer Dem darzubringen,

der gekommen ist, „zu heilen die zerstoßenen Herzen, zu predigen den Gefangnen, daß sie los sein sollen.“ *)

So blieb sich S's. Thätigkeit in allen seinen amtlichen Beziehungen gleich, nur daß sie da am bedeutsamsten wurde, wo die Macht der Liebe am freiesten wirken konnte.

Als Aufseher der Schulen bot sich ihm hier auch ein neues, großes Feld, auf die Jugend und ihre Lehrer segensreich einzuwirken; und gewiß würde bei einem längeren Wirken S. auch in dieser Hinsicht Ausgezeichnetes geleistet haben. Für die ersten Amtsjahre mogte ihn indeß die pfarramtliche Thätigkeit überwiegend in Anspruch nehmen, so war ihm auch dieser Kreis der ganz elementarischen Bildung eigentlich neu und fremd. Wo sich ihm indeß eine Gelegenheit bot, in dieser Hinsicht noch zu lernen, ließ er sie nicht ungenützt. „Was Du mir von Deiner Schule sagst, schreibt er im Jahre 1837 an den Pf. Karbe, interessirt mich sehr, weil ich hier, als städtischer Schulinspector, viel mit den Schulen zu thun habe. Ich thue eigentlich sehr wenig für die Schulen, und mögte gern mehr thun. Ich besuche wöchentlich wo möglich einmal jede Klasse, deren neun sind, höre eine Weile dem Unterrichte zu, mache dem Lehrer gelegentliche Bemerkungen darüber, und halte von Zeit zu Zeit mit den Lehrern Conferenzen.“

Mit seinen Amtsgenossen stand er, wofern diese nicht selbst seines unverholenen Glaubens wegen sich von ihm zurückzogen, überall in den freundlichsten Beziehungen, und ein Zeugniß, wie das ihm von seinen theueren Grabrednern, von seinem mehrgenannten Amtsnachfolger und von seinem nächsten Vorgesetzten, Herrn Superintendenten Beck, gegebene, würde ihm von vielen anderen gegeben worden sein. In Ansehung seines Verhältnisses zu dem letzteren fand er viel Ursach, die Gnade seines Gottes zu preisen. Oft gedachte er gegen die näheren Freunde mit Dank und Rührung der großen Güte und Freundlichkeit desselben, deren er sich unter allen Umständen zu erfreuen hatte. Und gewiß trug dieß nicht wenig dazu bei, die schmerzlichen Erfahrungen, welche ihm nicht erspart werden konnten, sehr zu mildern. Während der Vakanz hatte er an einen Freund geschrieben: ... „Es

*) Luc. 4, 18.

thut uns hier ein recht erfahrener Seelenhirt noth. Melde Dich zu der Stelle und hilf beten, daß wir einen rechten Jünger des HErrn erhalten." Ein andrer Freund hatte ihm geschrieben, daß ein Mann des Unglaubens für die Stelle im Vorschlag sei. Das war gewiß eine schwere Prüfung des Glaubens für S. Aber er antwortet: ... „Auch diese Sache steht in des HErrn Hand; bitte auch Du, daß er unsrer Diözese einen warmen Jünger Jesu zum Superintendenten sende. Ich kann mir nicht denken, daß ... Aber, wie gesagt, ich mögte in dieser Sache nichts denken und mich recht hingeben." — So „widerstehet Gott den Hoffährtigen, aber den Demüthigen giebt er Gnade!" Der Segen des HErrn ruhe auf dem theuren Manne, in dessen Hand er großentheils auch die Pflege der Saat gelegt, die einst durch Sybel gestreuet worden! —

Wir verlassen nun den Kreis seiner amtlichen Thätigkeit und betrachten

Sybel's Privatleben.

„Wer in Mir bleibet, und Ich in Ihm, der bringet viele Frucht." Joh. 15, 5.

Indem ich die Blicke des Lesers nochmals auf dieses Gebiet richte, mögte ich wünschen, nun erst das Bild von S's. Leben in dieser Hinsicht entwerfen zu dürfen. Aber es darf hier, was schon gesagt ist, aus mehr als einem Grunde nicht wiederholt werden. Wir haben das Leben S's. auf Grund einer gesegneten Natur sich unter Einfluß der Gnade fort und fort entwickeln gesehen. Der Leser vergegenwärtige sich nun das bisher Gesagte und sehe, wie alle jene Naturanlagen nun in christlicher Verklärung hervortraten, und unter stetem Gebet und Arbeit ein Leben in solcher Einfalt, Demuth, Kraft und Lieblichkeit sich entwickelt, wie es überall nur selten zur Anschauung kommt. So mag sich zugleich die weit über sein Alter und seine sonstigen Verhältnisse hinausgehende Bewunderung derer erklären, die ihn recht erkannten, wie auch die entsprechende Feindschaft derer, die ihn mißkannten und zum Theil mißkennen mußten.

Jedoch, anstatt auf eine allgemeine Schilderung einzugehen,

beſchränke ich mich darauf, die einzlen Verhältniſſe ſeines Privatlebens noch mit wenigen Zügen zu begleiten.

Als Gatte fuhr er fort, das Bild einer wahren chriſtlichen Ehe, eben ſo zu ſeinem als der Seinigen Segen, darzuſtellen. Oft klagte er, daß er nicht auch andre Menſchen ſo von ganzer Seele lieben könne, als ſein Weib. Dieſe Liebe zu einem ſündigen Menſchen war ihm ſelbſt unbegreiflich, aber ſie ſtärkte die Sehnſucht ſeines Herzens, einſt mit allen Gläubigen in gleicher Liebe verbunden zu ſein. Dann ermahnte er ſeine Gattinn, bei ſo großer Liebe zu einander darauf zu denken, Ihn über alles zu lieben, der ihnen ſolche Liebe gab, und ſtets bereit zu ſein, einander hinzugeben, wie Abraham den Iſaak, ſo der HErr es wollte. „Täglich," ſagt ſeine Gattinn, „ſchien ſeine Liebe zu wachſen. Schon hatte er ſich ſo in mich hineingelebt, daß er die wechſelnden Zuſtände meines Herzens oft an den Regungen des ſeinen erkannte. War es möglich, ſo blieb er nicht lange Zeit von mir getrennt, ſuchte mich gern-wenigſtens auf einen Augenblick auf, mich durch einen Blick und Händedruck zu begrüßen. Hielt er mich zu ſehr in das Aeußere vertieft, ſo zeigte er wohl nach oben, oder faltete ſtill meine Hände, um mich zu erinnern, alles in dem HErrn zu thun. So ermunterte er mich täglich, ja ſtündlich, und betete am Tage oft mit mir. Waren die Kinder grade im Zimmer, ſo knieten dieſe unaufgefordert uns zur Seite nieder: und dann ging es um ſo freudiger in der Arbeit weiter."

Wie früher ſchon in P., ſo wurde auch hier der Glaube Sybel's mehr als einmal durch ein ſchweres Leiden der geliebten Gattinn geprüft. Mehr als einmal mußte er ſich bereit machen, dieſelbe dem HErrn zurück zu geben; aber es war rührend, zu ſehen, wie ſich auch hier der Glaube als der Sieg erwies, welcher die Welt überwindet.

Nachdem ſie im Februar 1838 die äußerſte Gefahr des Todes überſtanden, ſchreibt er an eine Freundinn: ... „Daß wir den HErrn ernſtlich angegangen ſind, die liebe Frau und Mutter der Kinder noch bei uns zu laſſen, können Sie denken. Es wurde laut, es wurde in der Stille gefleht, aber es kam auch dahin, daß ich dem HErrn die liebe Seele ganz hingab,

und sagte: HErr, ich sehe, es ist Dein Wille wohl, mir meine liebe B. zu nehmen; ich gebe sie Dir hin. Aber es war, theuerste Freundinn, ein schweres Stück, und das Herz wollte fast brechen. Nun, dem HErrn sei ewig, ewig Dank für seine gnädige Hülfe."

Auch als Vater wußte S. die natürliche Liebe des Herzens mit der aus dem Geist gebornen trefflich zu vereinigen. *) Doch war es schwer zu sagen, ob die natürliche Liebenswürdigkeit des zärtlichen Vaters, oder diejenigen Vorzüge ihn mehr auszeichneten, welche er in dieser Hinsicht als achtsames Kind der ewigen Liebe besaß. Schon ehe ihm die Kindlein zur zeitlichen Geburt gekommen, betete er fleißig, dieselben mögten früh mit dem heiligen Geist erfüllt werden. So betete er auch über den gebornen Kindlein täglich mit der Mutter, und segnete sie Abends mit einem frommen Spruche ein, wenn sie in ihr Bettlein niedergelegt, und dem Schutze des HErrn übergeben wurden. Sobald sie nur die äußern Gegenstände mit ihren Augen erfaßten, trug er sie gern zuvor auf den Armen vor das Bild eines Christus, faltete ihnen schon nach den ersten Monaten freundlich die kleinen Händchen, betete, wies sie auf das Bild des lieben Heilandes, ließ sie mit ihm wohl liebkosen und ermahnte sie: Habe Ihn auch lieb! worauf das lallende „Ei!" der Kindlein bald lieblich antwortete.

Indeß kann, wie das vorliegende Bild des klaren, nüchternen Mannes dem Leser selbst wohl sagen wird, der Umgang eines Vaters mit seinen Kindern kaum einfacher, kindlicher und natürlicher sein, als es der Umgang Sybel's mit den seinen war. Daher unbegränzte Liebe und Vertrauen der Kinder zu ihrem Vater, in dessen Nähe sie sich am glücklichsten fühlten. S. erkaufte diese Liebe am wenigsten durch eine unweise Nachsicht. Vielmehr war er gegen wirkliche Unarten, gegen den keimenden Eigenwillen, Unfreundlichkeit gegen einander u. dergl., unerbittlich streng. Dann ließ er früh die zunächst leiblich sich entwickelnden Kinder es auch leiblich fühlen, oder sie büßten, in die Ecke des Zimmers gestellt, mit der eine Weile entbehrten Huld des Vaters.

*) Vergl. oben S. 272.

Indem S. hierin ſich durchaus gleich blieb, kam es den Kindern nie in den Sinn, auf eine etwanige Laune des Vaters zu rechnen; indem er in den Strafen ſelbſt gerecht war, ſie als einen Akt liebender, beſſernder Gerechtigkeit vollzog, ſo daß die Kinder zugleich die Nothwendigkeit der Strafe, den Schmerz des Vaters empfanden, der ſie durch ihre Schuld vollziehen mußte, verfehlten jene ihre Wirkung nie; indem die geſtraften Kinder über den Schmerz der Züchtigung den der verſcherzten Huld des Vaters fühlten, ſie die Vergebung deſſelben nur ſtets mit herzlicher Reue ſuchten und fanden, ſo lief ihnen jede Züchtigung in wirkliche Beſſerung aus, und die dankbaren Kinder ſtanden nun feſter in des Vaters Liebe gegründet, als zuvor. Daher im allgemeinen das rührendſte Aufmerken der Kinder auf den Vater, der ſie in der Regel mit dem Blicke, ja durch die geiſtige Macht an ihren ahnenden Herzen lenkte, das Gerngehorchen, womit ſie den Vater und zugleich ſich ſelbſt beglückten.

Einſt, als der älteſte Knabe etwa 5 Jahre alt war, ſagte dieſer die erſte auffallende Unwahrheit. S. erkannte dieß ſogleich, und mit dem Ausdrucke des tiefſten Schmerzes fragte er noch einmal nach der Wahrheit, und der Knabe, mächtig ergriffen, geſtand nun dieſelbe. Jetzt nahm S. das von dem Vater der Lüge verwundete Kind auf ſeinen Arm, ging ſo zu der Mutter, und, indem ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen, ſprach er in tiefſter Bewegung: „Ach, liebe Mutter, unſer Kind hat gelogen, was ſollen wir damit thun?“ Der Knabe zitterte und bebte vor innerer Bewegung, als er den Vater ſo über ſich weinen ſah. So gingen ſie, alle in gleicher Bewegung, nach des Vaters Zimmer zurück, und der Vater betete knieend zu dem, der die Wahrheit iſt, daß er das verwirrete Kind wieder reinige.

Der Knabe blieb lange ſtill und in ſich gekehrt, und empfand nun vor nichts lebhafteren Abſcheu, als vor jener Sünde. So groß war aber der Eindruck des Schmerzes auf S. ſelbſt, daß der jüngere Knabe Martin, welcher Zeuge des Vorfalles geweſen, dieſen lebhaft mit empfunden. „Johannes,“ ſagte er ſpäter einmal zu dieſem, „thue doch nicht ſo, ſonſt weint Vater wieder!“ Ebenſo warnte dieſer oft den jüngeren Bru-

der, und gewiß ſteht den theuren Kindern noch immer das mahnende Bild des beſten Vaters vor der Seele. Mit Freuden ſchenkte er jede Erholungsſtunde ſeinen Kindern. Er herzte ſie dann, trug ſie auf ſeinen Armen, ſang ihnen Lieder, die ihrem kindlichen Alter angemeſſen waren, zeigte ihnen ſchöne Bilder und Blumen, und wußte ſo kindlich und ſinnig die heilige Geſchichte und Lehre der Schrift in dergleichen einzuflechten, daß die frohen Kinder ſtets an ſeinen Mund und Blick gefeſſelt waren. Nach ſeinem Plane ſollten die Kinder erſt ſpäter eine öffentliche Schule beſuchen. Mit viel Mühe und Fleiß unterrichtete er ſchon den älteren Knaben täglich ein bis zwei Stunden. Später kam ſchon der fünfjährige Martin hinzu, und des Vaters feſſelnder Erzählung gelang es, daß auch dieſer die Hauptbegebenheiten der bibliſchen Geſchichte ſchon kannte.

Daß S. ein treuer Freund den Freunden blieb, die ſich nicht einſtweilen ſelbſt von ihm zurückzogen, wurde ſchon oben geſagt; ja, daß er auch dieſen mit warmer, ſehnender Liebe folgte, wie er die ihm näherbleibenden mit Zärtlichkeit umfaßte, will ich gern, als ganz in der Wahrheit begründet, hier noch beſonders betheuern. Zwar ging ihm nun alles in dem Einen auf: wie konnte es anders ſein, als daß ihn nun auch die am theuerſten waren, die des göttlichen Freundes Huld und Freundſchaft allem anderem vorſetzten.

Rührend war insbeſondere die kindliche Pietät, die er älteren, oder ſeiner Meinung nach würdigeren Freunden (und ſo erſchienen ſeiner Demuth eigentlich alle) gegenüber beobachtete. Bereit, von dem geringſten ſich überall tadeln und ſtrafen zu laſſen, übte er die Freundespflicht, zu warnen und zu ermahnen, nie anders, als mit der zarteſten Rückſicht. Wo ihn indeß die Pflicht einer höheren Liebe trieb, und er kein Mißverſtändniß zu fürchten hatte, trat er freilich auch im Namen Chriſti mit ſeinem Anliegen frei heraus. So in dem ſchönen Schreiben an den theueren Ob.-A. Karbe, nachdem die Gehöfte dieſes verehrten Freundes und Wohlthäters durch verbrecheriſche Brandſtiftung in Aſche gelegt waren. ... „Ueber alles, was wir nach des HErrn Willen erleiden, ſollten wir uns freuen können, und wir werden uns droben freuen, wenn wir die Gnadenwege des HErrn in

reinem Lichte erkennen. Wir, die wir zeitlichen Tod und ewige Verdammniß für unsre Sünde verdienen, wir können nichts anders erwarten, denn Züchtigung, aber der Vater der Liebe verwandelt die Züchtigung in Segen für den inwendigen Menschen, wir erkennen die Größe unsrer Schuld und lernen es ahnen und glauben: das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde. Und dieser Glaube ist nicht todt, er ist die Quelle der innigsten Liebe und Hingebung an den, der so hoch lieben konnte, sein Blut zu vergießen für unsre Sünde, die Quelle der innigsten Liebe und Hingebung an die, welche er also lieben konnte. Zur Liebe gegen die armen Gramzower, in deren Mitte ein solcher Verbrecher aufwachsen konnte, muß Sie Ihr Unfall recht entzünden. Geschieht denn in Gramzow genug zur Weckung christlichen Lebens? Wird recht gefleht für die arme Gemeine, recht auf Mittel gesonnen, zur Buße zu rufen und zur Vergebung der Sünden? Christus ist gekommen, ein Feuer anzuzünden, dazu kommt er noch immer. Wo er kommt in ein Herz, da brennt es, und das steckt an. Steckt es in Gramzow recht an? O, bitten Sie doch recht darum, daß es anstecke ..."

Als ich im Frühjahr 1838 eine Gesundheitsreise nach dem Süden anzutreten im Begriff war, genügte es dem Freunde nicht, mir im Kreise mehrer Freunde das Lebewohl gesagt zu haben. Zwei Tage vor meiner Abreise traf er hier, wo ich nun den Freund beweine, noch einmal ein, innig besorgt um des Freundes Leben, welchem er selbst sobald zum ewigen Leben vorangehen sollte. Sein Blick des Sehnens und der Hoffnung folgte dem Entfernten ohne Zweifel täglich, und da „das Gebet des Gerechten viel vermag, wenn es ernstlich ist," *) hatte er zu dessen glücklicher Rückkehr gewiß das Seine beigetragen. Einmal, am 31. Juli d. J., gab er nach Neapel seiner Erinnerung dieses Zeichen: Gnade und Friede von Christo Dir, theurer Bruder, auch in dem fremden Lande! „Ich bin alle Tage bei euch bis an der Welt Ende." Die Wahrheit dieses Wortes unseres Meisters wirst Du auf Deiner Reise recht erfahren. O! daß wir einen Heiland haben, der überall mit uns geht, wenn

*) Brief. Jak.

wir fleißig rufen: Bleibe bei uns! Gewiß ſchenkt er Dir auch Gelegenheit, auf der Reiſe von Ihm zu zeugen, und wer weiß, mit welchem Kämmerer der Königinn Kandazes Er Dich auf einen Wagen bringt. Und über einen Sünder, der Buße thut, iſt Freude im Himmel. Halte nur an am Gebet, lieber Bruder, und bitte für jede Seele, mit welcher Dich der HErr in Verbindung bringt. Sei getroſt und ſehr freudig, der HErr iſt mit Dir. —

Wir bitten für Dich. Es geht uns und allen Deinen Freunden in hieſiger Gegend unverdient wohl. Der HErr iſt gnädig, barmherzig, geduldig und von großer Güte und Treue. Das werden wir Alle, und auch Du, immer mehr erfahren.

Dein S."

Daß S. in ſeiner jetzigen Stellung die Gebiete der Kunſt und Wiſſenſchaft im engeren Sinne etwas ferner traten, konnte nicht anders ſein. Wenn er in erſtrer Hinſicht ſo weit ging, ſeinen Göthe zu verkaufen (deſſen Büſte noch bis zu ſeinem Abgange nach Potsdam zwiſchen denen der Reformatoren auf ſeinem Arbeitstiſche ſtand), ſo durfte ihn wohl die Ahnung leiten, daß ihm keine Zeit wiederkehren werde, die ihm zum Studium dieſes Schriftſtellers Raum gäbe. Zum Studium deſſelben räumte er noch ausdrücklich dem wiſſenſchaftlichen Manne das Recht, nach Umſtänden wohl auch die Pflicht ein, den Genuß deſſelben aber, wie er nun einmal daſteht in ſeinem mit ſtinkenden Giftpflanzen untermiſchten Flor, konnte er nur einem anderen Standpunkte überlaſſen. „Göthe mag in Bibliotheken aufbewahrt werden," ſchreibt er ſchon im Februar 1835, „die Literaturgeſchichte muß ihn kennen. Von ihr darf auch Voltaire nicht vergeſſen werden. Aber das Volk leidet unter ſeiner Lektüre. Der alte Menſch muß mit Feuer getauft werden. Er muß verbrennen. Aus ſeiner Aſche ſteigt der neue auf. In Göthe iſt nichts vom neuen Menſchen." — Aber ſelbſt für den Umgang mit der geliebten Muſe der Poeſie blieb ihm jetzt keine Muße. Hatte er ſelbſt Chriſtum gewonnen, ſo achtete er doch alles für Schaden, um anderen zu helfen, ihn zu gewinnen. Zudem meinte er „noch ein zehn Jahre auf dem Gebiete des geiſtlichen Lebens reifen zu müſſen, um dann wohl auch einmal wieder ein geiſtliches Lied zu verſuchen."

In Hinsicht der Wissenschaft zeigte es sich wohl bei vorkommenden Gelegenheiten, daß es ihm so wenig an Lust, wie an Macht an derselben fehlte. Er war ein tüchtiger Mitarbeiter am Gedeihen eines pfarramtlichen Vereines, der ihm jedoch mehr noch, als Förderung in der Wissenschaft verdankte. Sehr merkwürdig war eine exegetische Abhandlung über den ehelosen Stand, welche er, der glücklichste Gatte und Vater, der allen durch die Vereinigung seiner häuslichen und amtlichen Pflichten ein Muster sein konnte, in diesem Kreise vortrug.

Ich gebe hierüber, statt eines Auszuges, seinen Bericht vom 25. Sept. 1837 an einen ferneren Freund: ... „Auf diesen Gegenstand war ich durch eine Anzahl von Separatisten in meiner Gemeine geführt, die, obwohl erweckte und gläubige Leute, durch das Lesen von J. Böhme und Gichtel zu mancherlei Irrthümern gekommen sind, und namentlich von den wahrhaft Gläubigen Ehelosigkeit, von den erst in der Ehe Erweckten völlige Enthaltung fordern. Ich hatte die Stellen, auf die sie sich besonders berufen, geprüft und gezeigt, daß schon vor dem Falle und im Alten Testamente die ehliche Gemeinschaft geboten, jedoch in dem Gebote der ehlichen Enthaltung vor der Gebung des Gesetzes am Sinai und in der Verordnung über die Unreinigkeit der Priester nach dem Beischlaf allerdings eine Andeutung liege, daß nach dem Falle der Beischlaf wegen der Aufregung fleischlicher und sinnlicher Triebe der Heiligkeit Gottes nicht (ganz) zusage: Im Neuen Testamente gebe es ein eignes Charisma der Enthaltung, (vergl. Matth. 19., 1 Korinth. 7.) wer dieses habe, solle es gebrauchen, aber sich ernstlich prüfen, ob er es wirklich habe, jedoch jeder andre sündige nicht durch Ehlichsein, habe sich aber zu hüten, daß ihn das ehliche Leben nicht abziehe von der vollkommnen Hingabe an den HErrn, was sowohl durch das Nachhängen und unmäßige Befriedigen der fleischlichen Triebe, als durch Verwickelung in irdische Sorgen geschehen könne (vergl. 1 Kor. 7, 29.). Es sei aber in unsrer Kirche dahin gekommen, daß es gar kein Bewußtsein mehr über das Vorhandensein eines Charisma der Ehelosigkeit gebe; dieses Bewußtsein sei zu wecken durch Erwägung der Stellen des Neuen Testamentes hierüber.“ Der letzte Satz be-

zeichnet die Spitze dieses merkwürdigen Aufsatzes. S's. eignes Beispiel gab eine glänzende Rechtfertigung der Praxis der evangelischen Kirche durch Aufhebung des Zölibatszwanges der Geistlichen im allgemeinen. So war er auch vorzugsweise berechtigt, seine Konfessionsverwandte auf dasjenige hinzuweisen, wodurch es der evangelischen Kirche erst möglich wird, die eigenthümlichen Vorzüge der katholischen Praxis mit den ihrigen zu vereinigen, und die rechte Mitte einzunehmen zwischen einer falschen Askese und den Zwangssatzungen der katholischen Kirche, und jener weltlichleichtfertigen Weise, welche bei Geistlichen und Weltlichen dem apostolischen Worte grade zuwider läuft: „die da Weiber haben, seien, als hätten sie keine!"

Ueberhaupt wußte S's. ruhiger, nur die Wahrheit suchender Geist die rechte Mitte wohl zu erkennen. So faßte er die wichtige Angelegenheit der Mäßigkeitsvereine zwar mit lebhafter Theilnahme auf, und diese Sache wäre bereits, wer weiß zu welchem glücklichen Ziele gediehen, wäre dieselbe überhaupt in seinem Sinne aufgefaßt worden, während der schlaffe Geist der Zeit sich zwischen überfeinen Abstraktionen und dem gröbsten Materialismus wiegte. Da dem aber also war, so war S. auch fern davon, das Heil der Zukunft von den Erfolgen in jener Hinsicht abhängig zu machen, und setzte ruhig seinen Pflug tiefer in den ihm überwiesenen Acker, fest überzeugt, daß in keinem anderen, als in Christo, das Heil ist, der seine Tenne fegen werde, in dieser, wie in jeder andern Hinsicht. *)

In Ansehung der lutherischen Gegner des Unionszwanges beklagte er die Härte, mit welcher dieselben im Vaterlande bedrückt wurden, warnte indeß einen Freund in Schlesien, der seinen Rath suchte, dringend, in dieser Hinsicht nicht zu weit zu

*) „Ich gehöre natürlich zu den absolut Enthaltsamen. Doch halte ich es nicht für Sünde, mäßig Branntwein zu trinken. Dieß ist es nur dem, der sich von der Schädlichkeit dieses Genusses überhaupt überzeugt hat. — Aber gegen diesen anerkannten Feind muß gekämpft werden. Das Branntweintrinken ist eine Krankheit unsrer Zeit, die Mäßigkeitsvereine sind eine geeignete Arznei dagegen. Aber es darf die Mäßigkeitssache nicht mit dem Reiche Gottes verwechselt werden. Dieß zu verbreiten, dafür Seelen zu gewinnen, muß unsre Hauptsache bleiben u. s. f." S., am 19. Dez. 1837.

gehen. Ueberhaupt war er ein entschiedener Gegner aller separatistischen Richtungen, und machte stets die Segnungen des Zusammenhanges mit der Kirche geltend.

Endlich ist noch der Wohlthätigkeit Sybel's zu gedenken, die zugleich als ein leuchtender Punkt in seinem pastoralen und Privatleben dasteht.

S. neigte von Natur dazu hin, in dem Wohlergehen anderer den vornehmsten Grund der eignen Freude zu suchen. Nun aber durch die Gnade reich geworden an himmlischen Gütern mit Christo, konnte ihm der ungerechte Mammon noch weniger einen andern Werth haben, als den eines Mittels zum zeitlichen Wohlergehen für sich — oder für andre. Durch das Blut Christi gerecht und selig geworden, war es ihm gar kein Opfer, den ärmeren, würdigen oder unwürdigen, sobald die wirkliche Noth der Gegenwart nur Hülfe forderte, von seiner Armuth zu geben.

Bei diesem Verfahren muß es, wie er in seinen Verhältnissen in eine Stadt voll Arme gestellt war, wirklich wunderbar erscheinen, wie seine Hände nicht allein immer bereit, sondern man kann sagen, auch immer voll waren, die ihm zugewiesenen Armen nach Bedürfniß mit großen oder kleinen Summen zu unterstützen. Aber, wie sein Nachfolger von ihm sagt: „Den Armen geben, war seine Sparkasse, auf den HErrn vertrauen, sein Reichthum," so war es in der That.

Schon während seiner Stellung in Potsdam übergab er einst dem Prediger Bernhardi die Summe von 200 Thalern, die er unter manchen Entbehrungen für einen andern Zweck erspart hatte, um eine milde Stiftung „zur Unterstützung armer, nothleidender, ehlicher Wöchnerinnen der Stadt, ohne Rücksicht auf Bekenntniß und Lebenswandel derselben," zu gründen. Mit rührender Demuth und Dankbarkeit gegen Gottes Gnade und Segnungen, namentlich bei Entbindung seiner Frau, spricht er sich in der beigegebenen Urkunde aus, worin er zugleich die vorläufigen Statuten andeutet. Da sich der wirklichen Gründung dieses Vereins nachmals Schwierigkeiten entgegenstellten, so nahm er jene Summe später wieder an sich, zahlte aber noch von L. aus die Zinsen des Kapitals an den

Wohlthätigkeitsverein zu P., bis er die Summe zu wohlthätigen Zwecken in L. verwendete, und den größten Theil derselben der Stadtarmenkasse überwies.

Um bei seiner geringen Einnahme in L. die Armen so viel möglich unterstützen zu können, versagte er sich mit Freuden jeden entbehrlichen Genuß. Dann rechnete er wohl zuweilen nach, was er seit einigen Monaten an Tabak, Zucker oder Kaffee ausgegeben haben würde, um die so ersparte Summe alsbald zu einem wohlthätigen Zwecke zu verwenden.

Indeß wird es hierdurch allein nicht begreiflich, wie er nicht selten im Stande war, recht bedeutende Summen entweder zu verschenken, oder doch ohne irgend eine gewisse Aussicht der Rückzahlung darzuleihen. Einem Fleischer hatte er als Gefangenem öfter das Wort des Trostes und der Ermahnung zugesprochen. Jetzt der Haft entlassen, wendete sich derselbe an S., mit der Erklärung, wolle er nun als ehrlicher Mann leben und sein Geschäft fortsetzen, so brauche er Geld. Und wieviel müssen Sie haben? entgegnete S. Jener sprach: nicht weniger, als 25 Thlr., sind nöthig. S. hatte diese Summe grade und gab sie jenem.

Ein andres Mal bat ein Maurer um ein Darlehn von 6 Thlrn. So viel grade hatte er dieses Mal nur im Vermögen. So kostete es ihm selbst einigen Kampf, um so mehr, als die Hausfrau sich nun von dem Nöthigsten entblößt sah, und S. selbst einige dringende Ausgaben hatte. Indeß wurde er nicht eher ruhig, als bis das Geld in des Bittenden Händen war. An demselben Tage noch ging unerwartet die mehr, als doppelte Summe zur großen Freude S's. mit der Post an ihn ein.

Wurden ihm in dergleichen Fällen sorgliche Vorstellungen gemacht, und auf eine fernere Zukunft hingewiesen, so erwiederte er wohl: „Ach, versuche doch den HErrn nicht, Deinen Unglauben zu strafen; o, wenn Du doch glauben könntest, mit Scheffeln, ja mit Scheffeln würde er Dir einst wiedergeben, was Deine Hand jetzt darreicht. Soll ich den ungerechten Mammon hier auf Zinsen geben, nein, dem HErrn laß uns leihen, dem reichen Vergelter.“ Ueberdieß gestattete sein Herz ihm nicht, aus Rücksicht auf eine künftige Noth, die ihm selbst erst kommen

ſollte, die Lindrung der ſchon gegenwärtigen eines leidenden Bruders zurück zu weiſen.

Im Frühjahr 1837 erſuchte ihn der Direktor einer wandernden Schauſpielertruppe, ſeinen Sohn bei der nahen Konfirmation mit einzuſegnen. S. hielt ihm die Gewiſſenloſigkeit eines ſolchen Verfahrens entgegen, erbot ſich aber, den Knaben vorläufig auf ein Jahr unentgeldlich in ſein Haus zu nehmen, ihn zur Einſegnung vorzubereiten und nach derſelben ihn einem Handwerker zu übergeben. Der Vater willigte mit Freuden ein, und noch jetzt genießt jener Knabe der Segnungen des Mannes, welcher noch ſterbend ſeiner in Liebe gedachte.

Noch waren ihm einige Hundert Thaler elterliches Erbgut geblieben. Dieſe zur Vergrößerung der unzureichenden Stadtkirche anzubieten, trug er lange im Sinne, und hätte es wohl auch ausgeführt, wäre er nicht ſobald zu ſeines HErrn Freude abgerufen worden.

Bei dieſer großen Freigebigkeit verfuhr S. dennoch mit großer Beſonnenheit. Er erforſchte genau, ob die vorgegebene Noth auch wirklich vorhanden ſei, gab dann aber, was er konnte, dem Unwürdigen, wie dem Würdigen, in Hoffnung, daß die äußere Gabe um ſo mehr zur Unterſtützung der begleitenden Ermahnung dienen würde. Ebenſo gab er nicht mehr, als augenblicklich noth war, ſtellte ſich auch, wo die Möglichkeit der Rückzahlung vorhanden war, in dieſer Hinſicht möglichſt ſicher.

Wie S. ein freudiger Geber war, ſo war er auch ein freudiger Nehmer. Wirklich konnte er ſich hierdurch die Herzen der Gebenden ebenſo verpflichten, als andern durch ſeine Liebesgaben. Ohne allen Zweifel wurde ihm die eigne Freigebigkeit durch manche Gaben der Liebe erleichtert, welche ihm von vielen Gliedern der Gemeine mit großer Freundlichkeit entgegengeboten wurden. Schon bei ſeinem Amtsantritt wurde er durch ſolche Zeichen zuvorkommender Liebe gerührt und erfreut. Indeß war es nur die Liebe, die Sybel in dieſen Gaben erkannte, welche ſein Herz dann zu großer Freude bewegte. Aber eben ſein Herz frei gegen die Geber zu erhalten, in der Liebe, die ihm als Hirten der Gemeine zukam, war dann auch ſein ernſtes Streben.

Wie fern es grade S. lag, in dieſer, wie in irgend einer

Hinſicht auf gerathewohl zu verfahren, und ſo namentlich die Pflichten gegen Weib und Kinder zu Gunſten einer planloſen Freigebigkeit zu vernachläſſigen, erkennt ohne allen Zweifel der Leſer ſelbſt. Aber es mag zum Zeugniß des geſunden Glaubens Sybel's, vielmehr aber zur Verherrlichung der Gnade dienen, zu ſehen, wie S's. häusliche Umſtände, auch bei einer faſt unbeſchränkten Gaſtfreundſchaft, trefflich gediehen, ſo daß ihm zu mancher koſtſpieligen Einrichtung die volle Hand verblieb.

So ſchreibt er wenige Wochen vor ſeinem Tode, am 31. Okt. 1838: ... „Unſren ſchon recht bedeutenden Hausſtand ſegnet der HErr ganz beſonders. Wir haben in dieſem Jahre ſo gewaltige Ausgaben gehabt, durch den Unglücksfall mit dem Mädchen, durch die Entbindung, durch die Amme, durch die Einrichtung des neuen Wohnhauſes; aber der HErr hat es nimmer fehlen laſſen an irgend einem Guten, es kam alles, was nöthig war ..."

Aehnlich ſpricht er ſich in einem lieblichen Briefchen aus, welches nicht lange vor ſeinem Tode nach P. geſchrieben wurde, und liegen blieb. Ich theile es ganz mit, vielleicht gelangt das freundliche Wort auch ſo an den Unbekannten, welchem es urſprünglich beſtimmt war:

Gnade und Friede von Chriſto, dem Hirten und Biſchof unſrer Seelen!

Der HErr hat mir einen ſo lieben theueren Briefträger für ein Schreiben an Sie, geliebten Freund in dem HErrn, zugeſendet, daß ich ihm wenigſtens einige Zeilen mitgeben muß. Sie haben in langer Zeit weder mein Angeſicht noch meine Schriftzüge geſehen, Sie vergeſſen mich deshalb zwar nicht; aber es friſcht die Liebe in unſern armen Seelen doch immer wieder an, wenn wir etwas von den Freunden zu Geſicht bekommen, und wären es auch nur einige Federſtriche. So wollte ich mein Andenken bei Ihnen auch gern wieder anfriſchen. Der HErr hat große Dinge an mir Armen gethan, und ich bin nicht werth der Barmherzigkeit, die ich täglich erfahre. Ein Weib, das den HErrn und mich liebt, drei geſunde Kinder, Eſſen und Trinken vollauf, dazu ein neues Pfarrhaus, welches ich, ſo der HErr will, in einigen Tagen beziehen werde, endlich

eine Heerde von beinahe 6000 Seelen, und so viel Futter für sie in der Heil. Schrift, daß ich nur immer hinstreuen kann! Großer Hunger ist bei den Schafen ausgebrochen. Sie drängen sich, wenn's Futter giebt, aber doch mundet's noch nicht allen, was ihnen vorgelegt wird. Doch vielen, Gott sei Dank, schmeckt das Wort des HErrn gut, sie genießen es freudig, und sie gedeihen. Ja, der HErr erhört hier unser armes Gebet. Er läßt sein Reich auch zu uns kommen. Preisen Sie mit mir dafür den Dreieinigen! — So wissen Sie denn alles von mir, und der liebe B. kann Ihnen noch mehr sagen. Ihnen gebe der HErr in dem neuen Lebensjahre den alten Segen, und neuen dazu. Seine Liebe ist immer neu! Gedenken Sie vor ihm auch Ihres Bruders in Christo A. S.

* * *

Aber durch

Leiden und Trübsal

müssen die Kinder Gottes vollendet werden. So ging auch an diesem Zögling der göttlichen Liebe das Wort der Offenb. (3, 19.): „Welche ich lieb habe, die strafe und züchtige ich. So sei nun fleißig und thue Buße!" reichlich in Erfüllung.

Schon das selten unterbrochene, oft kaum der Hoffnung Raum lassende Leiden des geliebten Weibes mußte für ihn eine reiche Quelle der Prüfung sein. Dazu kamen nun die mannichfachen und schweren Prüfungen, die er als ein treuer Prediger des göttlichen Wortes zu bestehen hatte. Doch statt jedes Weiteren theile ich hier umständlich eine Geschichte mit, welche an sich selbst und für das Leben Sybel's höchst merkwürdig ist, sonst aber tiefe Blicke in sein Inneres, und auf sein Verhalten im Leiden während seines letzten Lebensjahres thun läßt.

Es war im Herbst d. J. 1837, als S's. Frau zu ihm mit der schmerzlichen Klage kam, daß jener angenommene Knabe sich auf's neue eine sehr grobe Näscherei habe zu Schulden kommen lassen. Dieß ging S., der für alle seine Hausgenossen ein wahrhaft väterliches Herz trug, um so mehr nahe, als der Knabe seit einiger Zeit sich wirklich gebessert, namentlich auch diesen Fehler abgelegt, nun aber vielleicht nur geheuchelt zu ha-

ben schien. Der zur Rede gestellte Knabe betheuerte aber seine Unschuld auf eine so rührende Weise, daß S. an derselben nicht zweifeln konnte.

Inzwischen war in der Stunde, in welcher das mit viel Ueberlegung verübte Versehen begangen war, nur noch das Hausmädchen gegenwärtig gewesen. Dieses hatte S. bald nach ihrer Einsegnung zu sich in's Haus genommen, so stand sie mehr noch, als alle sonstigen Dienstboten, in einem wirklich kindlichen Verhältniß zu S. Zwar hatte sie in der letzten Zeit ihr Herz der Wahrheit ferner gestellt, und sich manche Unarten zu Schulden kommen lassen, doch hatte man in diesem Falle gar nicht an sie gedacht. Ja, als sie jetzt, gleichfalls befragt, jeden Antheil an dem Vorgefallenen auf das bestimmteste zurückwies, glaubte man ihre Aussage weniger in Zweifel ziehen zu können, und so fiel der Verdacht nochmals auf den Knaben zurück.

Der Leser begreift, wie eine Sache in diesem Zusammenhange eine tiefere, sittliche Bedeutung erlangen konnte, die sie sonst am wenigsten für S. gehabt haben würde. So konnte er sie nicht auf sich beruhen lassen, ohne die Betheiligten nach einigen Stunden nochmals zu vernehmen, und so den einen von dem Verdacht, den anderen zumeist von der Schuld der Lüge, ja von der boshaften Anschuldigung des ersten zu befreien. S. stellte beide jetzt einander gegenüber, forderte das Mädchen mit ernster, liebreicher Ermahnung auf, doch nur bei der Wahrheit zu bleiben, nichts zu fürchten, und ihm den bittersten Schmerz über ein beharrliches Läugnen zu ersparen, wenn's so sei, den Knaben anzusehen und zu ihm zu sagen: „W., Du hast es gethan!" Statt dessen sagte sie nur mit trotzig abgewandtem Gesicht: „Ja, er hat es aber gethan!" während der Knabe nun mit Thränen seine Unschuld betheuerte.

Jetzt nahm S. das Mädchen nochmals auf sein Zimmer allein, erinnerte sie an das Gericht der Lügner, an den ihr wohlbekannten Ausgang des Ananias und der Sapphira. Sie aber, sich nur noch mehr verhärtend, brach in die unseligen Worte aus: „Ja, auch am jüngsten Tage will ich meine Aussage wiederholen." In dem Augenblicke durchzuckt eine Vor-

ahnung des ewigen Gerichtes die Verirrte. Sie wird todtenbleich und läßt keinem Zweifel über die wirkliche Lage der Sache Raum. Jetzt nimmt S. nochmals das Wort der Ermahnung, und indem er ſie kämpfen und ringen ſieht, die Wahrheit zu bekennen, noch aber wieder von dem Geiſte der Lüge gehalten, erhebt er die Hand und giebt der Lügnerinn einen unüberlegten Schlag in's Geſicht. Ja! ruft ſie jetzt, ach, ich will alles geſtehen, und indem giebt ihr S. noch zwei leichtere Schläge.

Nun bekennt ſie unter vielen Thränen nicht allein dieſe Schuld, ſondern was ſonſt noch ihr Herz beſchwert, und ſchließt: „Nur, lieber Herr P., laſſen Sie mich nicht von ſich, ſonſt gehe ich ganz verloren. Schon bin ich auf dem breiten Wege gewandelt, und von den Genoſſen verführt, habe ich's ſeit einigen Wochen darauf angelegt, Ihnen leid zu thun, um Sie zu zwingen, mich aus dem Dienſt zu laſſen.“ — Jetzt wandelte ſich der Tag des Leids in einen Tag großer Freude. S. hatte ein Schaf verloren, und ſiehe, es war wiedergefunden! Nur wer wie S. lieben kann, wer wie er ſich über einen Sünder freuet, der Buße thut, mag die Freude nachempfinden, die er jetzt fühlte, mit der er jetzt das Mädchen tröſtete, wiederaufnahm, zurechtwies.

Aber ach, nur droben bei dem Vater des Lichtes iſt kein Wechſel des Lichtes und der Finſterniß! Schon einmal war S. ein übereilter Schlag eine Veranlaſſung großer Betrübniß geworden,*) dießmal ſollte ein ſolcher noch viel größere Folgen haben.

Am Abend zeigten ſich blaue Streifen an den rechten Schläfen des Mädchens, und ſie befand ſich unwohl. Nun fing die Sorge an. S. ſelbſt ließ den Arzt kommen, aber bald nahm die Sache eine andre Wendung. Es trat ſogleich die erſte geſchlechtliche Entwicklung des jungen Mädchens ein, und zwar auf eine krankhafte, mit Fieber verbundne Weiſe. Sie mußte nun zu Bette liegen unter ernſter Bedeutung des Arztes,

*) Vergl. S. 195, welche Stelle auch vielleicht die Stimmung näher bezeichnet, in welcher S. ſtrafend der Verirrten zum Geſtändniß half.

daſſelbe nicht zu verlaſſen. In der zweiten oder dritten Nacht ſteht ſie indeß auf, geht halb entkleidet über den Hof hinunter, ein anderes Dienſtmädchen nach der Zeit zu fragen. Hierdurch wurde die gedachte Entwicklung plötzlich geſtört, es trat eine gefährliche Krankheit ein, die ſich vornehmlich auf die Augen warf, und ihr das Geſicht zu rauben drohte. Schon gingen die ſchrecklichſten Gerüchte um: S. habe dem Mädchen mit einem Topfe den Kopf zerſchlagen u. dergl.

Wenn gleich nun auch der gedachte unvorſichtige Schlag nicht für ſich allein als die Urſach des eingetretnen gefährlichen Zuſtandes erſcheinen konnte, immer wäre derſelbe ohne den ganzen Vorfall, ohne jene Gemüthsbewegung des Mädchens, endlich ohne jenen Schlag wohl nicht grade jetzt und in dieſer Weiſe erfolgt. Was wunder alſo, wenn S. in ſeiner Lage, und bei der Zartheit ſeines Gemüthes viel mehr bewegt war, als ein andrer hätte ſein mögen. Grade in dieſen Tagen traf ich ihn in Jüterbog, wo er einen andren Arzt zu Rathe zog. Dieſer erklärte, daß nach deſſen jetzigem Zuſtande das Mädchen wohl ſterben könne. Da ſtürzten Thränen aus ſeinen Augen, und nur der Aufblick zu Dem, welcher größer iſt als unſer Herz, konnte ſein gepreßtes Herz beruhigen. Damals erfuhr ich umſtändlich den Hergang der ganzen Sache aus ſeinem Munde, und wir Freunde hatten alle genug zu thun, das Herz des Armen zu ſtillen, ihm das in Hinſicht ſeiner Zufällige von dem Weſentlichen in der Sache unterſcheiden zu helfen.

Jetzt nahmen die Eltern ihr krankes Kind in ihr Haus zurück, was S. darum geſchehen ließ, weil die auf einem Filiale wohnenden Eltern ſo den von Jüterbog berufenen Arzt näher hatten. Nach und nach erlangte die Arme, welche ſammt ihren Eltern — welch' ein Zeugniß für S.! — ihren Lehrer und bisherigen Brotherrn jetzt nur mit wachſender Liebe umfaßte, ihr Geſicht wieder, aber ihr Zuſtand war und blieb gefahrvoll, und hielt das Herz S's. lange zwiſchen großer Furcht und geringer Hoffnung ſchwebend. Wirklich ſtarb das Mädchen zwiſchen Weihnachten 1837 und Neujahr, und da inzwiſchen die gerichtliche Unterſuchung der Sache angeordnet war, ſo mußte S., unter den ſchweren Amtsarbeiten dieſer Zeit, den Verhandlungen bei-

wohnen, Verhöre bestehen — bei der Leichenöffnung zugegen sein und — — am Tage vor Neujahr die Grabrede halten!

Doch es möge der Leser den inneren und äußeren Hergang dieser merkwürdigen Geschichte aus einer Reihe von Briefen S's. an verschiedene Freunde selbst näher entnehmen.

Noch am 19. Dezember dämmerte S. einige Hoffnung auf. Er schreibt darüber an die liebe Familie Karbe: ... „Ich bin von Gottow zurückgekehrt, wo unser krankes Mädchen ist. Der Arzt war grade von Jüterbog dort und hat jetzt Hoffnung, daß sie am Leben bleiben werde. Ja, es scheint sogar, als wollte sich das Auge bessern. Aber es sind nur die ersten Strahlen von Hoffnung. Nun der HErr, der Allmächtige, wird weiter helfen. Er ist uns grade in dieser Zeit der Trübsal sehr gnädig gewesen, hat uns Glauben und wunderbare Freudigkeit geschenkt. Das ist die Kreuzschule, in die er die Seinen nimmt, die Kreuzschule, in der man sein eigen Elend am tiefsten fühlt, aber auch die Hülfe des HErrn, und daß Er bei uns ist, am herrlichsten erfährt. Man muß nur recht stille sein und recht stille halten. Er lebet noch, der fromme, treue Gott, Er läßt nicht ohne Maß versuchet werden ..."

Doch dieser Glaube sollte noch schwerere Prüfungen bestehen. Schon nach zehn Tagen hatte er den Tod des Mädchens anzuzeigen, und schrieb an B.: ... „Dein lieber Brief hat mich gestern recht gestärkt, denn ich kam grade von einem schweren Gange heim. Ich besuchte unser krankes Mädchen in Gottow und fand sie im Todeskampfe. Sie hatte noch volles Bewußtsein und antwortete mit gebrochner Stimme auf meine Fragen. Ich las ihr noch vor und betete mit ihr. Ein anderes Geschäft rief mich dann noch einige Zeit von ihr und als ich wieder zu ihr kehrte, fand ich sie todt. Ja! Du hast recht, lieber Bruder, der HErr nimmt mich und mein Weib in die Schmelze. Aber es ist ja der HErr, es ist mein Heiland, der für mich gestorben ist, und der mir grade in dieser Trübsal, die ich auch für meine Sünden vielfach verdiene, reichen innerlichen Trost und Frieden verleiht ..."

Später, am 18. Januar, berichtet er auf den Wunsch dieses Freundes demselben noch nachträglich Folgendes: ... „Als

in Gottow des Mädchens Krankheit anfing gefährlich zu werden, reiſete ich zu Straube, um mit ihm zu beten. Der HErr ſchenkte ihm die Bitte, daß mir die Herzen der Eltern freundlich und mir der Zutritt zu der Kranken offen bleiben mögte. Das hat der HErr wörtlich erhöret. Die Kranke ſtreckte ihre Arme jedesmal nach mir aus, wenn ich kam und war voll Liebe gegen mich, ebenſo die Eltern des Mädchens. Ich habe viel zu ihr reden und mehrmals mit ihr beten können. In das Herz kann ich nicht ſehen, daher habe ich auch nicht die Zeichen einer großen Erweckung an ihr wahrgenommen, aber ſie war auf gutem Wege zum Heilande. So ſagte ſie einmal zu mir, als ich den HErrn gebeten, ihr tiefe Erkenntniß und ernſtlichen Schmerz über ihre Sünden zu ſchenken: „Ja, lieber Herr Prediger, das fehlt mir noch, ich erkenne wohl meine Sünde, und ſie thut mir leid, aber nicht genug.“ Ein ander Mal ſagte ſie: „O, wenn ich wieder geſund werden ſollte, ein ganz neues Mädchen, ein ganz neues Mädchen will ich werden!“ Sie hat auch ihre Geſpielen um ſich verſammelt und ſie ermahnt, doch ja nicht mehr zum Tanz zu gehen. In der Nacht vor ihrem Tode hat ſie die Arme ausgeſtreckt und zu ihrer Mutter geſagt: „Meinen Heiland mögt' ich umfaſſen!“ Ich hoffe freudig, der HErr hat ſie angenommen. Ihre Eltern ſind auch nach dem Tode noch höchſt liebevoll gegen mich und haben keinen andern Wunſch, als daß die Sache mir keine Unannehmlichkeiten machen möge. Der Vater beſuchte mich und ſagte mir, mir die Hand innig drückend: „Herr Prediger, Sie können es mir glauben, ich bin Ihr Freund!“ Am Herzen der Eltern iſt durch dieſe Sache ſehr gearbeitet.

Am Sonnabend, den 30ſten, war die Obduktion in Gegenwart des hieſigen Land- und Stadtgerichts-Direktors, des Kreis-Phyſikus Stauß, der die Kranke behandelt, des Kreis-Phyſikus Schmidt von Zoſſen und meiner. Die Aerzte haben ſich günſtig, in Rückſicht auf mich, ausgeſprochen, geben aber ihr Endurtheil erſt nach Einſicht der vollſtändigen Akten über den Vorfall ab. Am 31ſten Nachmittag, nachdem ich am Vormittag in Schöneweide, wozu Gottow gehört, gepredigt hatte, war die Beerdigung. Ich hatte in den Tagen keine Zeit gehabt,

meine Predigten zu bearbeiten, ich hatte nur flüchtig daran denken können, aber der HErr segnete mich wunderbar mit Gedanken und Worten. Zur Leiche hatten sich gar viel Menschen, auch viele aus der Stadt eingefunden. Ich hatte erst nicht gewußt, worüber ich dort sprechen sollte. Der HErr gab mir am Abend zuvor, während ich zu ihm betete, den Gedanken, die Geschichte von der Ehebrecherinn zum Text zu wählen. Er schenkte mir während des Gesanges und der Einsenkung der Leiche große Ruhe und Sammlung. Als ich aber den Mund aufthat, ergriff mich eine solche Bewegung, daß ich vor Thränen kaum reden konnte. Diese theilte sich bald der ganzen Versammlung mit, und ich habe etwas Aehnliches noch nie erlebt. Ich zeigte zuerst, wie die Ehebrecherinn in's Mittel gestellt worden, so sei ich und die Leiche des Mädchens in's Mittel gestellt. Wir stünden aber auch, wie die Ehebrecherinn, vor dem HErrn. Ich ging dann zu dem über, was man nun gegen mich sagen würde. Der HErr aber habe gesagt: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie!" So forderte ich nun diejenigen auf, die ohne Sünde seien, den ersten Stein auf mich zu werfen, und erinnerte sie an ihre Sünden. Bei diesen Worten war's erschrecklich anzuhören, und kaum zu ertragen. Es brach ein förmliches Geheul unter der Versammlung aus. Nun zeigte ich, was man gegen das Mädchen sagen würde. Aber auch hier spräche der HErr: „Wer unter euch ꝛc." So wies ich die Versammlung nochmals speziell auf ihre Sünde hin, wie auf das Wort des HErrn: „Gehe hin, und sündige hinfort nicht mehr!" Endlich zeigte ich (nach V. 12, Joh. 8.), wie nur derjenige, welcher das Licht der Welt ist, auch über diese Begebenheit allein Licht und Trost geben könne und gebe."

Schon am 26. Dezember hatte S., über den Katechismus nach der Reihenfolge predigend, durch ein merkwürdiges Zusammentreffen über das 5te Gebot gepredigt, und darin auf seine damalige Stellung hingewiesen. Hierauf waren die Verhöre, der Tod des Mädchens, die Leichenöffnung in seiner Gegenwart und am Tage vor Neujahr die Beerdigung erfolgt, zu welcher von allen Seiten eine große Menge von Menschen sich versammlet hatte. So mag man sich die Seelenstimmung des eben so leben-

dig als tief fühlenden Mannes vergegenwärtigen, und zugleich die höhere Ruhe und Glaubensfreudigkeit würdigen, womit unter diesen Vorgängen der HErr ihn aufrecht hielt. Die letztre spricht sich besonders in folgendem Schreiben an einen anderen Freund aus:

„Gnade und Friede von Christo!

Ach, mein theurer Bruder, wer sollte das denken, daß ich armer, geschlagener Mann nicht weiß, wie ich die Gnade und Liebe meines Jesu preisen soll, und daß mein Herz so voll Trost und Freudigkeit ist! Ja, ich habe es nie in meinem ganzen Leben so lebendig erfahren, daß ich einen Jesus, einen Heiland habe, der bei mir ist und mein Freund ist, als in diesen Tagen der Trübsal. Am Sonnabend war die Obduktion. Man fand durchaus keine Verletzung an dem Mädchen; aber in ihrem Gehirne einen großen Wassersack mit einer fast fingerdicken, festen Haut, die sich schon seit langen Jahren gebildet haben muß, und der die Ursach ihrer Erblindung. Ihr Hirnschädel war an einzelen Stellen so schwach, wie Papier, so daß die Gnade des HErrn es verhütet hat, daß das Mädchen nicht von meinem Schlage auf der Stelle todt zur Erde gefallen ist. Drum hab' ich ihn zu preisen.

Am Sonntage und Neujahrstage bin ich auf's wunderbarste vom HErrn gestärkt worden. Ganz besonders bei der Leichenrede. — Ich habe etwas Aehnliches noch nicht erlebt. Ich muß mich tief in den Staub demüthigen vor dem HErrn. Ich muß sagen, der HErr hatte mich gelehrt, mir die Geschichte von der Ehebrecherinn zum Text der Leichenrede zu wählen. Bei einer von Thränen fast unterdrückten Stimme schenkte mir der HErr Worte, welche die Versammlung so erschütterten, daß man in einzelen Augenblicken kein Weinen, sondern ein in die Seele greifendes Heulen hörte. Ich sprach nämlich u. s. f. —

In Ansehung seines Verhaltens vor Gericht bittet er schon in dem erstangeführten Briefe über den Tod des Mädchens den Freund um Rath: „Man räth mir, im Gerichte nicht alles anzugeben, was ich mit dem Mädchen vorgenommen, was ich zu ihr geredet, wie ich für sie gebetet, lgut, in ihrer Gegenwart u. dergl. Mein Gewissen will aber, ich soll auch das bekennen, nichts fürchten, nichts scheuen. Ich mögte mich durch-

aus nicht weltklug in dieser Sache benehmen. Mag es mir nun gehen, wie es gehe, mag ich auch Amt und was sonst verlieren, wenn ich nur den HErrn behalte. Also rathe mir mit Ihm, und bitte Ihn für mich ..."

In diesem Sinne erschien S. am 4. Januar nochmals vor Gericht. Gestärkt durch die Losung des Tages: „Was ihr bittet in meinem Namen, das will ich thun," wollte er sich ganz von dem HErrn leiten lassen, den Umständen nach zu schweigen, überall aber auch der Wahrheit des Herganges nach zu reden und zu bekennen. So ängstlich war er jedoch darauf bedacht, sein Gewissen rein zu halten, und nicht etwa durch Menschenfurcht und Scheu vor dem Ausspruch des zeitlichen Gerichtes seine etwanige Schuld zu verkleinern, oder durch eine geschickte, wenn auch wahre Darstellung des Herganges der Sache diese in einem günstigeren Lichte darzustellen, daß er sogar die zu Protokoll gegebenen Aussagen noch durch briefliche Mittheilungen ergänzte, die er zu den Akten eingab, auch wenn er deutlich voraussah, daß dadurch ein ungünstigeres Licht auf sein Verhalten fiel, als durch seine ursprüngliche Erklärung.

Das Urtheil des Lesers wird indeß nach dem vorliegenden reif sein. Wer mögte nicht einmal und öfter in ähnlichen Fällen ähnlich oder doch nicht besser gethan haben, als S. that? Nur daß grade in diesem Falle es der wunderbaren Weisheit Gottes gefiel, den so tief zu demüthigen, welchen er bald hoch erheben wollte!

Lange blieb S. ungewiß, welches der endliche Ausgang der Sache sein würde. Er war bereit, bei seiner lieben Gemeine zu bleiben, bis an sein Ende, oder auch zu verlassen, was ihm hienieden das Theuerste war, wenn es gefordert würde: sein Amt und seine Gemeine. Ob indeß sein Herz auch diese Demüthigung, die Trennung von dem ertragen hätte, was mit seinem innersten Lebensgrunde zusammenhing, oder ob sein treues Herz unter der Macht einer solchen Prüfung gebrochen wäre: das steht dahin! — —

Diese Prüfung hatte ihm der HErr nicht zugedacht; „das Licht muß dem Gerechten immer wieder aufgehen, und Freude

den frommen Herzen!" spricht der HErr (Ps. 97). Welches Gericht aber hätte auch anders in diesem Falle sprechen mögen, als hier geschahe. Am 19. September 1838 schreibt er dieserhalb an B.: ... „Gestern erfuhr ich den Ausgang meiner Angelegenheit. Ich bin von dem Kammergericht ganz frei gesprochen, und nicht einmal zu den Gerichtskosten verurtheilt worden. Das Ob.-Med.-Kollegium hat die Ursach des Todes vorzüglich aus der durch die Unvorsichtigkeit des Mädchens gestörten ersten Geschlechtsentwicklung erklärt. So hat denn der HErr hier wunderbar durchgeholfen, sein Name sei gelobt in Ewigkeit! O, wie ist mir die Zeit jener Anfechtung von unaussprechlichem Segen gewesen, ach, wie ist aber auch damals für mich unwürdigen Knecht gebetet worden! Ja, die Gebete müssen mir für Zeit und Ewigkeit Segen bringen! Ja, das ist die Frucht, daß ich immer mehr erkenne, wie wohl dem ist, der einen Heiland hat, und daß ich gern stets bei diesem HErrn bleibe, daß ich mich immer tiefer in seine Liebe hineinsenken möge!"

„So müssen denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Besten dienen!" Und gewiß waren auch diese „Leiden nicht werth der Herrlichkeit, die, ach so bald! an ihm sollte geoffenbaret werden."*)

Sybel's letzte Lebenswochen und Tod.

„Sei getreu, bis an den Tod, so will ich
Dir die Krone des ewigen Lebens geben."
Offenb. 2, 10.

Ist der Tod der Sünden Sold: so kann das Leben der Kinder der Sünde kein anderes, als ein Sterbensleben sein, ein fortgehendes Aufwachsen des Todeskeimes, den alle mit der Sünde in sich selbst tragen; im besten Falle ein fortgehendes Sehnen der für das Leben geschaffenen Seele nach Erlösung, die sich nicht frei, nicht wohl, noch lebendig fühlen kann in diesem Leben der Sünde und des Todes. Mit dem Unterschiede jedoch, Preis Dir, o großer Fürst des Lebens! mit dem großen, von der Hölle bis zum Himmel gehenden Unterschiede, daß die

*) Röm. 8.

Kinder der Gnade, die in Christo ihren Erlöser gefunden haben, täglich der Sünde absterbend und der Gerechtigkeit, die vor Gott gilt,*) lebend, schon in dem neuen, mit Christo in Gott verborgenen, Leben stehen. In ihnen überwindet der Keim des neuen Lebens jenen alten Keim der Sünde und des Todes. Aber jenes Sehnen nach der Heimath des wahren Lebens, nach der vollkommenen Freiheit der Kinder Gottes in dem, welcher der Grund des neuen Lebens in ihnen ist, bleibet. „Suchet mich, so werdet ihr leben! spricht der HErr" (Amos 5, 4), dieses Wort erneuert unter täglichem Finden und Schmecken der Freundlichkeit Gottes seine Anziehungskraft, die nach oben gehet. „Unser Wandel ist im Himmel" — „Wir haben hier keine bleibende Statt: die zukünftige suchen wir" — „Es ist noch eine Ruhe, eine selige, ewige Erquickung, vorhanden dem Volke Gottes!" Dieses Wechselied singet die heimwärtskehrende Seele auf dem Wege ihrer Wallfahrt. „Wir sahen seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit des eingebornen Sohnes vom Vater, voller Gnade und Wahrheit!" tönet fort und fort aus den Tiefen der sehnenden Seele, die dem himmlischen Bräutigam entgegengehet, mit ihm einzugehen in die ewigen Hütten.

Wir haben dieses Heimweh, diese süße Lust des Sehnens nach der Heimath des ewigen Friedens, von dessen frühestem Regen in dem Knaben Sybel bis in das Alter des Mannes hin begleitet. Wir haben gesehen, wie dieses Sehnen, ohne äußerlich anzugebende Anregung, in ihm erwachte, wie das Lied des Wandervogels in seiner Brust erwacht; wie unter allen Arbeiten und Genüssen der Gegenwart die Ahnung des Zukünftigen seiner Seele gegenwärtig blieb, gleichwie in der Blüte des Sommers, ohne die Aernte des Dießseits abzuwarten, der Wandervogel sich zur Reise in die neue Heimath aufmacht.

Aber wir sahen auch, wie S. unter diesem Sehnen nach dem Jenseits den Blick auf das Dießseits nicht verlor; wie er vielmehr in der Aussaat für das Dießseits die Bedingung er-

*) Röm. 3, 24—26. Kol. 3, 3. „Denn ihr seid gestorben, und euer Leben ist mit Christo in Gott verborgen."

kannte, an der ewigen Aernte Theil zu haben, und so raſtlos wirkte, bis ihm nun die Nacht kam, da Niemand wirken kann.

Die zuletzt dargeſtellten Leiden mogten auch das Ihrige dazu beitragen, ſeine Reife für die Ewigkeit zu beſchleunigen. Doch war es im Allgemeinen gewiß mehr noch der ſüße Vorſchmack der Ewigkeit, den ihm die Gnade ſeines Heilands hienieden reichlich gewährte, wodurch ſeine Sehnſucht nach oben wuchs, als die Erfahrung der Leiden dieſer Zeit. Unter dieſen Leiden aber ſtanden gewiß auch die in den Tiefen des ſündigen Herzens gebornen obenan.

So ſchreibt er im Juli 1837 an Str.: ... „Unſre drei großen Feinde kommen zu verſchiedenen Zeiten. Mit einem hat man's immer zu thun. Mal iſt es offenbar der Teufel, welcher verſucht, dann wieder die Welt, am meiſten aber hab' ich jetzt mit dem eignen Fleiſche zu thun. Ei, wann dieſe Ketten ſpringen werden, und der Geiſt wird frei! dann werden Jubellieder klingen! Wie herrlich iſt die neue Welt ...!"

Im letzten Sommer ſeines Lebens, 1838, wurde er durch die Schwäche ſeiner Frau veranlaßt, täglich einige Vormittagsſtunden mit derſelben im Freien zu verleben. Während dieſer Zeit las er, wo ſich auf ihren Spaziergängen ein geeigneter Platz darbot, mit ihr das ganze neue Teſtament. Wie ſelige Stunden wurden ihm hierdurch beſchert, wie mußte ihm auch ſo wieder Freude aus Leid erwachſen! S's. Geſundheit gedieh auf dieſe Weiſe auch um ſo kräftiger. Die näheren Freunde hatten ihn nie ſo rüſtig und friſch geſehen, als bei einer feſtlichen Verſammlung derſelben im September des J.

Aber ſchon in den vorhergehenden Jahren ſchien ihm der Gedanke an den Tod der nächſtliegende zu ſein. So oft er hier bei dem Verfaſſer eintraf, wandte er die Rede einmal über das andere darauf; nur daß dieß ganz ſo unbefangen und wechſelnd geſchahe, wie der Wandrer auf hohem Bergesrücken den Blick bald auf die Tiefen der ſonnigen Ebene niederwirft, bald ihn zu den azurnen Höhen erhebt, wo der Urſprung iſt, nicht der Sonne allein, ſondern auch des Lichtes. Ja, wie auf hohem Vorgebirge das Auge die Gränzen der Meeres- und Himmelswölbung kaum noch auseinanderhält, ſo ſpiegelte ſich ihm auch

in allem Irdischen der verwandte Himmel, und in diesem wieder das Gegenbild der Erde ab.

Im allgemeinen hatte S. auch die Ahnung seiner frühen Vollendung. So sagte er schon im Herbst 1837 bei einer Beerdigung auf einem Filial einem trauten Mitgliede der Gemeine, daß auch sein Ziel wohl nicht fern sein werde, und bezeichnete auch das Lied, welches er an seinem Grabe gesungen zu haben wünschte.

Doch ist gewiß anzunehmen, daß dieser fortgehende Gedanke an den Tod nicht etwa mit dazu beigetragen habe, denselben sobald herbeizuführen, sondern daß vielmehr die Nähe seiner Vollendung die Ursach war, daß die Ahnung derselben wuchs, und sein sonst wohl kampflustiges, tapferes Herz der Freude des Sieges über den „letzten Feind" entgegenschlug. Denn eben die Freude, noch in der Zeit zu wirken für die Ewigkeit, und Seelen dem HErrn zu gewinnen; die Bereitwilligkeit, den Willen desselben in allem geschehen zu lassen, ließ ihn gern in dem glücklichsten Kreise der Seinen weilen; ein verzehrendes, krankhaftes Sehnen fand nicht in seinem Herzen Raum, welches gesund geworden war durch den Glauben; sein Blick nach dem Jenseits war der trauliche Blick eines Kindes nach dem nahen Auge des geliebten Vaters, der es an seiner Hand leitet.*)

Nach dem feuchten und kalten Sommer 1838 trat der Herbst und Winter d. J. ungewöhnlich früh ein. Dieß mogte die Ursach häufigerer Erkrankung sein. In dem Amtsorte Sybel's lagen viele Kranke an gastrischen und nervösen Fiebern, bei denen er fleißig aus- und einging. Im Anfang des Novembers fühlte S. selbst die ersten Regungen der Grippe. So fand ihn der treue Freund, Pastor Ritter am 6. November

*) Eine noch eben vor Vollendung des Druckes eingehende Nachricht der hinterbliebnen Wittwe erinnert daran, wie S. schon in früheren Jahren öfter an plötzlich eintretenden, furchtbaren Kopfschmerzen litt. Namentlich war dieß bald nach seiner Ankunft in L. der Fall, wo er in einer Nacht die Besinnung zu verlieren fürchtete. Ohne Zweifel kündigten sich in diesen Zufällen die Vorzeichen der späteren tödtlichen Krankheit an.

bei einem Besuche schon unwohl. R. hatte ihn in seiner Wohnung erwartet und ging ihm, als S. eintrat, freudig entgegen. „Küsse mich nicht," sagte ihm dieser, „ich komme von einem sehr schweren Kranken!"

Am vorhergehenden Sonntage (4. November) hatte S. die Reihenfolge der Predigten über den 2ten Artikel des christlichen Glaubens auf das königliche Amt Christi geführt. Schon am 31. Oktober hatte er sich mit dieser Predigt beschäftigt, wie er davon in einem Schreiben an den lieben Pastor Karbe Zeugniß giebt. Er bezeichnet ihm Thema und Dispositiön: Christus ist König, in den Reichen der Natur, der Gnade und der Herrlichkeit. „Da habe ich besonders die Seligkeit empfunden, sein eigen zu sein, und unter Ihm in seinem Reiche zu leben. Er ist der Weinstock, wir die Reben. Wie köstlich, Ihm Reben werden! Das ist unser Geschäft! ..." Es finden sich überhaupt drei ausführliche, schöne Briefe von diesem Tage vor. In allen spricht sich ein kräftig freudiger Sinn aus, der die Verhältnisse der Gegenwart umfaßt; ja keine Andeutung irgend einer bestimmteren Ahnung seiner nun so nahen Vollendung. Er freute sich der Einrichtung des neuen Pfarrhauses, pflanzte Weinstöcke und machte den Plan zu dem kleinen Gärtchen. „Nun wünschte ich aber auch drei Obstbäume zu pflanzen," schreibt er an jenem Tage an eine Freundinn zu Potsdam, „einen Apfelbaum, der soll Johannes heißen, einen Birnbaum, mit Namen Martin, und einen Herzkirschenbaum, Marie genannt ..."

An dem bezeichneten Novembersonntage hatte er nach der Predigt auf dem Filial daselbst in einer überheizten Stube eine Amtshandlung zu verrichten, worauf er in der rauhen Witterung nach der Stadt eilte, daselbst seine letzte Predigt zu halten. Inzwischen hatte sich die Grippe schon mehr und mehr bei ihm ausgebildet, nur nicht bis dahin, um die Freudigkeit des Glaubens zu hemmen, oder die Kraft der Verkündigung zu schwächen, die er nun an die Gemeine richtete. Diese Predigt wurde von der ganzen Gemeine unter der tiefsten Bewegung gehört. Den größten Eindruck jedoch machte die Botschaft, wie es schien, auf den Boten selbst. In der Grabrede berichtet sein lieber

Amtsnachfolger, der, wie gewöhnlich, sein Zuhörer gewesen, an die Gemeine: „In dem letzten Theile der Predigt, wo er die Herrlichkeit der Stadt Gottes jenseit des Grabes schilderte (Christus ein König im Reiche der Herrlichkeit) war mir eine besonders tiefe Bewegung seines Herzens fühlbar. Viele von euch werden sich erinnern, daß er diese Schilderung mit dem letzten Verse des Liedes: Ist's oder ist mein Geist entzückt? beschloß:

„Wie herrlich ist die neue Welt,
Die Gott den Frommen vorbehält,
Kein Mensch kann sie erwerben!
O Jesu, Herr der Herrlichkeit,
Du hast die Stätt' auch mir bereit't,
Hilf sie mir auch ererben!
Weise, preise ihre Kräfte, ihr Geschäfte mir Elenden;
Laß mich auf den Anblick enden!"*)

„Bei dieser letzten Zeile: Laß mich auf den Anblick enden! war die Wallung und Bewegung seines Herzens auf's höchste gesteigert. Es fiel mir ganz besonders auf. Ich dachte: Wie meint er das, und wie hat der Dichter des Liedes das gemeint? Das Wort schien mir zweideutig. Von dem Dichter däuchte mir, er habe damit sagen wollen: Laß mich einst auf diesen Anblick, mit solchem Anblick Deiner Herrlichkeit enden, künftig, wann es mit mir zum Sterben kommt. Von unserm Bruder aber däuchte es mir, indem er diese Zeile sprach, als fühlte er sich so erhoben im Geiste und so hingenommen von der Vorstellung der künftigen Herrlichkeit der Kinder Gottes, daß er in dem Augenblicke begehrte, hinüber entrückt zu werden, und daß er dieses Wort also meinte in dem Sinne: Ich bin's zufrieden, HErr, wenn Du mich jetzt gleich, da ich Deine Herrlichkeit beschreibe und im Geiste schaue, auf den Anblick sterben lässest. Ich hielt es ihm am Abend desselben Tages vor, sagte ihm, wie mir dieß Wort in seinem Munde geklungen, und er antwortete: „„Ja! so war mir's auch; ich hätte gleich enden mögen!""

Die weiteren Erklärungen S's. machen es jedoch klar, daß während jener ergreifenden Schilderung der Herrlichkeit des jen-

*) Vergl. Offenb. 21.

seitigen Reiches Christi nur eine vorübergehende Ahnung seines nahen Einganges der Sehnsucht des bewegten Herzens begegnete. Bei der Hinweisung des Freundes auf seine zeitlichen Verhältnisse erwiedert er, er wolle auch gar nicht eigenwilligen Vorstellungen sich hingeben, und gerne bleiben, so es des HErrn Wille sei.

In der folgenden Woche nahm sein Unwohlsein in dem Maße zu, daß er die mit großer Mühe aufgeschriebene erste Predigt über den dritten Artikel*) nicht mehr halten konnte. Inzwischen strebte er noch fortgehend, eine Fußwanderung hierher zu machen, um dadurch, wie so oft, ein etwa vorübergehendes Unwohlsein zu überwinden, nachdem er von der Rückkehr des lange ersehnten Freundes Kunde erhalten. Statt seiner traf ein andrer lieber Freund ein, der unterwegs von S's. Erkrankheit gehört, und da er mich verfehlt, seinen Weg alsbald über L. zurücknahm. Er traf ihn am 13ten recht unwohl, ziemlich fiebernd, jedoch entschlossen, am folgenden Tage eine Beichtrede zu halten. Der Freund redete ihm dieß ernstlich aus, Doyé übernahm die Predigt und S. ließ sich's gefallen, äußerte aber noch später: „Wenn ich keinen gläubigen Stellvertreter hätte, so ließe ich ihn nicht predigen." Gegen den ersteren Freund äußerte er gleichfalls, indem er ihm erzählte, wie wunderbar ihm bei der letzten Predigt und unter dem Gesange des angeführten Verses zu Muthe gewesen: man könne nicht wissen, ob das Ziel seiner Wallfahrt nicht schon nahe sei.

Am Mittwoch und Donnerstag (14. und 15. Nov.) lag S. zu Bett, mehr und mehr über seinen Kopf klagend. Am Freitag fühlte er sich noch einmal besser, so daß er außer dem Bette bleiben konnte. Der Arzt hatte ihn an diesem Tage besucht. Ein junger Freund, der S. beim Lesenlehren der obengedachten erwachsnen Konfirmanden behülflich war, kam zu der gewöhnlichen Stunde dieses Abends. Er fand S. auf dem Sopha sitzend und fragte ihn nach seinem Befinden. S. erwiederte mit freundlicher Miene: „Der HErr wird wohl wieder helfen!"

*) Jüterbog 1839, gedruckt bei A. M. Coldiz.

Zum letzten male hielt er an diesem Abend die Andacht mit den Seinen. Er wählte hierzu das Lied:

Fahre fort mit Liebesschlägen,
Süßer Jesu, liebster Hort!
Laß sich Trübsalswinde regen
Und bring' mich hiedurch an Port ꝛc.;

welches er jedoch nur vorlesen ließ, wie auch einen kürzeren Bibelabschnitt. Hierauf hielt er mit schwacher Stimme selbst das Gebet, empfahl sich, die Seinen und die Gemeine dem gnädigen Schutze des HErrn und eilte dann bald zu Bett.

In dieser Nacht zum Sonnabend kam die Krankheit ganz zum Ausbruch und gestaltete sich zu einer völligen Hirnentzündung.

Schon vor Einschlafen klagte er seiner Frau: „Ich weiß nicht, wie mir im Kopfe ist, es kommen mir schreckliche Gedanken. Wenn ich euch nur in dieser Nacht kein Leid anthue." Ach er that es freilich, indem er nun von dem Lager der Schmerzen nicht wieder aufstand.

Am Sonnabend war er sehr eingenommen im Kopfe, so daß er meist ganz starr dalag. Am Abend sahe und sprach ihn der Bruder D., grade als er bei klarem Bewußtsein war. Es schien diesem, als denke S. immer noch mehr an seine Berufsarbeiten, als an seine Krankheit; so ermahnte er ihn, er müsse nun auch krank sein wollen, sich nicht stärker machen wollen, als er sei, da er jetzt nach des HErrn Willen krank sein solle. S. nickte freundlich und versprach, sich das Liegen im Bette gefallen zu lassen.

Bald wußte er nicht mehr, wo er lag und war. Am Sonntag Vormittag (den 18. Nov.) erreichte die Entzündung, wie es schien, den höchsten Grad.

Indem ich nun fortfahre, den weiteren Verlauf der Krankheit und das Verhalten des Vollendeten in derselben zu erzählen, schließe ich mich überall genau an die Berichte der Augenzeugen an. Außer dem schriftlichen Berichte der Gattinn und der Schwester, die zur Pflege des geliebten Bruders nun herbeieilte, liegen mir die schriftlichen Beiträge der lieben Pfarrer Doyé und Straube vor, welcher letztre viele Tage und Nächte am Bette des theuersten Freundes verwachte, und so das köstliche

Vorrecht genoß, dem Freunde einen Liebesdienst zu vergelten, den dieser von seiner Jugend auf so oft am Krankenbette geleistet; endlich ein Aufsatz des vorgedachten jüngeren Freundes, der vielen mündlichen Mittheilungen der Augenzeugen nicht zu gedenken.

Auf alle, die S. während seiner Krankheit sahen, hat sein Anblick einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck gemacht. Sein öfteres Gebet: „O lieber HErr, gieb doch, daß durch mein Leiden und Sterben wenigstens eine Seele noch Dir und Deinem Reiche gewonnen werde," ist gewiß an mehr als einer Seele erfüllt worden. Dieß gründet sich weniger auf die oft an das Wunderbare gränzenden Aeußerungen Sybel's während seiner Krankheit, als auf das unnachahmliche Verhalten seiner Liebe und Freundlichkeit, seiner Geduld und Demuth. Was jene Aeußerungen und Erscheinungen betrifft, so dürfte bei dem Wechsel des unbewußten und bewußten Zustandes, der unfreien Erregungen der Phantasie und der klaren Anschauungen des zu den Pforten der Ewigkeit eingehenden Geistes, oft schwer zu sagen sein, auf welches Gebiet dieselben zu beziehen seien. Dagegen wird der Leser in diesem freien Verhalten die unwidersprechlichen Zeugnisse der Gnade erkennen, die nun an dem Baume seines schönen Erdenlebens die letzten, lieblichsten Früchte zur Reife brachte.

Am gedachten Sonntage früh flossen die Bilder seiner Phantasie auf eine merkwürdige Weise mit den freien Beziehungen seines Geisteslebens zusammen. Vielleicht vergegenwärtigte er sich seine in der Kirche versammelten Gemeinden. Er richtete sich im Bette auf, fing an zu reden, zu predigen, mit einer Stimme, die durch die Straße hinschallte und die Gläser klirren machte. Er betete, flehete für die Gemeinde, redete diese an, ermahnte sie zur Buße und rief häufig aus: „Hallelujah, der HErr wird siegen, der Löwe vom Stamm Juda! Suchet Jesum und sein Licht, alles andre hilft euch nicht!" Dazwischen dichtete und sang er Lieder zur Ehre Gottes und des Heilandes. Die Ermahnung, zu schweigen, wies er zurück: „Laßt mich, ich kann nicht schweigen, ich muß meinen HErrn preisen!" Durch alle seine Phantasieen waltete mehr oder weniger ein höherer Zusammenhang. Doyé redete ihn an, S. erkannte ihn und

ſagte: „Lieber Bruder, ich gehe nun zum HErrn; Du wirſt bleiben, ihr werdet aber alle nachfolgen. — Ich werde ſelig werden — ihr werdet auch ſelig werden.“ Sehr oft: „Suchet Jeſum und ſein Licht, alles andre hilft euch nicht! Wie herrlich wird's droben ſein!“ Eine Zeitlang, wo der Paroxismus am heftigſten war, ſchien er nicht Zeit zu haben zu ganzen Sätzen; da machte er ſich in einzelen Ausrufungen Luft, als: Tod! Leben! Hölle! Himmel! Seligkeit! Ewigkeit! — mit alles durchdringender Donnerſtimme geſprochen.

Am Nachmittag blieb er nun ganz ſprachlos liegen. Bruder B., von J. herübergeeilt, fand ihn ganz bewußtlos. Doch ſchien ihn S. zu kennen und blickte ihn mit herzdurchdringender Miene an. Am Abend kehrte die Aufregung wieder; mit ſtarker Stimme rief er wiederholt: „Der Löwe vom Stamm Juda, der HErr wird ſiegen. Ich bin ſchon ſelig, ich bin ſchon ſelig. Hallelujah!“

Nach Anwendung der vom Arzte verordneten Mittel (Blutegel, Aderlaß, kalte Umſchläge u. ſ. f.) wurde die Aufregung allmälig gedämpft, nun aber trat große Schwachheit und Erſchöpfung ein.

Am Montag fand ihn Str. ganz bewußtlos, mit ſtarren Augen daliegend; zuweilen erhob er ein lautes, unartikulirtes Geſchrei. Nach Anwendung der ärztlichen Mittel wurde er am Abend etwas ruhiger und blieb ſprachlos liegen. In der Nacht fing er nochmals mit lauter Stimme zu predigen an, und mit durchdringender Stimme auf das jüngſte Gericht zu weiſen, zur Buße zu ermahnen. Dann kehrte plötzlich ſein Bewußtſein zurück, er erwachte wie aus einem tiefen Schlaf, ſahe alle verwundert an und ſprach: „Liege ich denn zu Bett?“ und nannte einzele mit Namen. Alsbald betete er mit freiem Bewußtſein und rief dann mit freudiger Stimme dem, der ſeine Liebe war: „Du mein Leben, Du Friedensfürſt, Du mein Immanuel, Du Sarons Blume, Du mein Schönſter, Du Abglanz der Herrlichkeiten!“ und mit anderen, das Weſen und die Eigenſchaften des guten Hirten bezeichnenden, lieblichen Namen, in denen ſeine Liebe ſich nicht zu erſchöpfen wußte. Auch der Inhalt ſeiner Gebete war Lobpreiſung der Gnade des Heilandes.

Einmal sprach Str.: „Der alte Feind macht Dir viel zu schaffen.“ — „Ja,“ antwortete er, „der alte, alte Feind. Doch der HErr wird siegen, Hallelujah!“ Und nun sang er mit leiser, rührender Stimme die Melodie: „Nun danket alle Gott,“ ohne die Worte des Liedes auszusprechen.

Jetzt schien er bald eine Weile zu schlummern, bald gab er in Bildern der Phantasie, bald in freiem Bewußtsein Zeugniß von dem, was seine Seele bewegte. So sprach er mit lauter Stimme: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich habe Glauben gehalten, ich werde selig!“

So kam der Morgen heran, wo es schien, als nahe sein Ende. Er wurde sehr schwach, betete aber nochmals für sich und seine theure Gemeinde, schloß mehre liebe Seelen in das Gebet ein und befahl alle dem Schutze des HErrn. Es schien ihm, seine letzte Stunde sei schon nahe. Als man ihn umbettete, freute er sich sehr. „Das ist mein Sterbebette,“ sprach er, „lasset mich ein wenig schlafen, und dann will ich sterben!“ Er wandte sich an Straube, wünschte ihm und seiner Gemeinde Segen, trug ihm den Scheidegruß an die abwesenden Freunde auf, und segnete seine Kinder mit den Worten ein: „Der Segen Abraham's, der Segen Isaak's und der Segen Jakob's komme über euch!“ Dann nahm er auch von allen Umstehenden Abschied, bat sehr, sie mögten ihn nun mit seinem lieben Heiland ganz allein lassen, worauf man ihn auf einige Stunden verließ. Als Str. gegen Mittag abreisete und ihm das Abschiedswort sagte, erwiederte er: „Gelobt sei Jesus Christus!“ Es war inzwischen bedeutend besser geworden, und er äußerte, daß es doch wohl nicht des HErrn Wille gewesen, daß er jetzt sterben gesollt.

Wirklich dämmerte den Seinen, und vielleicht ihm selbst, noch ein hellerer Strahl der Hoffnung auf. Er lag den übrigen Theil der Woche (bis zum 24. Nov.) meist ruhig und schien auch weniger heftige Schmerzen zu leiden. Doch sprach er öfter vom Sterben und ermahnte die Freunde, sich nicht zu früh zu freuen, es könne doch sehr wohl zum Tode gehen.

In ähnlicher Weise blieb sein Befinden auch durch die beiden folgenden Wochen hin, bald mehr Befürchtung, bald mehr

Hoffnung erweckend. Es wollte keine rechte Krisis sichtbar werden. Da er indeß gar keinen Appetit bekam und dabei fortwährend laxirte, so erreichte seine Entkräftung einen sehr hohen Grad. Indeß fuhr der Ortsarzt, Dr. Roth, die ganze Zeit hindurch fort, den Kranken mit großer Liebe und Sorgfalt zu pflegen. Außerdem wurden die Jüterboger Aerzte öfter berathen.

Diese ganze Zeit, die Sybel den Seinen noch, gleichsam an der Pforte der Ewigkeit zurückblickend, erhalten wurde, hat auf alle, denen ihn zu sehen vergönnt war, einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Bei seiner großen Entkräftung konnte S. nur wenig sprechen. Was er aber sprach, waren Worte des Lebens, der tiefsten Demuth, des Dankes und der Liebe. Er betete viel, still, leise hörbar, so viel möglich für jeden, der seinem Bette sich nahte, für seine liebe Gemeinde, und gewiß für manche einzle Seele, welche die Früchte seines Gebetes droben erkennen und genießen wird. Des Irdischen so gut als ganz vergessend und völlig gewiß, daß, der ihn in seiner Armuth so reich versorgt, auch an den Seinen sich nach seinem Tode als Vater zeigen werde, blieb seine Seele immer ruhig bei dem, von dessen Liebeshand er sich ergriffen fühlte. Sorgte er noch, so waren es Sorgen der Liebe, daß die Seinen in ihrer Sorge um ihn zu weit gehen, ihre eigne Gesundheit gefährden mögten. Freundlich und dringend ermahnte er alle, die kurze Zeit der Gnade für die Ewigkeit auszukaufen. „Trage Deinen Schmerz wie eine Christinn, wenn ich todt sein werde!“ wiederholte er oft seiner Gattinn, die er freilich seit den früheſten Tagen ihrer Brautschaft auf diesen Hingang vorbereitet.*) „Suche Jesum und sein Licht, alles andre hilft dir nicht!“ rief er ihr wieder und wieder zu.

„In den Phantasieen brachte er wohl auch gleichgültige Sachen vor, so wie er aber betete oder von Christo sprach, so war auch jedes Wort tief und kräftig und von herrlichem Ausdruck.**). Ach, die ganze Zeit seiner Krankheit war Eine Predigt, eine überaus segensreiche, köstliche Predigt, und die Kranken-

*) Vergl. unter andern S. 147.

**) Worte der Schwester.

ſtube wurde ein geheiligter Aufenthalt voll Segen vom HErrn, welcher auch die in tiefſter Wehmuth Niedergebeugten ſtärken und aufrichten mußte.

Leider war es nur Wenigen vergönnt, unmittelbar Augenzeugen dieſer Vollendung zu ſein, oder auch nur von ferne die Predigt des ſchweigenden Dulders zu vernehmen.

Sybel ſelbſt ſorgte mit der rührendſten Sorgfalt, um ſein theures Leben, wenn irgend möglich, ſeinem Amt und ſeinem Hauſe zu erhalten. Daher geſtattete er es nach dem erſten Ausbruche der Hirnentzündung, welcher die innerſten Tiefen ſeines leiblichen Lebens aufgeregt hatte, nur den zu ſeiner Pflege unentbehrlichen Perſonen, ſeinem Bette zu nahen, oder auch nur in das Krankenzimmer zu treten. Es war merkwürdig, wie ſtark ſein Herz noch war, ſich hierin die äußerſte Gewalt anzuthun, weil er fühlte, daß ſeine Kräfte im übrigen zu ſchwach waren, die Freude des Anblickes eines geliebten Weſens zu ertragen. So viel möglich blieb er ganz allein, um ſein Hirn und ſeine Nerven zu ſchonen, und ließ, wenn er wachte, die wachenden Freunde nur ausnahmsweiſe hinter dem Schirm hervortreten. Selbſt ſeine Gattinn mußte ſich dieſem bittern Zwange unterwerfen. Irgend eine ſchnellere Bewegung, der Hinzutritt von mehren zugleich, erſchütterten ſeine aufgelöſ'ten Nerven alsbald heftig. So wurde es mir, dem ſo lange aus weiter Ferne erſehnten Freunde, nicht geſtattet, bei dem Kranken einzutreten. Bei der erſten Anfrage erwiederte er: „O nein, er muß der letzte ſein, der zu mir kommen darf!“ Später wagte man nicht einmal, ihm von der Anweſenheit meines Boten Kunde zu geben.

So entbehrte er ſelbſt des Anblickes der geliebten Kinder auf lange Zeit. Nur die Gegenwart der ewigen Liebe des Vaters und des guten Hirten mit dem Auge des Glaubens zu ſchauen, ſchien er noch ertragen zu können. Doch daß er als Kind der ewigen Liebe die natürlichen Gefühle des zärtlichen Vaters nicht ganz überwand, zeigte ſich auch. „Ach, wenn ich doch Mariechen, mein liebes Kind, ſehen dürfte! ach, nur einmal!“ ſagte er einſt mit bewegtem Herzen. Sie wurde gebracht. Doch als er nur ihre Anweſenheit hinter dem Schirm

vernahm, winkte er mit der Hand, sie hinwegzubringen, fühlend, daß er die Freude nicht ertragen könne.

Ueberhaupt unterwarf sich Sybel nicht allein mit unbedingtem Gehorsam allen Anordnungen des Arztes, sondern er ermahnte selbst seine Wärter, ihre Pflicht in dieser Hinsicht treu zu erfüllen. „Liebe Frau U.," hörte man ihn noch am Abend vor der vorletzten Nacht sagen, als jene eintrat, „in dieser Nacht haben Sie die Sorge für mich, es wird ein schwerer Dienst sein. Aber der HErr wird helfen und Sie werden treu sein; beobachten Sie alles recht genau, was der Arzt befohlen hat!" Einst verlangte ihn sehr, ein Christusbild in seiner Nähe zu haben, um oft auch mit dem Auge sich den theuersten Gegenstand zu vergegenwärtigen, den für ihn die Erde und der Himmel hatte. S's. Gattinn bemerkte ihm, daß ihn dieß doch vielleicht aufregen und ihn in der Phantasie beschäftigen mögte. „Ach ja," erwiederte er, „so laß nur; ich habe ihn ja doch im Herzen."

Als nun sein Leiden sich so lange verzog, wurden ihm oft die Nächte recht lang, und er fragte von Zeit zu Zeit nach der Uhr. So oft dann am Morgen der Laden des Fensters geöffnet wurde und das liebe Licht sein Auge berührte, so wandte sich sein Auge mit inniger Freude diesem Boten der höheren Welt zu und nun tönte leise von seinen dankerfüllten Lippen:

„O Jesu, süßes Licht,
Nun ist die Nacht vergangen,
Nun hat Dein Gnadenglanz
Auf's neue mich umfangen:
Nun ist, was in mir ist,
Vom Schlafe aufgeweckt,
Und hat nun in Begier
Zu Dir sich ausgestreckt!"

Dieß lispelte er meist mit schwacher, aber mit so inniger Stimme; die Töne brachen den Hörenden das Herz. Gleichermaßen begrüßte er seine Leidensgenossinn an jedem Morgen: „So seh' ich Dich noch einmal wieder, liebes Herz. O welche Gnade! O, B., laß uns auch dem HErrn dafür recht dankbar sein!"

So hoch das Maß seiner Leiden oft stieg, so daß es ihm auch im unbewußten Zustande öfter heftiges Schreien auspreßte, so nahm man nie auch nur die leiseste Regung des Unmuthes

oder der Ungeduld wahr. Ach, in dieser Hinsicht hätten auch seine entschiedensten Gegner ihn mit Verwunderung, vielleicht mit Neid erblicken müssen. So gewiß auch diese Hingebung ein Werk der Gnade war, so gewiß aber auch eine Frucht seiner Arbeit im Glauben und der Selbstverläugnung. Wirklich vernahm man ihn oft, obgleich niemand eine Spur von Ungeduld wahrnahm, um Geduld beten, vornämlich wenn er sich allein glaubte. So begleitete ihn gewiß auch jetzt noch die innere Anfechtung der Ungeduld, und seine unermüdliche Geduld erscheint als ein fortgehender Sieg des Geistes über das Fleisch, der Gnade über die Natur. Ebenso wurde es aus seinem übrigen Verhalten wohl sichtbar, daß nicht etwa Stumpfsinn und Fühllosigkeit seine Gelassenheit erleichterte. „Ach, es ist doch manchmal recht einsam auf dem Krankenbette, wenn der HErr nicht da ist!" sagte er einst zu dem Freunde an seinem Lager. Ein anderes Mal: „Mein Leiden ist recht groß; aber wer nun keinen Heiland hat!" An einem anderen Tage ermahnte ihn einer der Beistehenden, als er sich in der Phantasie unruhig auf dem Lager bewegte, recht still zu sein. „Ach ja," erwiederte er, „recht still sein, auf das Kreuz des Heilandes blicken!" —

Während er so schmerzlich leidend da lag, wollte er doch niemand durch sein Leiden Mühe machen. Alle schienen ihm zu viel für ihn zu thun, ihm zu viel Liebe zu erweisen. Wurden ihm Erquickungen dargeboten, so nahm er sie nicht ohne einiges Widerstreben an. Wer ihn nicht, wie ich dieß nun von den Lesern annehme, näher kannte, nicht in die Tiefe seines lauteren, demüthigen Herzens blickte, hätte ihn leicht verkennen mögen. So aber hielt er jedes Besondere für zu gut für sich, und er hätte gern aus dem letzten Bissen noch einen Genuß für Aermere bereiten mögen. Oefter labte ihn namentlich eine Scheibe der Apfelsine. „Ach," wiederholte er aber auch öfter, „hättet ihr dieß nicht einem anderen, einem ärmeren Kranken geben können?" Wies man ihn aber auf die Anordnung des Arztes, so war er auch zu solchen Genüssen sogleich bereit, und er genoß nun mit zärtlicher Dankbarkeit die Gaben der Liebe aus der Hand Gottes und der Menschen.

„Beugend und tiefbeschämend," sagt Doyé in seiner Mittheilung, „war die große, innige Dankbarkeit, die sein Herz, wie gegen seine Pfleger, so gegen Gott erfüllte. In der Zeit, wo er, mehr versuchsweise, etwas genoß, ein wenig Brühe, oder Suppe, oder einen Trunk Wasser, däuchte ihm alles zu gut und zu schön für ihn, erkannte er es dankbar für einen großen Vorzug, den er vor vielen Elenden genoß, die solche Wartung entbehren." So genoß er seine Vogelmahlzeiten stets mit Gebet. Konnte er selbst nicht sprechen, wenn ihm etwas dargereicht wurde, so wies er nach oben, oder lispelte: „dem HErrn danken!" und sahe es gern, wenn ein andrer an seiner Statt das Wort nahm. Einst, durch einen Trunk Wasser erquickt, sagte er: „Ach, wenn doch die lieben Leute wüßten, welch' eine Gnade das liebe Wasser ist, sie würden es besser achten und mit mehr Dank genießen!" Ein andermal, als man ihm das Glas reichte: „O, welch' ein Abglanz des Wassers des Lebens! wie schön wird es sein bei dem HErrn, wenn er mich Armen zu sich nimmt!"

Von der zärtlichen Sorge, die er für alle in seinem Leiden trug, gab er viele Zeichen. Einst hatte man den Arzt nicht zu ihm eingelassen, weil S. zu schlummern schien. Bald hernach erfuhr er dieß, und besorgt, daß der Arzt sich gekränkt fühlen mögte, schickte er sogleich zu ihm, um einen Besuch zu bitten, nur um ihm seine Gesinnung der Liebe darzulegen.

Gegen Ende der dritten Woche nach dem völligen Ausbruche der Hirnentzündung erwachte in S. das Verlangen, seinen Oheim Schmidt, einen nun alten, erfahrnen Arzt, zu Rathe zu ziehen. Mit treuer Liebe eilte dieser erprobte Freund am 7. Dez. von Berlin herbei. Es war ein Tag des schmerzlichsten Wiedersehens für beide. Schmidt erklärte, daß die Krankheit von einer Milzentzündung müsse ausgegangen sein, die Milz sei noch sehr entzündet. Es hatten sich auch heftige Stiche im Unterleibe eingestellt. Die in der Gegend der Milz angesetzten Blutegel thaten treffliche Wirkung, die Schmerzen ließen nach, es trat eine Ruhe ein, die nochmals der Hoffnung Raum gab, obwohl Schmidt die Gefahr für sehr groß erkannte.

Wirklich traten auch bald wieder die bedenklichsten Symptome

ein. Der bewußtlose Zustand kehrte wieder, es mußten nochmals Blutentziehungen angewendet werden, die Eisblasen, die nun schon so vielfach auf sein glühendes Gehirn gelegt worden, äußerten keine Wirkung mehr.

So schwand schon am 14. Dez. die letzte Hoffnung hin. In banger Besorgniß rüsteten sich die pflegenden Freunde auf die Nacht. Die erschöpften Hausgenossen legten sich nieder, da S. in einen tiefen Schlaf versunken war. Das Bewußtsein kehrte von Zeit zu Zeit wieder, er bat die arme Leidensgefährtinn, sich dem Schlafe hinzugeben, so wolle er's auch thun. So sagte er allen gute Nacht und sprach: „Nicht wahr, nun schläft man ja wohl bis an den Morgen?" Bald nach Mitternacht trat ein entsetzlicher Starrkrampf ein, der sich später am Tage noch wiederholte. Der Kopf wurde wie von unsichtbarer Macht in die Höhe gezogen, die Augen sahen starr vor sich hin. Die wachenden Freunde meinten, es trete schon der Todeskampf ein. Sie weckten die Hausgenossen, auch der Arzt eilte herbei, er verordnete Moschuspulver. Als die Gattinn eintrat, hatte der arbeitende Tod und die schauerliche Macht des Starrkrampfes ihn fast völlig gebunden. Aber während Hals und Kopf jeder freien Regung entzogen waren, und das Auge selbst gebunden schien, rang er, der Theuren ein Zeichen seines liebenden Bewußtseins zu geben. Die Schauer des Todes brechend, aber unvermögend, auch nur den Blick des Auges willkürlich zu lenken, sammelte er alle Kräfte der scheidenden Seele, und hauchte sie immer nach derselben Stelle blickend, aber in diesem Blicke die Gattinn suchend, mit geisterhafter Macht, mit unaussprechlicher Innigkeit, in diesen Blick des fast gebrochnen Auges.

Der Krampf verlor sich allmälig, das Bewußtsein blieb ihm nun meist gegenwärtig. Die weitere Scene des Tages war oft in den Schleier des Wunderbaren gehüllt, wenn gleich das Wunderbarste vielleicht auch jetzt dasjenige genannt zu werden verdient, was dem Vollendeten gleichsam schon natürlich war, oder was doch mehr von dem dießseitigen Reiche der Gnade Zeugniß gab, als von dem jenseitigen der Herrlichkeit.

Er betrachtete sich, während er bei vollem Bewußtsein er-

ſchien, als einen ſchon Verſtorbenen. „Berta, l. B.," rief er, als er der Sprache wieder mächtig wurde, „ſehe ich Dich noch wieder? Ach, wie wunderbar, wie ſchön, daß man ſeine Lieben doch noch ſehen kann, wenn man todt iſt!"

Ich überlaſſe es gern dem Leſer, ſich das eigne Urtheil zu bilden, ob die für die Ewigkeit ſo köſtlich gereifte Seele ſchon vor dem völligen Siege über den letzten Feind einen Blick in das gelobte Land des Jenſeits gethan haben mogte. Aber er erzählte nur, wie er im Sarge ſtehend aus dem Grabe zu der geliebten Gemeine das Scheidewort geredet — wie dieß nun bald in Erfüllung ging, und wohl noch heute geſchieht.

Von einem wiederholten Schlummer erwachend, ſagte er mit großer Freude: „Ich ſah' ein wunderbar glänzendes Licht; ſie gingen Hand in Hand und rangen und rangen. Ach, ich ſahe ſchon jene Herrlichkeit, ſo ſchön, ſo ſchön; und nun ſtehet ihr an meinem Bette und ſehet mich verwundert an; ach, ich war ſchon geſtorben! Ach, wie ein tiefes, wundervolles Blau. Ich durfte ſehen, aber nicht ganz konnte ich hineinſchauen."

Vom Morgen an blieb er bei vollem Bewußtſein, zugleich mit der klaren Vorausſicht ſeines nahen Todes. Er ließ daher nun die fromme Sorgfalt um Erhaltung ſeines Lebens fahren, und gab ſich ganz dieſen letzten Stunden hin. Schon in der Nacht ſagte er einmal: „Heut Abend, Wagen kommen, mich abholen, das iſt ausgemacht!"

Seine Seele blieb nun fortwährend an dem Angeſichte ſeines HErrn, bald betete er leiſe, bald laut und mit einer Macht, ſelbſt der Stimme, die alle in Erſtaunen ſetzte, bald richtete er bittend, ermahnend, ſegnend das Wort an die Umſtehenden. „Noch eine Stunde vor ſeinem Tode," ſagt die trauernde Schweſter, „betete er ſo ſchön, wie ich's nie noch hörte; ach, man hätte mitſterben mögen vor Wehmuth und Schmerz, ach, daß ich vermögte, dieſes Gebet zu beſchreiben!"

Dabei fuhr er fort, ſich als einen ſchon zweimal Verſtorbenen zu betrachten, und erzählte, was mit ihm jenſeit vorgegangen, doch in nicht ganz verſtändlicher Weiſe. Er nannte Namen vor Jahrhunderten Verſtorbener, die ihn hinübergeleitet. „Ich kam dann immer tiefer und tiefer, dann ging's an ein

Ringen, einer hielt ſich am andern, endlich ſahe ich ein herrliches Licht — und nun war ich wieder hier."

Am Tage verlangte ihn jetzt nach ſeinem treuen Freunde Doyé. Dieſer kam und fand ihn unter den Wehen und Schmerzen des Todes. S. bekam nochmals den Starrkrampf. „Mir bebet noch das Herz," ſagt der genannte Freund, „wenn ich hieran zurückdenke. Da ſchrie er jämmerlich weinend, wie ein zerſchlagenes Kind, ließ nicht ab vom Bitten um Erbarmen. Vorher, wie auch nachher, ſprach er viel; es war, als ob er nicht mehr ſchweigen wollte. Er nahm Abſchied von den Anweſenden. Ohne Zweifel litt er die heftigſten Schmerzen, dieß war ihm anzuſehen; aber kein Wort der Klage! Mit aller Kraft ſeines Geiſtes dachte er nur an eine rechte Bereitung zum Sterben. O, daß Du dabei geſtanden hätteſt! Ich vermag nicht, die gedemüthigte Liebe zu ſchildern, wie ſie aus ſeinen brechenden Augen mich anblickte. Da war in Wahrheit alle Eigenheit hinweg. Da hatte er nichts mehr, als ſeine Sünde und das Gebet des Bettlers: Sei mir gnädig! Da wollte er auch vor uns nichts mehr ſein, als ein elender Wurm, der alles von der Gnade hofft. Da wußte er nur von ſeiner Sünde zu reden, nur ſich unter uns alle zu ſtellen. Ach, ſprach er zu mir, langſam und mit Pauſen, wie bin ich noch ſo ſtolz! Da habe ich vorher den F. beten geheißen. Bald aber dachte ich, du kannſt es ja ſelber beſſer. Und gleichſam, auch ſich ſelbſt dafür zu ſtrafen, forderte er jenen zugleich auf, doch nun zu beten.

„Es iſt eine alte Sitte der Chriſten," fuhr er bald danach fort, indem er mit Ruhe zu den vielen Umſtehenden hinblickte, „beim Sterben den Angehörigen die Sünden abzubitten," und ſo bat er denn auch uns um Verzeihung — der Hirt die Schafe, die nichts als Dankgefühl und Liebe für ihn erfüllte. Ach, daß die ganze Gemeine hätte dabeiſtehen können! Doch auch ohne dieß haben wohl viele von ſeiner Demuth und Liebe gehört, ſo daß gewiß reichlich ſein Wunſch in Erfüllung gegangen iſt, den er noch vor dem Verſcheiden ausſprach, daß doch ſein Tod noch einer Seele zur Buße und zum Glauben helfen mögte, ſo wollte er ſich freuen mit den Engeln Gottes im Himmel.

Schon bei deſſen Eintreten hatte er D. auf das rührendſte um Verzeihung gebeten, daß er öfter, (was wohl nur mit dem eignen Herzen das Auge Gottes geſehen) ſtolz gegen ihn geweſen ſei. Jetzt rief er jeden einzelen, auch die Magd und die Wärterinn, zu ſich heran, ſie um Verzeihung jeder Unfreundlichkeit bittend, ihre Liebe ihnen dankend.

Noch einmal zog er die Genoſſinn ſeines Lebens mit Innigkeit an ſich: „O, HErr," ſprach er, „verzeihe auch meine ſo große Liebe zum Geſchöpf!" Und als auch dieſe nun ihn nicht laſſen konnte, ſprach er mit großer Beſtimmtheit: „Laß mich, Du kannſt mich nicht halten, der HErr hält mich ſchon!"

Jetzt ſammelte er ſeine Kräfte nochmals zum Gebet. Die Anweſenden knieeten nieder, er fing ganz leiſe an, immer mächtiger wurde aber ſeine Stimme, immer dringender ſein Flehen um Gnade für ſich, den ärmſten Sünder, für alle, die ſeinem Herzen theuer waren. Dieß war das letzte Gebet, deſſen oben ſchon die Schweſter gedachte. Nach demſelben neigte er ſich erſchöpft auf das Lager. „Ich habe Glauben gehalten, ich habe einen guten Kampf gekämpft, ich werde ſelig!" ſagte er nochmals.

Man reichte ihm nochmals etwas Saft dar. „Nun brauche ich keine irdiſche Speiſe mehr. Es wäre unrecht, wenn ich mein Leben noch verlängern wollte; der HErr hat mich ja ſchon zweimal gerufen!" entgegnete er aber. Eben ſo hörte man ihn jetzt noch mehrere Worte aus dem Taufbunde ſprechen, beſonders die letzten: „Im Glauben und Gehorſam Dir treu zu ſein, bis an mein letztes Ende."

Noch in der letzten Stunde verordnete der Arzt, ihm Senfpflaſter zu legen. Da, als die Frau und Schweſter ſie ihm um ſeine Füße zu legen beſchäftigt waren, als ſchon der obere Theil des Geſichtes, auch die Naſe erkaltet war, ſtrebte ſein bleicher Mund noch einmal zu einem ſanften Lächeln, ſprechend: „Ihr lieben Frauen, was mühet ihr euch doch, was kann dieß doch noch helfen? Liebe B., hätteſt Du dieſe Lappen nicht noch für einen armen Kranken aufbewahren mögen?" Dieſe durch das ganze Leben des Seligen erklärten Worte waren faſt die letzten, die ſein Mund hienieden ſprach.

Als er auch Doyé der Vollendung nahe schien, fragte dieser ihn, ob er sterben wolle auf den Namen des Herrn Jesu Christi. S. antwortete laut und kräftig: Ja! Hierauf sprach der Freund den Segen über ihn, was ihm erwünscht zu kommen schien. Er schien ruhiger zu werden, und was er nun sprach, verstand D. so, als ob er wünsche, gezeichnet zu werden. Der Freund glaubte, er wolle das Zeichen des Kreuzes auf der Stirn haben, machte ihm dasselbe dreimal, und schien den Wunsch errathen zu haben. S. lag still mit geschlossenen Augen und wiederholte lange immer nur die Worte: „Heilige Züge, heilige Züge!“ immer leiser und leiser, wobei es recht merklich war, daß er sich innerlich wohl und selig fühle.

„Ach,“ mögte ich mit dem lieben Bruder Doyé sagen, wäre der Selige nicht in der Hand seines HErrn über allen menschlichen Wunsch erhoben, „daß er in diesem Augenblicke hinübergegangen wäre!“ Nun aber trat noch der letzte Starrkrampf ein, nach welchem das Auge völlig brach. Der Tod vollendete sein Würgeamt. Gehend durch des Todes dunkles Thal, lallte S. noch unverständliche Worte. Nur in den letzten Minuten wollten alle den oft mit ganz leiser, dumpfer Stimme gesprochnen Ruf: Hülfe! Hülfe! vernehmen. War auch das noch Kampf, und sollte dieser Kämpfer ringend, ohne Erquickung sterben? Sollte er auch darin seines Heilandes Tode ähnlich werden,*) ihm im Sterben nachrufen: „Mein Gott, mein Gott! warum hast du mich verlassen!“ und so als ein verlorenes Schaf nun für immer in die Hand des guten Hirten fallen?? oder war es Triumph und Siegesruf über die Hülfe, die er gefunden?? Nach dem Eindruck, den jenes Rufen auf die Anwesenden machte, war es, auch dieß versage ich dem Leser nicht, jenes erste. Doch wie dem sei: die Hülfe ist ihm in der Stunde geworden! Er ist aus der Angst und Gericht genommen, wer will seines Lebens Länge auskünden? Die Leiden dieser Zeit waren nicht werth der Herrlichkeit, die an ihm offenbaret worden. Der Tod ist doch verschlungen in den Sieg. Tod, wo ist dein Stachel; Hölle, wo ist dein Sieg? Gott aber sei Dank, der ihm

*) Phil. 3, 10.

(der uns) den Sieg gegeben hat durch unsern Herrn Jesum Christum. Darum, so ruft uns das Leben und das Ende des Seligen mit dem Apostel zu: Darum, meine lieben Brüder, seid fest, unbeweglich, und nehmet immer zu in dem Werke des HErrn; sintemal ihr wisset, daß eure Arbeit nicht vergeblich ist in dem HErrn!" *)

Der liebe Herr Superintendent Beck sprach jetzt nochmals den Segen über den Sterbenden, die Umstehenden harreten noch eine Weile an seinem Lager, bis er, um 3 Uhr Nachmittags, den letzten, tiefen Athemzug that, und seine begnadigte Seele einging zu seines HErrn Freude.

Nach seinem Tode fand man ein Blatt in seinem Schreibtische, welches er wahrscheinlich vor dem völligen Ausbruche der Krankheit also beschrieben:

„Mein Begräbniß soll sehr einfach sein. An meinem Grabe wünsche ich, daß einer meiner Herzensbrüder zur Gemeinde spreche über die Worte: „Das ist je gewißlich wahr und ein theuerwerthes Wort, daß Jesus Christus gekommen ist in die Welt, die Sünder selig zu machen, unter welchen ich der vornehmste bin." **) Hier kommt ein armer Sünder her, der gern für's Lös'geld selig wär'. Also kein Rühmens machen."

Auch diese Worte finden in des Seligen Leben ihre vollständige, schönste Erklärung.

Freund Doyé übernahm den Auftrag, die Grabrede zu halten. Ihm schloß sich, dem Drange des Herzens folgend, der Herr Sup. Beck an. In einem konnten beide dem Wunsche des Seligen nicht ganz nachkommen. Sie mußten lautes Zeugniß davon geben, was die Gnade des HErrn an dem Verewigten und so auch durch denselben gethan. Doch blieb dem HErrn die Ehre: und dieß war ja seines Dieners Verlangen. ***)

Eine übergroße Menge der tiefbewegten Menschen war täglich in das Sterbehaus gedrungen, die theuren, lieben Züge des Verewigten noch einmal zu schauen. Es war jetzt wohl in der

*) Jes. 53. 1 Kor. 15. Röm. 8, 18.

**) 1 Tim. 1, 15.

***) Beide Reden sind abgedruckt im ersten Jahresbericht der Bibelgesellschaft zu Werder bei Jüterbog.

ganzen großen Gemeinde nur Eine Stimme über den Hingegangenen, nur Eine Klage über den unersetzlichen Verlust.

Auch dem Verfasser war es nur vergönnt, das erblichene Antlitz des Freundes noch einmal zu sehen, der von Jugend auf seiner Augen und seines Herzens Lust gewesen. Aber die Empfindungen des Herzens an dem Sarge eines solchen Freundes kann nur die eigne Erfahrung kund thun.

Das Begräbniß fiel auf den 19. Dezember, einen rauhen Wintertag. Eine unübersehbare Menge der Leidtragenden hatte sich freiwillig eingefunden. Der Weg durch die Stadt nach dem fernen Kirchhofe war mit dem letzten Immergrün des Winters bestreut. Ach, dahin gingen wir nun mit der Hülle des Theuren, unter dem herzbewegenden Geläute der Glocken, welches ihm allezeit so lieblich däuchte! — Mit unbeschreiblicher, tiefinnerlicher Bewegung hörten alle die Grabreden an. *).

Die ungewöhnliche Theilnahme an dem Hingange S's. sprach sich mannichfach auf die rührendste Weise aus. Da die hinterbliebne Gattinn, wie es schien, ohne Hoffnung darniederlag, boten sich von allen Seiten, durchaus unaufgefordert, die achtbarsten Familien an, eins und selbst mehre der hinterbliebnen Kinder aufzunehmen. Mir sind deren nicht weniger als zehn Familien bekannt; die oftgenannte edle Familie erbot sich, alle aufzunehmen; einer der älteren, später etwas ferner getretnen Freunde wollte nur mehr Berechtigten weichen, sonst aber auch gern zweien der Kinder in seinem, nicht mit zeitlichen Gütern gesegneten, Hause eine Zufluchtsstätte der Liebe eröffnen. Imgleichen schenkte die dankbare Stadt aus den überaus geringen Mitteln der Kommunalkasse jedem der Kinder zum nahen Weihnachten ein Sparkassenbuch mit einer ansehnlichen Summe.

Und nicht in dieser Hinsicht allein ward der Glaube S's. gerechtfertigt, zeigten sich die Früchte seiner Saat in der lieben Gemeinde.

Einige Glieder der Landgemeinden trösteten sich über des treuen Hirten Tod mit diesem Troste: „Es mögte sein Hingang

*) Während die hartgefrorne Erde auf des Sarges Deckel schlug, schwebte ein (von mir deutlich wahrgenommener) Schmetterling über das offene Grab hin.

nöthig geweſen ſein, da die menſchliche Schwachheit ſich ſonſt zu ſehr an ſeine Perſon gebunden haben könnte, wenn er ihnen nach dieſen Leiden wiedergegeben worden wäre.“ Ein Verehrer und Freund, ein wiſſenſchaftlicher und ſehr proteſtantiſcher Mann, äußerte ſpäterhin, es ſei ihm jetzt klar, wie die katholiſche Kirche ſich wohl bis zur Verehrung und Anrufung der Heiligen verirren konnte. In dem gleichen, einfältig evangeliſchen Sinne iſt es ohne Zweifel zu deuten, wenn der Nachthüter des Filials Gottow kürzlich in der Stadt erzählte, daß er ſeinen Weg dahin über den Kirchhof genommen, um an dem Grabe des treuen Hirten ein Vaterunſer zu beten — wobei ihm die bitteren Thränen über die gefurchten Wangen rollten.

So fand S. zu dem Einen, was er ſuchte, reichlich dasjenige, was er nie geſucht, und ein Widerſchein der Ehre deſſen, dem allein die Ehre gebühret, fiel auf den armen Diener zurück, den Seine Gnade ſo reich gemacht. — —

* * *

Von Dir aber ſcheidend, geliebter Leſer, reiche ich Dir im Geiſte die Bruderhand, welche Dir das Schönſte geboten hat, was ich mein nenne! Iſt mein Freund durch meine Gabe der Deine geworden: ſo ſei er uns hinfort eine liebliche Mahnung, ein dringender Ruf, hinzugehen und ein Gleiches zu thun, in der Nachfolge Chriſti ihm nachzufolgen; ſo vermehre er uns die Anziehungskraft des himmliſchen Lebensmagneten, zu welchem er durch Sünde und Tod hindurchgedrungen, zu Jeſu Chriſto, unſrem HErrn! Ihm und dem Vater und dem Heiligen Geiſte ſei Lob und Preis in Ewigkeit!

Druck von A. M. Coldiz in Jüterbog.